Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Neue Ausgabe.

Zweiter Band.

1812.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Fünfte Auflage.

Zweiter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.

Fünftes Buch.

Erstes Kapitel.

Seit Ludwig's Abwesenheit schwanden seiner Mutter und Schwester die Tage still und traurig dahin; Marie trug ihren Schmerz mit sanftem Dulden. Sie klagte nicht, sie weinte nicht, nur in verdoppelter liebender Sorge für die Mutter suchte sie Trost; über ihr ganzes Wesen war eine wehmüthige Freundlichkeit gebreitet, welche ihr einen neuen zartern Reiz verlieh. Sie wurde, und dies ist die Natur edler Seelen, durch ihren Kummer besser, und je mehr sie selbst litt, desto reger wurde ihre Aufmerksamkeit und ihr Mitgefühl für die Leiden anderer. So widmete sie der Mutter, deren Brustübel sich seit der innern Erschütterung, die Ludwig's Schicksal ihr bereitet hatte, leider bedenklich verschlimmerte, alle Gedanken ihrer Seele; vom frühesten Morgen an, wenn sie, vor dem Tage erwacht, einsam auf ihrem Lager saß, sann sie darauf, wie sie durch kleine Freuden und Annehmlichkeiten der Kränkelnden über die lange, stumme Trauer dieser trüben Tage hinweghelfen, sie unvermerkt über ihren Schmerz täuschen wollte. Heimlich aber quälte sie sich mit der Besorgniß, daß die Tage der Mutter ihrem Ziele nahe seien. Und nicht ohne Grund; denn sie kannte jenes stille

Untergraben der Gesundheit, welches der verschlossene, entweder aus Grundsatz, oder infolge einer besondern Eigenthümlichkeit des Gemüths sich wenig äußernde, innerlich aber desto mächtiger verzehrende Schmerz ausübt. Und die Mutter duldete so. Ein Fremder hätte bei dem steten Gleichmuthe, welchen sie zeigte, bei ihrer freundlichen, wiewol nicht lebhaften Theilnahme an allem, was um sie her vorging, schwerlich geahnet, daß die Brust dieser still wohlwollenden Frau von einer so schweren Sorge, einem so tiefen Kummer erfüllt war. Marie kannte sie und fürchtete daher um so mehr, je weniger zu fürchten schien.

So seltsam es scheinen mag, so war doch diese Zeit der Prüfungen eine ungemein wohlthätige für Marien, denn die strengen Forderungen der Pflicht, welche sie als besorgte Pflegerin der Mutter zu erfüllen hatte, zogen sie von der steten Beschäftigung mit ihrem eigenen Schmerze ab, der auf diese Weise unvermerkt von seiner herben Schärfe verlor und mild auszuheilen begann, sodaß sie nicht mehr die heißen Schmerzen der Wunde selbst, sondern nur die sanfte Ermattung empfand, welche nachzufolgen pflegt, wenn die heftigste Verblutung vorüber ist. Sie war auch zu einer äußerlichen Thätigkeit gezwungen, und diese zog sie am meisten von dem Versinken in sich selbst ab. Manches trug auch das dazu bei, daß abwechselnd Julie oder Emma vom Lande hereinkamen und ihr treulich Gesellschaft und Beistand leisteten.

So verstrich die Hälfte des Sommers fast zum Erstaunen schnell, und die Tage fingen schon merklich an wieder abzunehmen, als die Mutter sich wieder gestärkt genug glaubte, um ins Bad nach Teplitz gehen zu können, welches sie in jedem Jahre zu gebrauchen pflegte. Der Julius war noch nicht ganz verflossen, als sie diese Reise in Begleitung Mariens antrat. An einem heitern Morgen, wo der Himmel

im reinsten Blau über der Erde stand, und das Silbernetz des Thaues reich blitzend über die ganze Flur geworfen war, verließen sie die Stadt. In einem einsamen, an der Straße unweit Peterswalde stehenden Gasthause brachten sie die Mittagsstunden zu. Währenddessen kühlte ein am Himmel heraufgestiegenes Gewitter, welches sich in einem furchtbaren Regenstrom entlud, die glühende Atmosphäre wohlthätig ab, Sie fuhren weiter, als der Regen noch leise herabtröpfelte, obwol das Gewölk sich schon verzog und heitere blaue Streifen durch die duftigen Nebelschleier blickten. Die tiefer stehende Sonne warf freundliche Strahlen seitwärts herein, daß Laub und Auen im funkelnden Diamantenschmuck der Tropfen glänzten. So erreichten sie den nollendorfer Berg, den sie langsam hinanfuhren. Mit der Nachmittagssonne langten sie auf dem Gipfel bei der kleinen Kirche an, und nunmehr lag das ganze Königreich Böhmen zu ihren Füßen ausgebreitet da. So oft Marie auch diesen großartigen Anblick gehabt hatte, so war sie doch immer neu von demselben überrascht und entzückt.

Sie stieg mit der Mutter aus dem Wagen und ging mit ihr von der Straße ab bis an die Kapelle, wo sie sich im Schatten derselben — denn die Sonne stand schon westlich hinter dem Gebirge — auf eine Bank niedersetzten. Das Erzgebirge dehnte seine grüne schattige Waldmauer majestätisch nach Südost hin aus; in den tiefen Schluchten glänzten die reinlichen Häuser vieler Ortschaften, Schlösser, Abteien. Die langen Waldungen streckten sich oft weit in das Land hinein, bevor sie sich in Kornfelder oder Wiesen verliefen; die Chaussee zog ihren weißen glänzenden Streifen in schlängelnder Windung den Abhang des Berges hinunter, theilte den Fichtenwald und reihte dann nach und nach die reichen Dörfer der Hügelebene an ihrem Bande auf. Marie ließ

mit Wohlgefallen ihre Blicke über die bekannte Landschaft schweifen. Mit träumerischer Ahnung heftete sie das Auge an die hohen blauen Bergkolosse der beiden Milleschauer, welche, ein majestätisches Zwillingspaar, im Herzen Böhmens aufstiegen und den Haupttheil der östlichen Begrenzung des Horizonts einnahmen. Ueber sie hinaus, dorthin, wohin der Westwind die verziehenden Gewitterwolken trieb, dorthin lag das ungeheuere Land, wo jetzt die Theuersten weilten, welche sie auf Erden besaß. Denn in tiefer, verschleierter Stille schlug ihr Herz auch für den Mann, dessen männlich würdiges Wesen, dessen edler Sinn ihre Liebe zugleich mit der wärmsten Achtung gewonnen hatte, und dem sie gern gefolgt wäre, wenn sie sich nicht durch heiligere Bande an das Vaterland gefesselt fühlte.

Der Wagen mußte des steilen Abhangs wegen einhemmen, daher konnten die Frauen einen nähern Fußpfad einschlagen, der sich bald wieder mit der Straße vereinigte. Dort stiegen sie ein und erreichten nunmehr nach wenigen Stunden ihren wohlbekannten Aufenthaltsort. Sie wurden daselbst von ihren alten Wirthen, dem Tischlermeister Holder und seiner Frau, denen sie schon angemeldet waren, aufs freundlichste begrüßt, und Marie hatte die Freude, von allen Kindern des Hauses, selbst von dem kleinen vierjährigen Mädchen, wieder erkannt zu werden. In wenigen Minuten waren sie in ihren beiden stillen Gartenstübchen eingerichtet und fühlten sich so traulich und wohl daselbst wie in ihrem eigenen Hause. Die Thür ihres Wohnzimmers leitete unmittelbar in den ziemlich großen Garten — denn das Haus lag in der Vorstadt — hinaus; zwar war derselbe größtentheils zu Obst und Küchengewächsen benutzt, jedoch fanden sich auch einige Blumenstöcke und schattige Lauben darin, welche einen ganz angenehmen Aufenthalt gewährten, zumal da man in der

Ferne den Schloßberg mit seiner herrlichen Ruine über die Gebüsche hineinragen sah.

Marie hatte einen ganz eigenthümlich weiblichen Sinn des Einnistens und Einbauens in trauliche Verhältnisse; es war ihr zur andern Natur geworden, alles um sich her freundlich und heimisch zu gestalten. Ein nicht geordnetes Zimmer erregte ihr oft, ohne daß sie sich dessen selbst bewußt war, ein peinliches Unbehagen. Dagegen fand sie sich glücklich im Einrichten und Aufschmücken eines Ortes, den sie zum Aufenthalt gewählt hatte. Nicht daß sie die Pracht oder auch nur die modische Eleganz geliebt hätte, aber alles um sie her mußte einen freundlichen Anstrich haben. Die Art, wie sie einen Blumentopf setzte, ihre weiblichen Handarbeiten im Zimmer um sich her ordnete, die Bücher, welche sie zunächst las, ihre Noten, kleinen Zeichnungen rings um sich her verbreitete, alles dies gewährte eine Behaglichkeit, von der sich jeder Eintretende, sobald er nur einen Blick über das Zimmer geworfen hatte, überrascht fand. So war es denn auch jetzt ihr erstes Geschäft, die Koffer auszupacken und die Räume des Gemachs theils zu füllen, theils zu zieren. Ihr weiblicher Ordnungssinn war aber nicht auf äußern Schein allein gerichtet, sondern erstreckte sich auch überall dahin, wohin das Auge des fremden Beobachters nicht drang. In ihrem Nähtisch, ihrem Kleiderschrank war dieselbe zierliche und bequemnützliche Einrichtung anzutreffen wie in ihrem Zimmer; ja, in ihrer Kleidung, in ihrem Haar erkannte der Beobachter das Walten desselben Gesetzes, die Wirksamkeit derselben Eigenschaften der Seele. Sollte man sich verwundern, wenn diese trauliche Ordnung und harmonische Verbindung der Räume und Dinge auch gewissermaßen in ihrem Charakter selbst zu erkennen war? Sie hätte einen düstern Kerker wohnlich zu machen gewußt durch weibliches Ordnen und Walten —

wie hätte sie nicht durch fromme entsagende Betrachtung, durch ein stetes aufmerksames Zusammenhalten ihrer Kräfte und Pflichten, durch ein williges Anerkennen alles dessen, was ihr Gütiges begegnete, auch der trüben Verwirrung tief schmerzlicher Geschicke eine sanftere Gestaltung geben, durch einen gefaßten Willen die Heftigkeit aufgeregter Leidenschaften auf eine schöne, wohlthuende Weise zügeln sollen?

Dieser eigenthümlichen Kraft ihres Gemüths verdankte sie eine sanfte Heiterkeit, die sie sogar in so traurigen Zeiten, wie sie jetzt durchlebte, nicht verließ und sich auch auf ihre Umgebungen verbreitete. Und die segnende Wirkung dieser, es ist schwer zu entscheiden, ob durch Uebung des Willens oder durch eine glückliche Naturanlage erlangten Kraft strömte auch auf sie selbst zurück. Denn wie sie durch dieselbe ihre Nächsten, Liebsten und vor allen ihre Mutter erheiterte, so wurde sie selbst in der That glücklicher, froher, hoffnungsreicher und sah, wenngleich durch einige trübe Schleier, doch mit freierm, vertrauensvollem Blicke in die Zukunft hinaus.

Am ersten Abende verließen beide Frauen das Haus nicht mehr; Marie hatte den Theetisch in die Gartenlaube tragen lassen, wo man, von wilden Weinranken und blühendem Jelängerjelieber umschattet, behaglich im Kühlen saß und den Schloßberg mit seinen Ruinen, von der Abendsonne glänzend vergoldet, vor sich sah. Hierhin lud sie die Töchter des Wirths ein, Anna und Therese, die erste ein zwölfjähriges, kluges, aufgewecktes Kind, das Marien schon so manche Belehrung verdankte und sie wohl genutzt hatte, die andere ein blondes, vierjähriges Lockenköpfchen, dessen drollige Munterkeit und liebkosendes zuthuliches Wesen es Marien so lieb wie ein Schwesterchen machten, wenn sie auch nicht die Pathe der Kleinen gewesen wäre. Anna fand sich geehrt dadurch,

daß sie mit ihrem Strickzeug, einer kleinen Dame gleich, an dem Theetisch der fremden Herrschaften sitzen konnte; Therese ergötzte durch ihr munteres Plaudern und ihre naiven Fragen. Marie sorgte für beide mit der Freundlichkeit einer ältern Schwester und munterte sie durch ein Eingehen auf ihre kindischen Vorstellungen zur freiesten Aeußerung ihres Wesens auf, bis endlich Therese, ungeduldig, solange zu sitzen, mit einem Stückchen Zucker in der Hand munter davonhüpfte und Marien aufforderte, sie zu haschen. Einem kleinen Amor gleich schlüpfte das Kind durch die Gebüsche, um der mit scherzhafter Drohung nacheilenden Marie zu entfliehen; diese trieb absichtlich das muthwillige Spiel eine Zeit lang fort, weil es gar zu reizend ließ, wenn die Kleine ihr Lockenköpfchen hinter den Zweigen eines grünen Busches hervorsteckte und mit ihrem Silberstimmchen fragte: „Siehst du mich, Tante?"

Indessen war die Abendröthe fast verduftet, und bläuliches Mondlicht mischte sich mit der rosigen Dämmerung, die sich über den Garten ergoß; die Sichel des Neumonds schwebte auf dem blauen ruhigen Ocean des Himmels und warf silberne Blicke zwischen die flüsternden Gebüsche hindurch. Die Kinder mußten nun hinauf um schlafen zu gehen, und Therese war auch, nachdem dem aufregenden Spiel der Neckereien die Abspannung gefolgt war, herzlich müde. Sie folgte daher willig der Dienstmagd und ließ sich hinauftragen. Die zunehmende Abendkälte nöthigte auch die Mutter, das Gemach zu suchen; Marie ging noch eine Zeit lang im Garten auf und nieder, dann folgte auch sie nach und genoß bald einer sanften, erquickenden Ruhe, die selbst das trauernde Herz nicht flieht, wenn es zugleich ein reines ist.

Mit dem nächsten Tage begannen die Einrichtungen, welche man für den Gebrauch des Bades zu treffen hatte;

ein sehr frühes Aufstehen wurde nothwendig, die übrigen Beschäftigungen mußten danach geregelt werden. Dahin gehörten auch die Spaziergänge, welche der Arzt verordnete. Marie begleitete ihre Mutter überall; während sich dieselbe im Bade befand, pflegte sie mit einigen Bekanntinnen aus Dresden, die sich gleichfalls als Badegäste eingefunden hatten, einen Spaziergang, zumeist im Schloßgarten, zu machen. Auf diesem wurde Marie, so eingezogen sie übrigens lebte, doch allmählich mit den verschiedenen, zum Theil seltsamen Figuren, welche sich in dem Badeort versammelt hatten, bekannt. Nach und nach wußte man, mit wem man die Badezeit zubrachte, Abreisende wurden vermißt, Neuankommende sogleich bemerkt. Die größere Freiheit des Umgangs, welche in einem Bade herrscht, brachte es mit sich, daß man auch mit fremden Männern leicht in ein Gespräch gerieth. Diese schlossen sich auch sehr gern an die Gruppe an, in welcher sich Marie befand; denn ihr feiner Wuchs erregte schon von ferne Aufmerksamkeit, ihre zierliche, wiewol sehr bescheidene Tracht reizte näher zu gehen, der sanfte, weibliche Ausdruck ihrer Züge, der treue Blick des blauen Auges und vor allem ihr einnehmendes, von spröder Zurückgezogenheit wie von anmaßendem Hervortreten gleich entferntes Wesen fesselten so mächtig, daß sich ältere wie jüngere Männer bestrebten, in ein Gespräch mit ihr zu kommen. Auch Frauen fühlten sich durch Mariens Wesen ungemein angezogen, und einstimmig bedauerte man es, daß diese liebenswürdige Erscheinung nur in der einen Morgenstunde sichtbar war und für den ganzen übrigen Theil des Tages verschwand. Zum Theil war dies eine Täuschung; denn obwol Marie nur die schönsten Abende zu Spaziergängen benutzen konnte, weil die Mutter jede Feuchtigkeit und Kühle scheuen mußte, so war sie doch nicht selten mit dieser und auch wol im Kreise

einiger nähern Bekannten in den schönen Umgebungen von Teplitz anzutreffen. Freilich aber wählte sie nicht jene von der großen Welt besonders vorgezogenen Orte, wo sich eine glänzende Menge zu versammeln pflegte, sondern sie suchte schöne, aber einsame Punkte am liebsten auf, wo sich kein anderer Genuß darbot als der jener reinen, erquickenden Gaben, welche die Natur uns aus nächster Hand wohlwollend reicht. Indessen hatte Mariens Erscheinen auf den Morgenspaziergängen sie doch der jüngern Badewelt nachgerade so bekannt gemacht, daß man ihre Gegenwart bei einem ländlichen Fest, welches man veranstalten wollte, für unerlaßlich hielt, wenn dieses nicht seines schönsten Schmuckes entbehren sollte. Als sie daher eines Morgens in der Nähe des Brunnens wie gewöhnlich in Begleitung ihrer Freundinnen erschien, näherte sich ihr eine Deputation junger Männer, an deren Spitze ein österreichischer Rittmeister, Arnheim, stand, welcher das Bad besuchte, um dadurch einen infolge einer schweren Verwundung, die er in der Schlacht bei Wagram erhalten hatte, gelähmten Arm zu heilen. Er redete sie mit bescheidenem Wesen folgendermaßen an: „Ich habe Ihnen im Namen der Brunnengesellschaft eine große Bitte vorzutragen, mein Fräulein; allein ich fürchte fast, Sie schlagen mir sie ab."

„Gewiß nicht", erwiderte Marie freundlich, „wenn die Erfüllung irgend in meiner Macht steht. Doch wüßte ich nicht", setzte sie unbefangen lächelnd hinzu, „was ich zu thun vermöchte, woran der Gesellschaft etwas gelegen sein könnte."

„Sie sind bisjetzt nur ein Morgenstern für uns gewesen, der mit dem wachsenden Tage verschwand", antwortete der Rittmeister, der dem Gleichniß übrigens nur einen scherzhaften Ton gab; „wir wollten Sie bitten, uns doch auch einmal als Abendstern zu glänzen. Auf morgen haben wir ein gemeinsames Fest veranstaltet; es würde uns sehr leid

thun, wenn es des schönen Schmuckes, den Ihre Gegenwart ihm leihen müßte, entbehren sollte. Dürfen wir darauf hoffen?"

Zugleich waren die übrigen jungen Leute näher getreten und vereinigten ihre Bitten mit denen des Rittmeisters.

„Sehr gern werde ich die Einladung annehmen", sprach Marie freundlich, „wenn meine Mutter es erlaubt."

„Nehmen Sie unsern aufrichtigsten Dank zuvor", entgegnete der Rittmeister lebhaft, und die übrigen jungen Männer äußerten sich ebenfalls dankend und freudig.

„Doch wo werden Sie Ihr Fest geben?" fragte Marie nach einigen Augenblicken.

„Wir sind übereingekommen", entgegnete Arnheim, „eine kleine Ausflucht in das Gebirge zu unternehmen und uns dabei durch Scherz und Spiel und, wenn es sein kann, auch durch Tanz im Freien so gut zu unterhalten, als es uns gelingen will. Wir denken nach Aussig hinüberzufahren und dort die Elbe hinauf nach dem Schreckenstein zu schiffen. Das Uebrige wollen wir der Gunst des Wetters einstweilen anheimstellen."

„Die Wahl der Unterhaltung kann meinen Neigungen nicht entsprechender sein", entgegnete Marie. Die jungen Männer drückten nochmals ihren Dank und ihre Freude aus und entfernten sich dann, um sich unter die übrigen Spaziergänger zu mischen. Die Familie aus Dresden, der sich Marie angeschlossen hatte, war gleichfalls zu dem Fest geladen, und die Töchter boten es sogleich Marien an, mit ihr gemeinsam hinauszufahren, falls die Mutter die Theilnahme ablehnen sollte. „Dies ist leider nur zu gewiß", sprach Marie, „denn der Ungewißheit des Wetters darf sie sich durchaus nicht aussetzen, ja selbst die Kühle des Stroms und des Abends wären, trotz der Wärme der Jahreszeit, zu

gefährlich für sie. Wie gern nehme ich es daher an, unter Ihrem Schutze dem Feste beizuwohnen; nicht, daß ich selbst in einer Stimmung wäre, die mir große Freude verspräche, aber weil es mir weh thun würde, eine so wohlwollende Einladung auszuschlagen."

Indem sie noch sprach, kam ihre Mutter den Laubgang herauf aus dem Bade zurück. Marie trug ihr sogleich die Sache vor und erhielt die bereitwilligste Zustimmung.

Zweites Kapitel.

Der heiterste Morgen war angebrochen; es schlug eben sechs Uhr, als Marie in einem leichten, weißen Sommerkleide, welches durch nichts als durch einige Lilabandschleifen verziert war, muntern Schrittes, nachdem sie die Mutter zum Abschiede herzlich geküßt hatte, durch den Garten ging, um durch das Hinterpförtchen desselben den nächsten Weg zu jener befreundeten Familie einzuschlagen, welche ihr zur Beschützerin dienen sollte. Es stand bereits ein Halbwagen vor der Thür des Hauses und die beiden jungen Mädchen flogen Marien schon auf der Treppe freudig entgegen. „Wir werden das schönste Wetter haben", sprach diese, nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren; „ich freue mich sehr auf die romantische Landschaft, die ich seit langer Zeit nicht besucht habe." Während dieses Gesprächs traten schon die Aeltern heraus, hießen Marien willkommen, und insgesammt ging man nun die Treppe hinunter, um einzusteigen. Bald hatte der Wagen die Stadt verlassen und rollte zwischen thauigen

Büschen und Hecken, Wiesen und Kornfeldern dem Ziel entgegen. Es mußte wunder nehmen, daß man noch keinen Wagen auf der Landstraße sah, da noch eine große Anzahl von Personen an dem Feste theilnahm. Auf einer kleinen Anhöhe, etwa eine Viertelstunde von der Stadt, wurde man auf das angenehmste überrascht. Schon von weitem entdeckte sich's, daß der Weg durch eine Blumenguirlande gesperrt sei; höher hinaufgekommen, gestaltete sich eine sehr anmuthige Ehrenpforte. Denn in freien, leichtgeschwungenen Bogen knüpfte sich die Blumenkette zwischen den Gipfeln zweier jungen Buchen, welche am Wege standen, und das Gebüsch, von welchem diese umgeben waren, hatte man reich mit Kränzen geschmückt, die sich von Zweig zu Zweig zogen und so ein zwar wenig geregeltes, doch eben in seiner Willkür und phantastischen Freiheit höchst überraschendes Gemälde bildeten. Mit Vergnügen verweilten die Blicke der Mädchen auf diesem angenehmen Schauspiele, welches ein günstiges Vorzeichen für die Freude des Tages zu sein schien. Plötzlich, als der Wagen sich eben unter der Ehrenpforte befand, sprengte von jeder Seite aus dem Gebüsch ein Reiter hervor, dessen Hut mit grünen Zweigen und Blumen romantisch geschmückt war; diesen folgten mehrere, die sich von beiden Seiten des Weges aufstellten und den Frauen einen fröhlichen Morgengruß brachten. Die Führer ritten hierauf an den Schlag und überreichten jeder Dame einen duftenden Strauß. Es war der Rittmeister, welcher Marien auf diese Weise bewillkommnete. Er und noch ein anderer Reiter begleiteten hierauf den Wagen, indem sie am Schlage desselben ritten. Sie baten zugleich, man möge langsam, im Schritt fahren, weil auf diese Weise sich nach und nach die übrigen Wagen aus der Stadt anschließen und so einen langen und fröhlichen Zug bilden sollten. „Wir sind also die ersten?“ fragte

Marie, als der Wagen weiter fuhr und der Rittmeister daneben hinritt. „Allerdings", erwiderte dieser. „Wir hatten alle Damen gebeten, pünktlich um sechs Uhr auszufahren, und es war so unter uns verabredet worden, daß wir, die wir beritten sind, alsdann hier auf der Höhe die Ankommenden begrüßen und uns zu zweien jedem Wagen anschließen sollten, wobei wir, da wir uns geordnet aufstellten, es alsdann ganz der Hand des Zufalls überlassen wollten, wessen Ritter wir auf diese Art würden. So sollte jeder Streit, jeder scheinbare Vorzug vermieden werden; der Zufall ordnet die Wagen und paart die Begleiter derselben, denn wir hatten uns gegenseitig unser Wort darauf gegeben, keiner Dame die kleine Ueberraschung hier oben zu verrathen, allen aber dieselbe Stunde der Abfahrt zu bestimmen. So sind wir auch der lästigen Maßregel überhoben worden, auf den Rang mancher Personen Rücksicht zu nehmen, und wir hoffen, daß, wenn einmal bei unserm Fest diese steifen Gesetze des Herkommens aufgehoben sind, sie uns auch den ganzen Tag über nicht weiter in dem Genuß der Freude stören werden. Aber indem wir sprechen, gestaltet sich ja unsere Karavane schon recht ansehnlich! Betrachten Sie nur, wie sich uns schon Wagen auf Wagen nähert, um sich unserm Zuge anzuschließen." In der That erblickte man auf der Höhe, die man soeben hinuntergefahren war, drei Wagen, welche, von ihren Reitern begleitet, in verschiedenen Zwischenräumen die Straße daherkamen. Bald hatten sie den ersten erreicht und fuhren nun gleich diesem im Schritt. Da man fortwährend die Straße bis zu dem Punkt im Auge behalten konnte, wo die Blumenpforte errichtet war, so gewährte es den heitersten Anblick, das Ankommen der Wagen zu beobachten, welche durch die farbigen Shawls, Kleider und hellen Hüte der Damen, wie durch die Blumensträuße, mit denen

die Reiter geschmückt waren, lebhaft gegen die Auen und Felder abstachen und einen schimmernden Glanz der Farben in das ruhige Bild der Landschaft brachten. Die zerstreuten Punkte, an denen das Auge haftete, rückten näher und näher zusammen, und bald gestalteten sie sich in einer reichen buntfarbigen Kette, die sich beweglich durch die Fluren dahinzog. Sie wand sich mit den schlängelnden Krümmungen der Straße, stieg mit ihr jede sanfte Höhe hinan und senkte sich im malerischen Abfall wieder ins Thal hinunter. Es war reizend, sie in den Gebüschen halb verschwinden, halb durch das Grün der Zweige schimmern zu sehen, oder sie an die steilere Wand einer felsigen Höhe gelehnt zu betrachten. Der ganze Zug unter dem heitern Himmel dahin, beglänzt von der Morgensonne, bot einen so fröhlichen Anblick dar, daß schon dadurch alle Anwesenden zur Freude gestimmt wurden, und sich das Fest auf das glücklichste einleitete.

Da jetzt niemand mehr in der Reihe fehlte, so nahm man von Zeit zu Zeit auch raschere Bewegungen und erreichte so bald eine Anhöhe, ungefähr in der Mitte zwischen Teplitz und Aussig, wo man ein Frühstück im Freien, für welches die Unternehmer Sorge getragen hatten, einnehmen wollte. Der Hügel gewährte einen angenehmen Ueberblick der Landschaft: am Fuße desselben dehnte sich ein reich umbüschtes Dörfchen aus, durch welches ein Gebirgsbach seinen muntern Lauf nahm; darüber hinaus erblickte man wogende Saatfelder, die sich über die Hügel breiteten und nur hier und da von Wiesenstreifen durchgittert wurden. Um diesen freundlichen Vordergrund zog das höhere Gebirge seine blaue, in duftige Morgennebel verschleierte Ringmauer. Hinter dem Platz, welchen man zum Ruhepunkte gewählt hatte, stieg die Bergwand etwas steiler und dicht bewaldet auf; sie zog sich links abwärts bis zum Städtchen Aussig hin, wo sie sich

gegen den Marienberg verlief. Dort entdeckte man auch an einer Reihe dunkler Waldhöhen das Elbthal, wiewol man den Strom selbst nicht gewahrte.

Eine alte Linde bot den schattigsten Platz zum Frühstücken dar; einige gefällte Baumstämme, welche am Boden lagen, wurden schnell zu ländlichen Ruhesitzen umgeschaffen; überdies breitete man die Wagenkissen auf dem Rasen aus und erhielt so für die Frauen türkische Polstersitze, auf denen sich's trefflich ruhen ließ. Bald war der ganze fröhliche Kreis gelagert, und man beschaute einander mit selbstvergnügter Zufriedenheit. Jedermann lobte die Veranstalter des Festes; diese gingen eifrig bemüht umher, fragten nach eines jeden Wünschen und Bedürfnissen und suchten von den Damen Rath zu erholen, wie dies und jenes noch zweckmäßiger einzurichten sei. Indessen kreisten schon die Erfrischungen; in den Händen der Männer sah man gefüllte Gläser; der Geist des Weines verbreitete seinen belebenden Einfluß; Fröhlichkeit, Scherz und Muthwille regten sich überall; das vertraulichste Band der Geselligkeit verknüpfte schon jetzt alle Anwesenden so, als ob sie längst miteinander umgegangen wären, wiewol die meisten sich doch fast fremd waren. Marie selbst wurde heiter in dieser heitern Umgebung; doch war selbst in den glücklichsten Zeiten ihre Freude immer stillerer Art; sie genoß mit einem reizenden Lächeln auf den Lippen, was sich ihr Schönes darbot, gewissermaßen nur in einem innern wohlgefälligen Betrachten der Bilder, welche von außen her in ihre Seele fielen. So ließ sie auch jetzt die Blicke ruhig über den Kreis der Versammelten schweifen und betrachtete die mancherlei Gestalten, deren es ernste und komische, reizende und zurückstoßende im bunten Gemisch durcheinander gab. Vor allen fielen ihr aber zwei Frauen auf, welche ihr gegenüber ziemlich entfernt, gegen den Stamm eines Baumes ge-

lehnt, auf Polstern saßen und von einem ältern und einem jüngern Manne lebhaft unterhalten wurden. Sie fragte den Rittmeister, der sich neben ihren Sitz auf den Rasen gelagert hatte, wer die beiden Damen seien. „In der That“, erwiderte dieser, „ich weiß es selbst nicht genau anzugeben; nur so viel ist mir bekannt, daß es erst gestern eingetroffene Fremde sind, welche noch nicht auf der Badeliste stehen. Erst diesen Morgen sind sie zu dem Feste eingeladen worden, als die vielen an dem Hotel vorüberfahrenden Wagen sie aufmerksam auf das machten, was man vorhabe. Zufällig wohnte einer der Mitveranstalter, der zurückgeblieben war, um einiges zu besorgen, was erst zu Mittag in Aussig eintreffen soll, auf demselben Corridor mit ihnen. Er begegnete ihnen, als sie eben nach dem Brunnen wollten; sie fragten ihn, was man vorhabe, und so konnte er natürlich nicht umhin, sie zu bitten, eine Einladung zu unserm Fest anzunehmen. Da der Wagen, mit dem sie nach dem Bade fahren wollten, vor der Thür stand, so durften sie nur die Richtung ändern, um sich gleich unserm Kreise anzuschließen. Und ich denke, wir werden nichts dabei verloren haben, denn die Mutter zeigt noch jetzt die Spuren hoher Schönheit, und die Tochter ist in der That ein reizendes Wesen. Ich habe noch nicht Gelegenheit gehabt, mich ihnen vorstellen zu lassen, allein ihr ganzes Benehmen zeugt von einer gewandten Bildung. Ich will aber doch sogleich einmal hinüber und den Baron Erlhofen selbst nach dem Namen derselben fragen, damit Sie volle Auskunft haben.“

Noch ehe es Marie hindern konnte, war der Rittmeister aufgesprungen, um die Erkundigungen einzuziehen. Währenddessen hatte sie Muße, die beiden edeln Gestalten aufmerksamer zu betrachten. Sie mußte sich gestehen, selten schönere Frauen gesehen zu haben, zumal hatte die ältere eine solche Hoheit

in ihrem Wesen, daß sie, obwol die jüngere mit allen Reizen zarter Anmuth geschmückt war, dieselbe doch gewissermaßen verdunkelte. Das schwarze Haar, welches die weiße Stirn bedeckte, lieh in Verbindung mit dem großen, dunkeln Auge dem Angesicht eine edle Melancholie, welcher die ältern Züge, insbesondere die mindere Frische der Wangen, noch einen erhöhten Grad gaben. Zwar saß die Fremde, und ein weiter dunkelrother Shawl verhüllte den Bau ihres Körpers, allein man war gewiß, wenn sie aufstand, mußte sie den Anstand einer Königin haben. Die Tochter war gewissermaßen der sanfte ,blaß aufsteigende Mond jener prächtig untergehenden Sonne gegenüber. Man konnte nicht eben von einer Aehnlichkeit zwischen beiden sprechen, doch war wenigstens eine nationale Verwandtschaft so hervorstechend bemerkbar, daß auch der oberflächlichste Blick hinreichte, einen nahen Zusammenhang zwischen ihnen zu erkennen.

Während Marie sich diesen Eindrücken überließ, kehrte der Rittmeister zurück und sprach: „Ich kann Ihnen jetzt genaue Kunde geben: die Damen sind Polinnen, die ältere eine Gräfin Johanna Micielska, die jüngere ihre Pflegetochter, Namens Lodoiska.“

Marie schreckte freudig zusammen, denn durch die Briefe ihres Bruders kannte sie diese Namen und wußte, daß Johanna Rasinski's Schwester war. Allein sie befand sich in einer eigenen, ängstlichen Verlegenheit, da sie gar nicht wußte, ob Rasinski ihrer jemals erwähnt habe; ihr Verhältniß zu Ludwig konnte er nicht mitgetheilt haben, da dieser einen andern Namen führte, jedoch war es wol möglich, daß er sie seiner Schwester genannt hatte, zumal da alle Briefe Mariens unter Rasinski's Adresse gingen, und er auch Ludwig's oder Bernhard's Antworten immer mit einem Couvert von seiner Hand und mit seinem Siegel einschloß und sie

so an Mariens Mutter beförderte. Sie hatte die größte Sehnsucht, mit der schönen Frau zu sprechen, sich nach ihrem Bruder, nach Bernhard zu erkundigen. Eine leise, aber dringende Stimme ihres Herzens, der sie jedoch kein Gehör schenken wollte, trieb sie auch an, nach dem Manne zu fragen, der ihr so schnell theuer geworden war; welch einen Kampf mußte sie bestehen, wenn sie gezwungen war, alle diese heiligen, mächtigen Triebe in die stummen Banden des Schweigens zu legen! Ihre Unbefangenheit für die Freude des Festes war dahin; alle ihre Gedanken richteten sich nur auf den einen Punkt, sie vermochte fast die Blicke nicht wieder von der Gräfin abzuwenden. Der Rittmeister knüpfte ein Gespräch mit ihr an, doch sie mußte ihre ganze Kraft zusammennehmen, um nur die nothwendigsten Antworten geben zu können. So lebhaft der gebildete Mann sprach, mit so geläufiger Anmuth er auch die gesellige Bedeutung eines solchen Festes zu schildern wußte, Marie bemerkte oftmals mit leichtem Erschrecken, daß sie ihn zwar aufmerksam angesehen, aber kein Wort von dem, was er sagte, gehört hatte. Sie sah nicht, wie anmuthig sich die Gruppen im Grünen lagerten, hörte nicht, wie fröhlicher Scherz überall laut wurde, ja sogar der Muthwille schon anfing sich ein wenig übermüthig zu zeigen. Es war ihr daher sehr lieb, als man nach einer halben Stunde wieder aufbrach und der Rittmeister ihr den Arm reichte, um sie wieder an den Wagen zu führen. Hier gab es einige Verwirrung; denn nicht alle hatten sich genau die Wagen gemerkt, in denen sie gekommen waren, und da es meistens Miethwagen aus Teplitz waren, so wußten die wenigsten sie wieder aufzufinden. So geschah es, daß man in einen freundschaftlich scherzhaften Streit gerieth, den der Muthwille einiger jungen Männer noch mehr verwirrte. Auch Marie kam in eine ähnliche Verlegenheit, da fremde

Damen schon in den Wagen eingestiegen waren, auf welchen sie mit ihrer Gesellschaft Ansprüche zu haben glaubte. Die Verwirrung war groß, aber durchaus scherzhaft, zumal da die jungen Männer die Kutscher durch ein Trinkgeld anstifteten, zu behaupten, sie könnten gar kein gültiges Zeugniß der Entscheidung ablegen, indem sie ja immer mit dem Rücken gegen die Herrschaften gesessen hätten, folglich nicht wüßten, wer sich im Wagen befunden habe. Der Streit wurde bald ein großmüthiger; da jeder nunmehr mit gesellschaftlicher Höflichkeit Unrecht haben und dem andern weichen wollte, so kam man freilich noch weniger vorwärts. Da rief endlich der Baron Erlhofen, einer der Anordner des Festes, der als ein wohlbeleibter Vierziger schon einiges Ansehen hatte, mit lauter Stimme um Gehör. Man verlangte allgemeine Stille, um seine Rede zu vernehmen. Er sprang munter auf einen abgestumpften Baumstamm, schwenkte sein Tuch, um die Zuhörer herbeizuwinken, und als sich eine ansehnliche corona um ihn versammelt hatte, begann er folgendermaßen: „Höchst ehrenwerthe Versammlung! Ich bin weder Cicero noch Demosthenes, aber beide Redner würden in meinem Falle fast ebenso viel Schwierigkeiten haben als ich; denn das Unübersteigliche ist für alle gleich. Die Weltgeschichte meldet uns viel von der Verwirrung beim Thurmbau zu Babel, sie spricht von den Irrgängen des Labyrinths, von den unlösbaren Verschlingungen des Gordischen Knotens, von den gemischten Sämereien, welche Aschenbrödel auseinander lesen mußte, von den unauflöslich verwickelten Beinen der Schildbürger — alles aber verschwindet gegen die furchtbare Verwirrung und Verblendung, mit welcher ein Gott oder ein Dämon uns in unberechenbares Unheil zu stürzen beabsichtigt. Die eisernen Männer, welche aus den Drachenzähnen emporwuchsen, die Jason auf Medeens Geheiß mit den

feuersprühenden Stieren untergepflügt hatte, erschlugen einander um den Stein, den der Räuber des Goldenen Vließes unter sie warf, nicht mit solcher Erbitterung, als wir, edle Freunde, im Kampfe um die teplitzer Miethwagen fast schon gezeigt hätten. Trojaner und Griechen fochten nicht so entbrannt um die treulose Helena, ja selbst Here, Pallas und Aphrodite stritten nicht so giftig um den Apfel der Eris als unsere Schönen um die Plätze dort in der Reihe der stolz aufgefahrenen Wagenburg. Alle Weisheit des Minos oder des Königs Salomo wäre nicht im Stande, diesen Streit zu schlichten. Ob es daher unbescheiden von mir sei, falls ich mich ein wenig höher anschlüge, als diese beiden, wenn ich ein Auskunftsmittel gefunden hätte, welches alles schlichtete; ob ich in einem solchen Falle nicht eine Lorber-, Eichen- und Mauerkrone zugleich verdient hätte: darüber mögen die Gerechten in dieser erlauchten Versammlung entscheiden. Mein Vorschlag aber ist der, da doch einmal eine Revolution in unserm nomadischen Wanderstaate unvermeidlich ist, sogleich ein wahrhaft lykurgisches Gesetz zu geben, und Freiheit und Gleichheit ungemein vollkommener herzustellen als in der französischen Republik, dadurch, daß wir allen Privatbesitz aufheben und jene sämmtlichen stattlichen Wagen und Rosse für Nationaleigenthum erklären. Doch dies ist noch nicht genug; mein republikanisches Gemüth verstattet nicht einmal, daß man sich selbst als Privateigenthum besitze. Es werde daher unsere Gesellschaft gewissermaßen als Schiffsgut gleichmäßig auf jene unsere zahlreiche Flotte verladen, welche sich von der englischen durch wenig anderes unterscheidet, als daß diese mit ausgespannten Segeln, die unserige mit angespannten Pferden vorrückt. Um die gleiche Vertheilung zu bewirken, scheint mir's, verehrteste Freunde, am angemessensten, daß wir eine

Polonaise aufführen, und so uns tanzend zu zwei und zwei Paaren einschiffen. Findet dieser Vorschlag, der uns aus einer der schrecklichsten Calamitäten des Lebens retten soll, Ihren Beifall, meine Schönen, so bekunden Sie es dadurch, daß Sie Ihre zarte Hand den auffordernden Rittern reichen, und mir, der ich als dux gregis, wozu mich die vorwaltende Capacität meines Geistes erhoben hat, voranzugehen beabsichtige, willig paarweise nachfolgen."

Nach dieser im ernstesten Tone von dem Baron gehaltenen Rede erhob sich ein allgemeiner Beifallsruf, und man nahm sein Gesetz zuerst durch Acclamation und dann durch die That an, indem man ihm, als er die Gräfin Micielska aufforderte, sogleich folgte. Jeder Herr, der nicht beritten gewesen war, reichte einer Dame die Hand, ja sogar einige, die sich schon in die Wagen gesetzt hatten, weil ihre Ansprüche nicht bestritten worden waren, stiegen wieder aus und unterwarfen sich ebenfalls dem neuen Lykurgus. Erlhofen führte den Zug einigemal auf dem Rasen umher, bis sich alles geordnet und angeschlossen hatte, und alsdann nahm er seinen Weg nach dem nächsten Wagen, den er mit dem ihm folgenden Paare bestieg. So ordnete sich alles auf das beste und schnellste, und selbst die strengsten Mütter und Aufseherinnen ließen für diesmal die Anordnungen des Zufalls gelten, selbst wo er nur ganz jugendliche Paare zueinander gesellte. Auch die Ueberraschung that das Ihrige, um die Freude zu erhöhen, denn erst im Einsteigen erfuhr man, welches Paar das zweite in jedem Wagen wurde. Marie sah gleich beim Beginn des Tanzes mit klopfendem Herzen, daß sie mit der Gräfin in einem Wagen fahren werde, indem sie, von dem Rittmeister, welcher sein Pferd einem Freunde übergeben hatte, aufgefordert, unmittelbar dem Baron folgte. So beklommen ihre seltsamen Verhältnisse sie machten, so mußte es

sich doch jetzt entscheiden, ob sie der Gräfin völlig unbekannt bleiben, oder in eine nähere Beziehung zu ihr treten würde, denn es konnte nicht fehlen, daß Erlhofen und der Rittmeister, zumal da beide Ordner des Festes waren, die Damen einander vorstellen würden. Dies geschah auch, sowie sie im Wagen saßen; kaum hatte Erlhofen Mariens Namen genannt, als die Gräfin auch sogleich angelegentlichst fragte, ob sie aus Dresden sei und den Oberst Rasinski, ihren Bruder, gekannt habe.

Als Marie beides bejahte, fragte die Gräfin auch nach ihrem Bruder und nach ihrer Mutter, und ob beide anwesend seien.

„Meine Mutter", sprach Marie etwas betreten, „ist zwar in Teplitz, allein durch Kränklichkeit gehindert, diesem Feste beizuwohnen; mein Bruder aber befindet sich wieder auf Reisen, sodaß ich selbst in diesem Augenblicke seinen Aufenthalt nicht anzugeben wüßte."

Die Gräfin sprach die Hoffnung aus, wenigstens die Bekanntschaft der Mutter zu machen, da sie sich vier Wochen in Teplitz aufzuhalten gedenke. „Dresden", bemerkte sie nach einigen Augenblicken, „ist für meinen Bruder überhaupt ein sehr glücklicher Ort gewesen, so kurze Zeit auch sein Aufenthalt daselbst gedauert hat. Denn er hatte auch zwei Freunde dort gewonnen, welche aus Neigung zu ihm in seinem Regimente Dienst genommen haben und einige Zeit zu Warschau in meinem Hause wohnten. Gewiß werden Sie sie kennen: Graf Lomond und Herr von Soren."

Marie gerieth in eine quälende Unruhe; einmal war jede Verstellung, jede, selbst die unschuldigste Unwahrheit ihrem Herzen so fremd, daß sie sogar in so dringenden Fällen davor zurückbebte, und dann wußte sie ja auch nicht, wie weit Bernhard und Ludwig mit ihr bekannt zu sein angegeben

haben mochten. Fast unhörbar, über das ganze Gesicht erglühend, erwiderte sie daher: „O ja, ich kenne sie sehr entfernt.“ Der Gräfin entging ihre Verlegenheit nicht, indeß gab sie derselben eine andere Deutung; sie glaubte nämlich aus Mariens auffallender Bewegung die Vermuthung ziehen zu dürfen, daß ihr Herz bei dieser Bekanntschaft stärker betheiligt sei, als ein junges Mädchen verrathen darf. Mit einem leichten, ebenso schnell, als es entstand, unterdrückten Lächeln ließ sie daher das Gespräch fallen und ging zu andern Gegenständen über. Mit der Gewandtheit einer Frau von Welt wußte sie sich sogleich, ohne einen auffallenden Sprung zu machen, auf das angenehmste über das heitere Fest zu verbreiten, dessen Theilnehmerin sie so unvermuthet geworden war. Marie fragte dagegen nach der Tochter der Gräfin, für welche sie die junge Lodoiska hielt. „Ihretwegen“, erwiderte diese, „besuche ich hauptsächlich das Bad. Weniger weil ihre Gesundheit den Gebrauch desselben nothwendig macht, als weil sie einer Zerstreuung bedurfte, die sie jetzt in unserer, dem Kriegsschauplatze zu nahe gelegenen Vaterstadt Warschau nicht finden kann. Nichts konnte mir daher erwünschter sein, als gleich bei meiner Ankunft auf eine so überaus heitere Weise begrüßt zu werden. Ich habe auch bemerkt, daß dieses Vorzeichen, wenn wir es so nennen wollen, auf Lodoiska einen ungemein glücklichen Eindruck gemacht hat. Sie gibt viel auf dergleichen, denn sie ist überhaupt eine liebe Träumerin. Leider neigt sie seit einigen Monaten so sehr zur Schwermuth, daß ich fast daran verzweifelte, ihren Antheil für die heitern Genüsse des Lebens wieder rege zu machen. Allein nichts wirkt mehr auf den Menschen als das Ungehoffte, Unvermuthete, worin er keine Veranstaltung, keine Absichtlichkeit, sondern eine Fügung, ja gewissermaßen eine Wendung seines eigenen Geschicks sieht und daher mit

einem ungleich stärkern Glauben und Vertrauen daran geht, als wenn er mühselige menschliche Bestrebungen darin zu erkennen wähnt."

Drittes Kapitel.

Unter solchen Gesprächen, bei welchen man sich wenigstens in den nächsten Beziehungen kennen lernte, war der Zug seinem Ziele näher und näher gekommen. Schon sah man das Städtchen Aussig, wie es sich an dem Ufer der Elbe malerisch hinzog, ganz nahe vor sich. Die Reiter, welche bisher die Wagen begleitet hatten, sprengten nun voran, um die Ankunft der Damen zu melden und alles auf ihren Empfang vorzubereiten. Der ganze Ort kam in Aufregung, als die stattliche Reihe junger Männer zu Pferde ihren Einzug hielt; alles flog an die Fenster, vor die Hausthüren. Die niedlichsten Mädchen in ihren böhmischen Häubchen guckten neugierig mit den lebhaften schwarzen Augen nach den vornehmen Herren hinaus, und fuhren halb verschämt, halb vergnügt lachend mit den artigen Köpfchen schnell zurück, wenn ihnen ein Kuß zugeworfen, oder ein Gruß hinaufgewinkt wurde, wozu sich die jungen Leute in ihrem fröhlichen Uebermuthe gar zu sehr aufgelegt fühlten. Der Wirth des Gasthauses war schon benachrichtigt; mit dienstfertiger Eile sprangen er und seine Leute den Ankommenden entgegen und nahmen ihnen die Pferde ab. „Es ist alles schon aufs beste in Ordnung, meine Herren", rief der Wirth; „das ganze Haus steht zu Ihren Diensten, die Zimmer sind gereinigt

und aufgeschmückt, für eine gute Tafel habe ich gesorgt, kurz, ich hoffe, die gnädigen Herrschaften werden mit mir zufrieden sein."

„Wir wollen sehen", sprach der Baron Heilborn, einer der Anordner des Festes, „wir wollen alles in Augenschein nehmen. Längstens in zehn Minuten treffen die Wagen mit den Damen ein, und da darf nichts mehr fehlen. Haben Sie auch Blumen genug, um die Treppe zu bestreuen, und ist auch der Eingang gehörig bekränzt?"

„Das will ich meinen, Ew. Gnaden", erwiderte der Wirth; „und nicht nur die Eingänge, sondern auch der Speisesaal, so gut wir's anzuordnen gewußt haben und das freilich nicht sonderlich schöne Lokal es zulassen wollte." Unter diesen Worten ging man die Stiegen hinauf, um den obern Raum des Hauses, der zum Empfang der Gäste eingerichtet war, zu besichtigen. Prachtgemächer durfte man freilich nicht erwarten; denn vier ziemlich grob geweißte Wände, auf denen die niedrige Decke fast ängstlich drückte, plumpe, schlecht schließende Thüren mit rothbrauner Farbe getüncht, kleine, trübe Fenster, deren Scheiben in Blei gefaßt waren, und ein Fußboden von schlechten Dielen, der nirgends wagerecht lag, konnten freilich keinen glänzenden Palast bilden, und außer einiger Stuccaturarbeit an der Decke war nichts zu sehen, was man eine architektonische Verzierung hätte nennen können. Indessen hatte der Wirth die Thüren mit dicken Eichenlaubkränzen, zwischen denen sich auch einige Blumengewinde wahrnehmen ließen, behangen; der Geschmack in der Anordnung war zwar nicht der feinste, verlieh aber einen ländlich fröhlichen Anstrich, wie denn Grün und Blumen uns immer freundlich ansehen, wenn sie auch noch so kunstlos geordnet sind. Aehnlich wie die Thüren war der Saal geschmückt; rings an seinen weißen Wänden zogen sich

die grünen vollen Eichenkränze in anmuthig geschwungenen Bogen (eine schöne Form, welche das Gesetz der Schwere von selbst erzeugt) etwa einen Fuß unterhalb der Decke dahin. Die Eintretenden sahen sich rings um und riefen dann dem Wirth ein anerkennendes Bravo zu; denn ein frohgestimmter Sinn läßt sich mit allem genügen, was seiner Stimmung entgegenzukommen sucht. Doch hatte man nicht Zeit, sich lange im Saale zu verweilen, da die Wagen jeden Augenblick eintreffen konnten. Die jungen Leute eilten daher hinunter, ordneten an, daß Treppen und Hausflur mit Laub und Blumen bestreut wurden, und stellten sich nun müßig in das Thor, um die Ankunft der übrigen zu erwarten. Rings in allen Fenstern lagen die erwartungsvollen Bewohner des Städtchens; ein Kreis von Kindern hatte sich um das Haus versammelt. So ärmlich und halb entblößt die meisten waren, so leuchtete doch die Freude über das ungewohnte Schauspiel, welches ihrer wartete, aus den muntern beweglichen Augen. Der Wirth wollte sie verjagen, damit die gnädigen Herrschaften, wie er sich ausdrückte, nicht belästigt würden; doch Heilborn wehrte ihm und sprach: „Laßt den Kindern die Freude; sie stören die unserige nicht, so mögen sie auch die ihrige haben; ja es macht es noch lustiger, wenn ein so munterer kleiner Schwarm seinen Jubel erhebt. Sieht man andere fröhlich, so wird man es selber desto mehr; also laßt nur die Kleinen hier herumspringen und jauchzen und jubeln und in die Händchen klatschen, soviel ihnen beliebt. Wir wollen wetteifern, wer am lustigsten ist, sie oder wir."

Jetzt rasselte der erste Wagen auf dem holperigen Steinpflaster des Städtchens; alle Köpfe drehten sich nach der Ecke, wo die Gasse vom Thor in den Markt einlief. Ein Jubelgeschrei erhob sich unter den Kindern, als die Schimmel, welche den vordersten Wagen zogen, aus der Gasse zum Vor-

schein kamen. „Laßt uns die Kinder nachahmen", rief Heilborn, „und salutiren!" Dabei zog er sein Schnupftuch aus der Tasche und schwang es hoch in die Lüfte. Die übrigen ahmten dieses Begrüßungszeichen nach, und die Kinder verdoppelten ihr Jubelgeschrei. Es waren die Gräfin, Marie, der Rittmeister und Erlhofen, welche in dem ersten Wagen, dem der zweite übrigens unmittelbar folgte, saßen. Die jungen Männer flogen an den Schlag, um den Damen beim Aussteigen behülflich zu sein. „Da wären wir", rief Erlhofen freudig, „und siehe da, eine ganze Volksversammlung, um uns zu empfangen. Das ist würdig, das ist recht, das freut mich, ihr meine Mitgenossen und Mitanordner dieses olympischen Festes. Bei großen Angelegenheiten muß aber auch Geld unter das Volk vertheilt werden." Zugleich zog er eine lange grüne Börse hervor, nahm eine Hand voll kleiner Silbermünzen und großer Kupferkreuzer heraus und warf sie, im Wagen stehend wie ein Triumphator, unter die kleine Menge, indem er laut rief: „Panem et Circenses!" Hierauf sprang er aus dem Wagen und eilte den schon vorangegangenen Damen in die Hausthür und die Treppe hinauf nach.

Wagen auf Wagen kamen jetzt an, fuhren rasselnd vor, und die zierlichsten Gestalten im sommerlichen Putz hüpften den Tritt hinab und in das Thor des Gasthofs hinein. Die reichlich gestreuten Blumen entlockten fast jedem schönen Munde ein dankendes Wort. Endlich sah man das letzte zierliche Füßchen über den Wagentritt hüpfen und im muntern Schritt die Treppe hinaufeilen. Oben im Saale und den anstoßenden Gemächern war Erlhofen, unterstützt vom Rittmeister, Heilborn und den übrigen Dirigenten des Festes, aufs thätigste bemüht, Sessel für die Damen zu stellen, ihnen behülflich zu sein, ihre Shawls, Hüte, Mäntel, Sonnenschirme, Strickbeutel und alle jene tausend Kleinigkeiten, welche die

artigen Ornamente der Frauenzimmer bilden, unterzubringen. Als einigermaßen die anfangs herrschende Verwirrung gelöst und die Ordnung zurückgekehrt war, entstand die Frage, was man nun beginnen solle. Erlhofen zeigte nicht übel Lust, wiederum die Rednerbühne zu besteigen und einen Ciceronianischen Vortrag, wenn auch nicht de officiis oder de amicitia, so doch wenigstens de deliciis zu halten. Allein der Rittmeister fiel ihm ins Wort und sprach: „Ein Staat muß regiert werden und in entscheidenden Momenten braucht selbst die Republik einen Dictator. Wollen wir über alles rathschlagen und abstimmen, so möchte darüber so viel Zeit vergehen, daß, wenn wir von tausend Entschlüssen den besten gefaßt hätten, es uns an nichts mehr fehlen würde als an der Zeit, ihn auszuführen. Ich schlage daher vor, daß wir einen König und eine Königin erwählen, denen wir heute gehorchen wollen; diese mögen dann, wenn es nöthig ist, ihre Minister ernennen, kurz die ganze Verwaltung des Staates auf sich nehmen."

Der Vorschlag ward mit lautem einstimmigen Beifall angenommen, und man schritt sogleich zur Wahl des Monarchen, dessen Ernennung vorzugsweise den Damen übertragen wurde. Erlhofen ward einstimmig gewählt, und man überließ es ihm, eine Königin an seine Seite auf den Thron zu erheben. Der Gekrönte trat mit stolzer Miene in den Kreis, er warf gnädige, aber doch zugleich forschende Blicke ringsumher auf die schönere Hälfte seiner Unterthanen. Dann näherte er sich mit feierlichen Schritten der Gräfin Micelska, ließ sich auf ein Knie vor ihr nieder und sprach: „Die mir das Schicksal zugeführt, sei meine Beherrscherin; sie theile den schönsten Thron Europas, denn er ist der sorgenfreieste, mit mir."

Die Gräfin reichte ihm lächelnd die Hand, stand auf,

hob ihn empor und sprach mit Anmuth: „Ich werde herrschen, aber wie es der Frau geziemt, durch Ueberredung, und gehorsam den Bestimmungen meines königlichen Gebieters.“ Ein lauter Beifall begrüßte das neue Königspaar. Dieses schritt sofort zu seinen nächsten Pflichten, indem es ein Ministerium ernannte: „Die Justiz“, sprach Erlhofen, „behalten wir uns selber vor. Einen Kriegsminister werden wir hoffentlich nicht nöthig haben, das Finanzwesen kommt erst auf den Abend zur Sprache; beim Licht besehen bedürfen wir nur eines Hausministers und eines der öffentlichen Vergnügungen. Da dessen Functionen aber sehr verwickelt sein dürften, und es uns auf Gehalt nicht ankommt, da wir keines zahlen, so besetzen wir diese Stelle zwei-, drei-, vierfach, indem wir alle Festordner zugleich dazu ernennen und es uns vorbehalten, ihnen ihre speciellen Befehle zu ertheilen.“

Man war mit dieser Anordnung des neuerwählten Monarchen vollkommen zufrieden und schien überhaupt geneigt, sich dem Herrscherpaar im Gehorsam zu fügen. Der erste Befehl lautete, man solle einen Spaziergang auf den Marienberg antreten, welcher, dicht bei der Stadt gelegen, einen reizenden Blick über das Elbthal gewährt und nicht schwer zu ersteigen ist. Dabei wollte man dann das Weitere besprechen. Paarweise machte man sich auf und trat den Weg an. Es war ein heiterer Zug, der sich leicht und munter, anfangs durch die Gassen des Städtchens zwischen den gaffenden Einwohnern hindurch und dann über den Rasen unter schattigen Bäumen dahinbewegte. Tücher, Bänder und Gewänder flatterten im Luftzuge, die farbigen leichten Sonnenschirme schimmerten durch das Grün der Gebüsche. Den Krümmungen des Bergpfades folgend, fing man schon an, zwischen den Weinmauern und Gartenhecken, welche den Abhang lebendig durchschneiden, aufwärts zu steigen. Man

sah die Reihen dreifach übereinander, in hin und wieder laufender Bewegung, bis sie höher hinauf in der Biegung des Pfades und dem Dunkel des mit Gebüschen gekrönten Gipfels verschwanden. Erlhofen schritt, mit der Gräfin am Arm, an der Spitze seines Volks; von Zeit zu Zeit stand er still, theils um ausruhen zu lassen, theils um auf die schönen Blicke, welche man in das Thal hatte, aufmerksam zu machen. Der Gipfel war bald erreicht; er gewährte, wenngleich nicht eine weite Aussicht, doch einen ungemein reizenden Ueberblick der nächsten Landschaft. In die Gassen des Städtchens sah man so hinein, als stände man auf einem Thurme. „Wir können unsere Monarchie von hier oben deutlich übersehen", sprach der Baron und deutete mit dem Finger auf den Gasthof am Markt, in dessen Fenstern man hineinblicken konnte; „auch unsere Heeresmacht können wir zählen, die sich dort in Form einer Wagenburg im Schatten des Rathhauses am Markt aufgestellt hat. Ich sehe aber nicht ein, weshalb ich nur unsere nächsten Besitzthümer der Monarchie einverleiben will! Was heißt besitzen? Meiner Meinung nach besitzt man alles das, was man genießt, wenigstens solange man es genießt. Dadurch erweitern sich die Grenzen unsers Gebiets bis ins Unermeßliche; das Elbthal, dessen schöner Anblick uns heute erfreuen soll, gehört uns nun ganz unbestreitbar, und was man wider unsere Herrschaft über die Sonne, die uns heute die Luft mild erwärmen muß, und über den Mond, dem ich's besonders aufgetragen habe, uns nach Hause zu leuchten, einwenden will, kann ich mir kaum vorstellen."

„Die schönere Hälfte unsers Besitzthums", erwiderte die Gräfin, indem sie sich freundlich umsah, „scheint mir der lebendige Theil unserer Herrschaft zu sein; ich werde mich als eine wahre Landesmutter am meisten in dem Wohlsein meines Volks glücklich fühlen." — „Wahrlich!" rief Erlhofen,

„Ihr habt recht, Majestät! Wenn ich hier unsere Unterthanen betrachte, so möchte ich fast behaupten, kein Monarch in Europa beherrsche eine so gebildete, reiche und so folgsame Bevölkerung. Denn wir haben in unserm Staate zwar Mangel an den nothwendigsten Einrichtungen, allein aus sehr guten Gründen. Es fehlt uns an Polizei, weil wir keine Vagabunden haben, oder vielleicht alle zusammen welche sind; von einem Gerichtshof wissen wir nichts, aus Mangel an Verbrechen, und ein Advocat könnte unter uns nicht leben, weil, solange unser Thron steht, noch kein Proceß geführt ist. Armenanstalten fehlen, weil kein Bettler sich zeigen will als höchstens einer um einen Kuß; und da, hoffen wir, wird man sich im Nothfall wohlthätig zeigen."

„Nicht zu voreilig, lieber Monarch", erwiderte die Gräfin lächelnd, „nicht gar zu früh laßt uns über den guten Zustand unsers Reiches frohlocken. Wer weiß, ob nicht bald Zwiespalt und Aufruhr in demselben ausbricht; wenigstens dürfte Ihre letzte Annahme einen Gerichtshof nöthig machen, einen Liebesgerichtshof, versteht sich." — „Da führen wir selbst den Vorsitz, Königin", rief der Baron lebhaft, „und ich wollte nur, daß schon ein klagbares Liebespaar vor uns stände."

Unter diesen Gesprächen hatte man sich einen anmuthigen Punkt ausgesucht, der auf weichem Moose unter schattiger Umbüschung einen einladenden Ruheplatz darbot. Der König gab das Gesetz, daß man sich in bunter Reihe lagern solle; die gehorsamen Unterthanen vollzogen den Befehl willig. „Ich denke", erhob der Monarch die Stimme, „wir richten uns mit unsern Vergnügungen theils nach unsern Kräften, theils nach den Winken, welche die Natur uns selbst gibt. In diesen stillen Vormittagsstunden, wo die Sonne höher und höher steigt, die Wärme mit jedem Augenblick zunimmt, muß man ruhend das Schöne genießen. Erst der Nachmittag,

wo mit jeder Minute uns ein kühlerer Hauch der Lüfte trifft, eignet sich zu körperlichen Vergnügungen. Jetzt werden uns Gespräch und Scherz am besten thun; denn wir behalten dabei Muße, auf das angenehme Summen und Weben der Insekten zu horchen, den Blick aufwärts in die Laubwipfel zu richten, wie sie, kaum bewegt durch die milden Lüfte, anmuthig still unter sich flüstern und Sonnenstrahl und Himmelsblau durch ihr freundliches Gitter äugeln lassen. Ein ganz leicht bewegliches Spiel ließe ich mir allenfalls gefallen, nur keines jener heftigen, wobei man sich ganz außer Athem laufen muß, welches sich überhaupt für eine Majestät nicht sonderlich schicken würde." Man war seiner Meinung, und die Gräfin brachte, von den Damen zu einem Vorschlag aufgefordert, ein Pfänderspiel in Gang. Dies gab zu allerlei Scherzen Anlaß, denn der König gestattete nicht nur, sondern gebot sogar manche kühne Freiheit bei der Auslösung. Nachdem diese vollbracht war, wurde ein allgemeiner Aufbruch befohlen, um einen neuen Ansiedelungspunkt aufzusuchen, weil die Sonne anfing empfindlich zu stechen, indem das zarte Laubgitter ihre Strahlen nicht mehr recht abhalten wollte. Der Monarch sandte seine Minister als Boten nach verschiedenen Gegenden aus, um einen angenehmen Aufenthaltsort zu erkunden. Nach einigen Minuten kehrte der Rittmeister zurück und behauptete, einen Platz ausfindig gemacht zu haben, der alle Eigenschaften eines angenehmen Ruhesitzes vereinige. Man folgte ihm, und er führte die Gesellschaft auf dem Kamm des Berges thalabwärts entlang; dann schlug er einen Fußsteig ein, der sich ein wenig gegen den Abhang hinunterzog und bald im dunklern Wald verlor, wo hohe Buchen den kühlsten Schatten gaben. Hier rieselte aus einer Felsspalte ein klarer Quell hervor, der sich in einem durch ihn selbst gehöhlten Becken sammelte und dann, sanft den

Rand desselben überfließend, munter ins Thal hinabhüpfte. Der Abhang des Berges bildete die bequemsten Sitze; die moosbedeckten Wurzeln einer alten Buche gewährten einen etwas erhöhten Platz, der sich trefflich zum Thron für das Königspaar eignete. Zugleich war man, trotz der dunkeln Waldkühle, dennoch nicht ohne eine schöne Aussicht, denn eine hohe Bogenöffnung der Baumgewölbe verstattete einen Blick auf den Elbspiegel, über den sich gerade im Mittelpunkte des durch die Zweige begrenzten Raums das Schloß Schreckenstein auf seinem schwarzen Felsen erhob. Außerdem konnte man auch gerade vor sich hinab ins Thal sehen, wo die Wellen des Stroms silbern zwischen dem spielenden Laub heraufglänzten. Der Platz überraschte so durch seine Schönheit, daß er mit einem allgemeinen Ausruf der Freude begrüßt wurde. Der Monarch nahm auf dem weichen Thronsitze Platz, die Königin setzte sich an seine Seite, die übrigen lagerten sich im Halbkreise amphitheatralisch den Bergeshang abwärts Paar und Paar auf dem Rasen. „Hier ist es selbst zum Spiel zu schön", begann die Königin; „der Ort ist fast zu heilig, um durch leichten Scherz entweiht zu werden. Gar anmuthig aber würde man hier einem Erzähler oder Sänger lauschen, der uns Kunde von den romantischen Wundern dieses Thales gäbe. Hat niemand unter unsern Unterthanen den Alten dieses Felsens gesprochen. Erschien keinem der Berggeist oder die liebliche Nymphe dieses Stroms? Hat sie keinen unserer Ritter, der sich auf der Jagd verirrte, im geheimnißvollen Dunkel des Waldes angeredet, dem Durstenden einen erquickenden Becher gereicht, dem Ermüdeten den Helm gelöst und ihn eingeladen, das Haupt sanft in ihrem Schose zu ruhen? Und hat sie ihm dann nicht erzählt von ihren Schlössern im tiefen Bau der Felsen oder unter der kühlen silbernen Hülle der Wasser? Hat sie ihm nicht süße

Lieder gesungen, vom Rauschen der Wellen und Bäume begleitet, um ihn einzuwiegen in sanften Schlummer? Führte sie keinen in ihre Paläste ein und ließ ihn dem Tanz der Nymphen, ihrer Geschwister, zuschauen? Oder ist vielleicht ein Glücklicher unter uns, den sie gar schmeichelnd nach sich zog in die geheimnißvolle Grotte, um in trauter Einsamkeit mit ihm zu kosen? Ach ich fürchte, die schöne Zeit der Wunder ist vorbei, und kaum daß uns noch der Dichter Kunde gibt von jenen goldenen Tagen, wo Götter sich zu den Sterblichen gesellten! Wäre aber jemand hier, der es selbst erfahren hätte, daß die alten holden Träume nicht verklungen sind, daß die gütigen Wesen, von denen unsere Urväter wußten, noch umherwandeln, wenngleich tief in die Einsamkeit gescheucht durch das unheilige Geräusch und Getöse der Welt: er trete auf und erzähle uns, was er erlebte." Es blieb alles still, doch lächelte man vergnügt über die anmuthige Weise, mit der die Gräfin zum Erzählen einer Sage oder eines Märchens aufgefordert hatte. Endlich erhob sich ein junger Mann, der kaum zwanzig Jahre zählen mochte, aber durch sein sanftes, bescheidenes, fast jungfräulich zu nennendes Wesen, sowie durch seinen schönen blonden Lockenkopf und die zarte Röthe und Rundung seiner Wangen bereits allen aufgefallen war, und sprach: „Ich bin vielleicht der Jüngste in dieser Gesellschaft und darf nicht Anspruch machen, durch meinen Vortrag etwas zu gelten; doch ich bin in diesen Bergen auferzogen und kenne so manche schöne Sage, mit der man sich hier im Volke trägt. Wenn ich —"

„O erzählen Sie geschwind, erzählen Sie", riefen viele Stimmen und unterbrachen so den Eingang, den er blöde und erröthend gesprochen hatte. Die Gräfin aber stand auf und sprach: „Das ist schön, daß Sie Ihrer Monarchin so gehorsam sind; allein der Erzähler muß einen Platz haben, wo

alle ihn sehen und hören können. Setzen Sie sich daher auf meinen Thron, solange die Erzählung dauert."

Die Gräfin hatte ihre Worte noch nicht vollenden können, als auch schon Erlhofen aufsprang und rief: „Das verhüte der Himmel, daß ich meine Königin ihres Thrones beraubt sehen sollte. Aber der Dichter und der Sänger ist der wahre König, denn er beherrscht die Herzen, und zumal der Frauen. Er nehme daher meinen Thron ein und sitze zur Seite der Königin, deren holde Nähe ihn begeistern möge."

Alles rief diesem Entschlusse Beifall, und der Jüngling, Benno war sein Name, nahm mit einer Befangenheit und Scham, die seinem jugendlichen Antlitz ungemein reizend stand, an der Seite der Gräfin Platz. Nach einigem Besinnen erzählte er ein von ihm selbst auf eine der Gebirgssagen gedichtetes Märchen. Es enthielt die Geschichte eines von den Bewohnern der Berge und Ströme begünstigten Jünglings, der die Liebe einer Jungfrau, welche in den Tiefen des Gebirgssees wohnt, gewinnt und ihr ewige Treue schwört. Doch er muß strenge Prüfungen bestehen; heimliche Kräfte und Mächte umgeben ihn überall. Zwar verwahrt ihn die Geliebte mit geheimnißvollen, wunderkräftigen Geschenken gegen die zauberischen Wirkungen; doch er wird verblendet, wird untreu, und plötzlich sieht er sich von allen Bildern seiner Täuschung verlassen und in tiefstes Elend gestürzt. Voll Verzweiflung endet er sein Leben, indem er sich in den See stürzt, auf dessen Grunde der krystallene Palast seiner Geliebten verborgen ist. Seit jener Zeit haben sich die blauen Wogen desselben getrübt und verfinstert, und selbst der lichteste Himmel erblickt sich in der Tiefe des Gewässers nur in einem schwarzen Spiegel.

Viertes Kapitel.

Als Benno diese Erzählung beendet, waren alle Gemüther in einer gewissen ängstlichen Spannung, und tiefes Schweigen herrschte umher. Er hatte so lebendig dargestellt und seine Hörer so vollständig von der Nähe des Schauplatzes, auf dem sich diese Begebenheiten zugetragen haben sollten, überzeugt, daß man die Landschaft umher mit der Empfindung betrachtete wie irgendeine geschichtlich denkwürdige Stätte, wo man gewissermaßen noch die Fußtapfen der dort vorübergegangenen großen Ereignisse auf heiligem Boden zu entdecken glaubt und sie mit Ehrfurcht und Rührung betrachtet.

„Befindet sich wirklich hier in der Nähe ein solcher See?" Mit dieser Frage unterbrach die Gräfin zuerst die allgemeine Stille.

„Er ist wenig bekannt", versetzte Benno, „und, aufrichtig gestanden, auch eben nicht besuchenswerth, falls es nicht der Sage halber wäre. Allein wie es bisweilen geht, so haben unsere Voraltern, trotz ihrer romantischen Anlage zu Poesie, in Beziehung auf die Landschaften, an die sie ihre Sagen knüpfen, nicht so viel Sinn für Naturschönheit entwickelt, als man so dichterischen Gemüthern zutrauen sollte."

„Mir scheint diese Anklage doch nicht ganz gerecht", wandte Marie ein; „denn erstlich finden wir wol viele Spuren, daß unsere Väter das Schöne, Schauerliche und Erhabene in der Natur sehr bestimmt gefühlt haben, wie dies ja schon die Namen ausgezeichneter Berge, Felsen und Schluchten beweisen; zweitens aber war die Sage doch gewiß nichts rein Willkürliches, und wenn sie sich auch zum Theil aus der Oertlichkeit selbst erzeugte, so bedurfte sie doch auch gewiß

einer Begebenheit, einer Handlung, sodaß man sie gewissermaßen als eine geheimnißvolle Tochter der That und des Orts betrachten kann. Und wie häufig findet sich's, daß auch der Schauplatz der Begebenheiten ungemein tief mit diesen selbst in Verbindung steht."

„Sie haben gewiß recht", erwiderte Benno ein wenig erröthend; „indessen kommen auch manche Beispiele vor, wo sich die schönsten Märchen an eine wenig hervortretende Oertlichkeit knüpfen, und eines davon ist meine Erzählung. Doch gestehe ich gern, daß meine allgemeine Schlußfolge aus diesen Beispielen etwas zu rasch war."

„Dem sei wie ihm wolle", sprach die Gräfin, „Ihre Erzählung hat uns eine angenehme Stunde bereitet. Ich als Monarchin habe die Verpflichtung, den Dichter meines Minnehofes zu belohnen, und ich denke, es soll in wahrhaft fürstlicher Weise geschehen. Die Erzählung ist auf dem reinen Boden der Natur gewachsen; mit ihren reinen ursprünglichen Gaben soll sie auch belohnt werden. Sie empfiehlt auf eine eindringliche Weise die Treue als die wahrhafte Seele der Liebe und nimmt sich somit insbesondere unsers Geschlechts an, welches von der Treulosigkeit der Männer so viel zu dulden hat. Es ist daher billig, daß eine weibliche Hand den sinnvollen Dichter, für den uns der Erzähler gelten muß, belohne. Ich befehle also allen Jungfrauen unsers Hofes, sich aufzumachen, um die schönsten Feldblumen zu suchen. Bei der Rückkehr unserer schönen Edelfräulein werde ich selbst drei von ihnen auswählen, um einen Kranz aus den Blumen zu flechten, und hierauf soll das Los entscheiden, welche dieser drei den Dichter bekrönen und, solange unser Reich dauert, seine Gefährtin sein wird."

Ein allgemeiner Beifall erhob sich, als die Monarchin diesen Beschluß bekannt machte. Die Männer klatschten

freudig in die Hände und priesen die Fürstin hoch, welche einen Liebeshof so trefflich zu regieren wußte. Erlhofen ergriff mit komischem Pathos einen Zweig als Scepter, erhob ihn mit feierlicher Geberde und rief: „Ihr, meine Völker! Vernehmt! Ich ertheile hiermit dem Ausspruch unserer königlichen Gemahlin meine allerhöchste Sanction. Gehet also hin, ihr Jungfrauen, und kehrt nicht eher wieder, bis ihr das Gebiet unsers Reichs seiner schönsten Blumen beraubt habt."

Auf diese Rede erhoben sich die Mädchen und zogen mit ihren flatternden, schimmernden Gewändern in den grünen Wald hinein, um an sonnigen Stellen die Blumenlese zu beginnen. Viele der Männer hatten große Lust, die Frauen zu begleiten, doch die Monarchin verbot es streng, denn auf diesem Zuge sollten die Jungfrauen unbegleitet bleiben. Man hatte also nur von ferne den Anblick, die anmuthigen Gestalten auf dem Rasen hin und wieder schwebten, in den Gebüschen bald verschwinden, bald wieder erscheinen, sie sich bücken, die gepflückten Blumen in den Körbchen sammeln, bei einer gleichzeitig entdeckten schönen Blüte wetteifernd darauf zueilen, kurz alle jene anmuthigen Bewegungen und Thätigkeiten ausüben zu sehen, die der weiblichen Jugend so wohl stehen.

„Sieht der Wald nicht aus, als wäre er von Nymphen bevölkert?" fragte die Gräfin lächelnd, indem sie auf die blumenpflückenden Mädchen hindeutete.

„Es sind die lieblichsten Oreaden, Dryaden, Hamadryaden, Sylphiden, Elfen und Waldschwestern, die ich jemals gesehen", rief Erlhofen aus.

Man sprach scherzhaft noch manches hin und her über das glückliche Los des Dichters, über den Eifer der Frauen, ihn zu belohnen, über das zweifelhafte Glück, seine Gefährtin zu werden; indessen hatten die jungen Mädchen ihre Körbchen

bald gefüllt und kehrten zur Gesellschaft zurück. Sie schütteten ihren Vorrath auf den Rasen und die Königin betrachtete ihn mit prüfendem Wohlgefallen.

„Sehr schön", sprach sie; „jetzt werde ich meine Kranzwinderinnen ernennen." Ihre Wahl fiel auf Marie, Lodoiska und Luise, die sehr artige Tochter eines wohlhabenden Mannes aus Teplitz, die von den Brunnengästen, welche in ihrem Hause wohnten, zu der Spazierfahrt eingeladen war. Die Mädchen setzten sich sogleich auf den Rasen und begannen den Kranz zu winden, der sich unter ihren zierlichen Händen schnell füllte und rundete. Als er vollendet war, wählte die Gräfin drei Blumen aus, eine wilde Rose, eine Cyane und ein Veilchen, das sich als ein Spätling noch an einer schattigen Stelle vorgefunden hatte. Dem Dichter wurden jetzt die Augen verbunden, die Gräfin gab jedem der jungen Mädchen eine der drei Blumen und gebot nun Benno, zu wählen. Dieser nannte die Rose, und Lodoiska wurde seine Gefährtin. Ihr war es bestimmt, den vollen, frischduftenden Kranz auf Benno's blondlockiges Haupt zu setzen. Sie nahm ihn weiblich schüchtern und leicht erröthend, Benno beugte ein Knie vor seiner schönen Gebieterin und empfing mit klopfendem Herzen den Lohn für seine dichterische Gabe. „Möge dieser Kranz Sie so erfreuen", sprach Lodoiska, „wie Ihre schöne Erzählung unser Herz bewegt hat." Bei diesen Worten wich das holde Erröthen wieder von ihrer Wange, und es blieb nur jener leichte Anhauch zurück, der ihren schönen Zügen einen so ungemein fesselnden Reiz verlieh. Benno stand auf, ergriff ihre Hand, küßte sie mit Lebhaftigkeit und erwiderte mit den leicht geänderten Worten des Dichters:

„O, daß mein Lohn nicht Eure Strafe werde!"

Er reichte ihr jetzt den Arm und begleitete sie zu ihrem

Rasensitz, wo er sich an ihrer Seite niederließ. Indessen war die Sonne dem Meridian schon näher gerückt, und nur die hohen Wölbungen der Zweige erhielten es angenehm kühl. Doch war es Zeit, in das Städtchen zurückzukehren, wenn man das Mittagsmahl nicht warten lassen wollte. Erlhofen als König erklärte dies für die wichtigste Angelegenheit des Reichs und schwur jedem die fürchterlichsten Strafen zu, der hierin Ungehorsam oder Verrath üben würde. Gehorsam nahm daher die Gräfin seinen Arm an, und der Zug setzte sich paarweise, wie er gekommen war, wieder in Bewegung und nahm seine Richtung hinabwärts.

Das Mahl war bereit; in gemischter Reihe setzte man sich um die lange Tafel, um es einzunehmen. Erlhofen mit der Gräfin präsidirten natürlich, und der Monarch ließ es nicht an mannichfaltigen Reden fehlen, zu denen die Tafel ihm hinlängliche Gelegenheit gab. Auch brachte er selbst viele Trinksprüche aus, welche allgemeines Ergötzen erregten. Dazu kam, daß der Wein, so sparsam er auch die weiblichen Lippen benetzte, die Frauen dennoch unvermerkt mit seiner Macht überschlich und sie zu jener freiern Lebhaftigkeit und Keckheit anregte, die, wenn ein gebildeter sittlicher Sinn sie stets in den Schranken des Schönen erhält, ihnen so ungemein reizend steht. Sie verlieren dann unwillkürlich nur das Zuviel der Sorgsamkeit und Selbstbeherrschung, gewinnen jenes offene Vertrauen, das ihnen den Muth einflößt, auch einmal ihr ganzes fröhliches Herz zu zeigen; und, wie sie selbst so völlig ohne Arg sind, werden sie fester und fester in dem Glauben, keine Brust auf der weiten Erde sinne und beherberge etwas Unlauteres. Dann tritt die schöne weibliche Natur in ihrer heitern Entfesselung von den Banden vor uns, die doch nur die tief in unsere Sitten und Gesinnungen eingedrungene Verderbniß den Frauen auf-

gelegt hat, und welchen sie sich freilich für die Dauer des Lebens fügen müssen. Der ängstlich hemmende Faden, an dem sie kaum zu flattern wagten, zerreißt, und sie gaukeln einmal fröhlich, von den Lüften und Wellen der Freude getragen, von freiern Flügeln gewiegt, in dem erweiterten Gebiet umher und wagen sich zu bisher nicht gekannten Höhen und Räumen. Die Sitte und die Tugend herrschen alsdann nur als freie schöne Gewohnheiten des Lebens und der Seele, nicht mehr als fremde strenge Gebieterinnen über sie.

Mit der höhern Röthe der Wange färbt sich auch die Lust schimmernder und lockender; frische Lüfte regen die unmerklich fließenden Wellen der Seele zu höherm Wallen auf, und rascher eilt der Strom zwischen den reizenden Ufern dahin.

Die Wärme im Saale, obwol durch offene Fenster, die ein kühles Fächeln der Lüfte erzeugten, und durch den Duft der Kränze und Blumen gemildert, wurde doch nach einiger Zeit drückend, und bald hielt es zumal die Jugend nicht mehr länger aus, an den bestimmten Platz gefesselt zu sein, so angenehm er durch die Nachbarschaft wurde. Mit allgemeiner Freude nahm man daher die Nachricht auf, welche Heilborn und Arnheim als Festordner und Minister brachten, daß zwei Gondeln auf der Elbe in Bereitschaft lägen, um die Gesellschaft nach dem Schreckenstein zu führen, wo man den Nachmittag zubringen wollte. Erlhofen hätte zwar noch gern eine Zeit lang bei Tafel gesessen, zumal da der ansehnliche Vorrath von Champagner noch lange nicht erschöpft war, doch die Jugend ließ sich nicht länger fesseln und selbst seine königliche Autorität vermochte nichts über sie. So brach man denn fröhlich auf, die Paare blieben geordnet wie zuvor, und der Zug trat seinen Weg nach dem Ufer des Flusses an.

Die mit lustig flatternden Wimpeln und Kränzen geschmückten Gondeln gewährten einen so heitern Anblick, daß man dadurch schon mit der besten Hoffnung für die schöne Fahrt erfüllt wurde. Eine angenehme Musik von Blasinstrumenten — es waren böhmische Bergleute — ließ sich von einem eigenen für dieselben eingerichteten Nachen vernehmen. Die festlich gekleideten Schiffer, deren Hüte mit Bändern und Straußen prangten, begrüßten die Gesellschaft mit einem fröhlichen Lebehoch. Die Stegbreter wurden ausgelegt, die Damen hüpften mit Grazie hinüber, die Paare nahmen, wie sie einander folgten, auf den Bänken Platz; bald waren die Gondeln gefüllt, die Musik stimmte einen lauten Tusch an, unter Jubelruf der Schiffer und der versammelten Zuschauer stieß man vom Lande, und vom muntern Ruderschlage bewegt, schwammen die Nachen lustig auf dem Strome dahin. Jetzt erst, da man die Mitte desselben erreicht hatte, konnte man recht tief in das prachtvolle Waldthal hinunterblicken, aus dem die Elbe hervorbraust. Hinterwärts stieg das Städtchen freundlich am grünen Ufer empor und spiegelte sich hell in den Wellen ab; vorwärts nur dunkle Waldhöhen, die sich schroff gegen den Strom hinabsenkten und ihr düsteres Bild in seine Tiefe warfen. Zur Linken wurde der Blick durch den schwarzen Felsen des Schreckensteins begrenzt, der, in schräger Richtung aus dem Gebirge hervorragend, den Gipfel weit über die Wellen streckt und seine Mauerkrone von verfallenen Thürmen drohend über den Abgrund hinaushängt. Ein frischer Wind, der das Thal hinaufwehte, machte die Ruder unnöthig; man konnte die Segel aufspannen und sich von ihnen gegen den rauschenden Strom hinaufziehen lassen. Pfeilgeschwind zogen die Ufer an den Schiffenden vorbei und zeigten eine Reihe reizend wechselnder Bilder. Bald fuhr man unter

einem hohen Bergkegel, der den breiten Schatten quer über den Strom warf, dahin, bald tanzten die Gondeln auf den silbernen, im Sonnenscheine blitzenden Wellen, während das Ufer in grüner dämmernder Nacht des Waldes und der Beschattung ruhte und sich heiter in der Flut abspiegelte. Jetzt verengte sich das Bett des Stromes, und er schoß brausend zwischen und über Felsen dahin, jetzt erweiterte er sich zum ruhigen See, in dessen Tiefe die Wolken still vorüberzogen. Nach einer Stunde hatte man das Ziel, den Schreckenstein und seine Felsenburg, erreicht.

„Ich hätte mir den Fels doch höher vorgestellt“, sprach Lodoiska zu Benno, indem sie, am Ufer stehend, die Blicke nach den Thurmspitzen hinaufwarf; „von weitem erschien er mir weit majestätischer. Er ist der erste schroffe Fels, den ich in meinem Leben sehe, denn bei uns in Polen ist das Land nur eben und von Wald oder Brüchen durchschnitten.“

„Lassen Sie uns nur erst den Gipfel besteigen“, erwiderte Benno, „alsdann werden Sie es wol bald empfinden, daß der Fels nicht unbedeutend ist. Jetzt verschwindet er freilich gegen die viel höher hinter ihm aufsteigenden Waldgebirge.“

Lodoiska heftete noch immer die sinnenden Blicke auf den verwegen überhangenden Gipfel. „Gebirgsländer sind doch sehr schön!“ sprach sie nach einer kleinen Pause. „Polen hat auch Gebirge, aber nur im südlichen Theile, wo sich einige Zweige der Karpaten erheben. Ich bin niemals dort gewesen.“

Ein Theil der Gesellschaft hatte, während beide sprachen, schon den Weg, die Felsenhöhe hinauf, angetreten; Benno reichte daher seiner schönen Kranzwinderin den Arm und führte sie gleichfalls den steilen Pfad hinan. Als sie die Höhe bald erreicht hatten, wollte sich Lodoiska umwenden,

um des Rückblickes zu genießen, doch Benno bat sie, es zu lassen. „Gönnen Sie mir die Freude, Sie oben auf dem schönsten Punkte mit dem Ueberblicke des Ganzen zu überraschen. Ich würde Sie bitten, die Augen ganz zu schließen, wenn der Weg nicht von der Art wäre, daß selbst der aufmerksamste Führer nicht vor kleinen Unfällen schützen kann. Der Boden ist zu rauh, es liegen hier viele Steine im Wege, die Richtung ändert sich oft zu schnell, um mit geschlossenen Augen festen Fuß zu fassen. Aber heften Sie nur die Blicke gerade auf den Pfad vor sich, und gewinnen Sie es über sich, weder rechts noch links zu blicken, so werden Sie einen reichen Lohn für diese Enthaltsamkeit empfangen."

Lodoiska versprach es gutmüthig und ließ sich nun ganz durch Benno, der sie bei der Hand ergriffen hatte, leiten. Die übrigen Mitglieder der Gesellschaft neckten sie mit ihrem Gehorsam, doch ließ sie sich nicht irre machen, sondern lächelte still vor sich hin und sprach: „Ich traue meinem Führer, denn er kennt diese Gebirge genau und weiß ihre Schönheiten zu empfinden." Vergeblich suchten einige junge Leute muthwillig ihre Neugier rege zu machen, und rühmten bald diesen Blick in die Tiefe, bald jene Aussicht das Thal herunter; sie blieb standhaft. Nach kurzer Wanderung stand sie auf dem Gipfel, und Benno führte sie nun durch das Gemäuer hindurch in einen Eckthurm, wo man einige halb verfallene Stufen hinanzusteigen hatte, sich aber alsdann in einem kleinen Raume mit weit ausgebrochenen Fensterhöhlen befand, der so auf der äußersten Grenze des Felsens liegt, daß man gar keinen Boden unter sich gewahr wird, sondern frei über dem Elbspiegel zu schweben scheint. Bevor sie hier eintrat, hatte Lodoiska das Auge auf Benno's Rath ganz geschlossen und ließ sich nun von diesem an das Haupt-

fenster stellen, von dem sie zugleich den schauerlichsten Blick in die Tiefe und den reizendsten in die Ferne, das Thal hinab, hatte.

„Jetzt", sprach Benno, „jetzt öffnen Sie die Augen! Nun ist es Zeit, sich umzuschauen."

„Heiliger Gott!" rief Lodoiska und trat erschreckend einen Schritt zurück, als sie in den schwindelnden Abgrund vor sich blickte. Doch einen Augenblick darauf hatte sie sich schnell gefaßt, und obwol sie noch ein wenig zitterte, trat sie doch, aber ohne Benno's Hand loszulassen, wieder dicht an die niedrige Fensterbrüstung und beugte sich hinab. „Welch schauerliche Wonne!" sprach sie beklemmt. „Wie paaren sich hier Reiz und Schrecken so mächtig miteinander!"

„Nun", fragte Benno, „ist der Fels hoch? Verdient er seinen Namen Schreckenstein?"

„Gewiß, gewiß! O es ist überaus herrlich hier!" rief Lodoiska, deren Bangen jetzt nach und nach in ein Staunen überging. „Wie klein unsere Gondeln dort in der Uferbucht erscheinen! Schon das Gärtchen des Thürmers hier dicht unter uns liegt tief, und von dort senkt sich doch erst der Fels hinunter. Sehen Sie nur, wie die Schwalben fast so tief unter uns schweben als sonst über uns!"

„Die Raubvögel aber bleiben noch immer hoch über unserm Haupte", bemerkte Benno, und deutete auf einen Habicht, der eben quer über das Thal hinschwebte und sich auf breiten Fittichen wiegte.

Lodoiska hob das Auge aufwärts. Eben stand der Raubvogel fast unbeweglich und ließ sich nur von den breit ausgedehnten Schwingen tragen. Plötzlich schoß er pfeilgeschwind auf einen Flug Bergtauben herab, der tief unter ihm gesellig kreiste. Die verscheuchten Thiere flatterten hastig nach allen Seiten auseinander; eine jagte der Stößer vor

sich her und verfolgte sie mit mächtig geschwungenen Fittichen. Sie nahm ihren Flug nach dem Thurme zu; doch fast in dem Augenblick, wo sie die sichere Zuflucht erreichte, war auch der Feind ihr nachgekommen und packte das ängstlich flatternde Thierchen mit seinen grimmigen Fängen dicht vor Lodoiska's Augen. Sie sah einige durch den krallenden Griff ausgerupfte Federn fliegen und hörte das angstvolle Kreischen des Täubchens. Der Habicht strich im Schuß des Fluges so nahe an den Thurm, daß er mit den breiten grauen Flügeln gegen das Gestein schlug, dann aber scheu vor den Menschen, jedoch ohne den Raub fahren zu lassen, sich wieder hoch in die Lüfte schwang.

Die Frauen — denn auch Marie, die Gräfin und einige andere Damen der Gesellschaft waren nach und nach in den Thurm getreten — hatten mit ängstlicher Theilnahme dem Schauspiel zugesehen. Das Mitleid mit dem gequälten Thierchen, dem niemand helfen konnte, und selbst der Schrecken vor dem wilden, heiser kreischenden Raubvogel, hatte alle mehr oder weniger ergriffen. Lodoiska aber sah bleich aus wie der Tod und zitterte heftig. Sie war noch zu aufgeregt von dem schauerlichen Gefühl, das der schwindelnd hohe Standpunkt, auf dem sie sich so plötzlich erblickt hatte, in ihr hervorbrachte, um nicht durch eine neue ähnliche Empfindung heftig erschüttert zu werden. Das Gesicht abwendend, trat sie zurück, und als ihr Auge auf die Gräfin traf, warf sie sich mit einer Art von Zucken an die Brust derselben und rief einige Worte in polnischer Sprache. Ihre mütterliche Freundin antwortete ebenso, aber mit sanftem, tröstendem Ausdruck. Dann wendete sie sich zu den Umstehenden und sprach, um gewissermaßen den Gebrauch der fremden Sprache zu entschuldigen: „Sie hat etwas Aehnliches geträumt, darum ergriff der Vorfall sie so heftig.“

„Ja es war ein Traum, ein recht böser Traum", setzte Lodoiska mit einem mühsamen Lächeln hinzu; „aber ich will nicht weiter daran denken", sprach sie gefaßter und trat wieder zu den übrigen.

Fünftes Kapitel.

Um den leichten Schreck zu verwischen, schlug Benno vor, die alte Burg genauer zu besichtigen, was, zumal da er sich zum Führer erbot, dankbar angenommen wurde. Nachher unterhielt man sich mit allerlei geselligen Spielen, schoß mit der Armbrust, warf Reifen und schlug Federball, in welchem letztern Spiele Lodoiska sich ganz besonders geschickt und anmuthig zeigte.

Die Sonne senkte sich schon gegen die Berge hin, ihre Strahlen gewannen schon die leichtröthliche Färbuug, durch welche die Landschaften in der spätern Nachmittagszeit in einer so warmen Beleuchtung erscheinen.

Nicht ganz mit Unrecht fürchtete man für die Rückfahrt jene schnelle Abkühlung, welche in Gebirgsthälern stattfindet, sobald die Berge sie erst ganz mit ihren Schatten bedecken. Der Wunsch aufzubrechen wurde daher vielfach ausgesprochen, wiewol man sich ungern gerade in der schönsten Zeit von dem romantischen Punkte trennte, wo man die Nachmittagsstunden so angenehm zugebracht hatte. Auch wendete Arnheim ein, daß nichts reizender sein werde, als in der Zeit, wo der Purpur des Abends sich mit dem Silberlichte des Mondes mische, ohne Ruderschlag auf den Wellen

des Stromes hinunterzutreiben. Es erhoben sich daher mehrere Stimmen gegen die beschleunigte Abfahrt, und endlich kam man dahin überein, daß man sich theilen wolle. Wer die Abendkühle fürchtete, sollte auf der ersten Gondel sogleich zurückfahren, die übrigen wollten eine Stunde später folgen; alle jedoch waren der Meinung; daß man zusammen das Abendessen einnehmen müsse. Nach dieser gütlichen Ausgleichung der verschiedenen Ansichten wanderte die größere Hälfte der Gesellschaft den Berg hinunter; die andere, zu welcher das Königspaar, Marie, Lodoiska, der Rittmeister, Benno und einige andere gehörten, entschlossen sich auf des letztern Vorschlag, einen Spaziergang höher an die Berge hinaufzumachen, von dem man sich noch manchen überraschenden Blick in das Thal versprach. Ein Fußpfad, welcher kaum für zwei Raum hatte, führte in schlängelnden Windungen bergansteigend durch die Waldung.

Der Weg hatte etwas ungemein Reizendes; versteckt, sich gleichsam heimlich durch den Wald schleichend, zog er sich unvermerkt höher und höher gegen den Gipfel hinan. Zwischen dem Gitter des bewegten Laubes hindurch sah man nach oben den Himmel schimmern, unten den blinkenden Strom glänzen. Weitere Oeffnungen des Gebüsches überraschten durch schöne Blicke in das Thal, die mit jeder Wendung des Pfades wechselten. Allmählich wurde es immer einsamer und stiller, der Pfad verschwand fast in dem hoch emporschießenden Grase, die Laubwaldung hörte auf, und die tiefern Schatten eines dunkeln Tannenwaldes nahmen die Wanderer auf. Jetzt hatte man in der That die Wildniß des Gebirges erreicht. Einen Pfad gab es nicht mehr, aber man ging weich auf der Moosdecke, welche den Boden überspann, dahin, und die Luft war erfüllt mit dem balsamischen Geruch kräftiger Kräuter. Die volle Gebirgserdbeere wuchs

hier im reichen Maße und ließ die dunkelrothe Frucht aus der Blätterhülle hervorschimmern; einzelne hohe Büsche von Farrnkräutern schossen neben den zerstreuten Felsblöcken auf, unter denen das Quellwasser hervorrieselte. Ein hohes Wehen und Rauschen zog durch die Gipfel der Tannen; die ganze Natur blickte den Menschen hier mit einfach erhabenen Zügen an. Benno, welcher der Gegend aufs genaueste kundig war, schlug mit Sicherheit eine von der bisherigen abweichende Richtung ein, um zu einem hohen malerischen Felsblock zu gelangen, dessen gewaltige Masse hier oben auf einer freien Grasebene gelagert war. Schon sah man ihn in der Entfernung von wenigen hundert Schritten liegen; er glich fast einem ungeheuern Sarkophag, dessen eine obere Ecke jedoch, weit vorspringend, sich kühn über die Grundfläche hinausstreckte. Auf der Spitze derselben schwankte eine junge Tanne, die ihre zähen Wurzeln um den Stein geklammert hatte. Unsere Wanderer glaubten sich ganz einsam auf dieser Höhe, als ihnen zu ihrer Verwunderung ein weißes Windspiel entgegensprang, sie anfangs von weitem anbellte, dann aber sich zutraulich näherte und Lodoiska's Liebkosungen durch ein freundliches Anspringen und ein schmeichelndes Hinaufdrücken des Kopfes gegen ihren Schoos erwiderte.

Munter vorausspringend verschwand das leichtfüßige Thier hinter dem Felsblock.

„Vermuthlich rastet dort ein Jägersmann“, sprach Benno, „denn hier oben gibt es für den Jagdlustigen oft eine reiche Ausbeute.“

Man war indessen ganz nahe an den Felsen gekommen und ging, um zu sehen, ob man wirklich nicht allein sei, um denselben herum. Auf der andern Seite fand man, wie Benno richtig vermuthet hatte, zwei Herren in Jagdkleidung, die jedoch, von der Arbeit des Tages ermüdet, im festen

Schläfe lagen und weder durch das Gebell des Windhundes noch durch die Annäherung der Gesellschaft daraus erwachten.

„Es müssen Badegäste sein", sprach Benno leise, „denn ich habe sie schon gestern in Teplitz gesehen. Sie wohnen vermuthlich im Goldenen Löwen, denn dort gingen sie nach der Morgenpromenade hinein, und ich sah sie, obwol ich über eine Stunde in dem Hause gegenüber verweilte, nicht wieder herauskommen."

Indem fiel in der Nähe ein Schuß; das Windspiel schlug laut an, die Jäger fuhren aus dem Schlafe empor. Sie schienen sehr erstaunt, eine so zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen in ihrer Nähe zu sehen; rasch sprangen sie daher auf und begrüßten die Angekommenen, indem sie sich zugleich wegen der Lage, in der man sie getroffen, entschuldigten. Es waren Franzosen. Als große Liebhaber der Jagd hatten sie die Einladung eines böhmischen Edelmanns, dessen Bekanntschaft sie auf der Reise von Prag nach Teplitz gemacht hatten, auf seinem Territorium zu jagen, mit Freuden angenommen, waren aber von ihm abgekommen und ruhten hier oben aus, um Kräfte zur Fortsetzung ihres Vergnügens zu sammeln. Der eben gefallene Schuß mußte von ihrem Freunde herrühren, denn man erblickte bald darauf seinen schönen Hühnerhund. Es dauerte auch nicht lange, so sah man ihn unter den Bäumen hervortreten und gerade auf die Gesellschaft zuschreiten. Es war der Baron Sedlazek, ein reicher Gutsbesitzer der Umgegend, den Erlhofen, Arnheim und Benno sehr wohl kannten. Man begrüßte einander mit der erhöhten Theilnahme, welche ein Begegnen am ganz unvermutheten Orte erzeugt, und der Baron bat um Erlaubniß, sich mit seinen beiden Freunden, die er als die Herren von St.-Luces und Beau-

caire vorstellte, der Gesellschaft anschließen zu dürfen, was natürlich höflich angenommen wurde. Marie hatte während dessen zufällig entfernt gestanden und daher die Namen der Ankömmlinge nicht gehört; sonst würde sie freilich aufs heftigste erschrocken sein, da sie wußte, wie nahe sie mit dem Schicksal ihres Bruders zusammenhingen. Von Ansehen kannte sie keinen derselben.

Man trat jetzt gemeinschaftlich den Rückweg nach dem Schlosse an. Die beiden Fremden wußten sich mit französischer Gewandtheit und Galanterie den Damen zu nähern und waren bald so bekannt mit ihnen, als wären sie die ältesten Freunde. Da man sich im Hinabgehen vereinzeln mußte, hielt der ältere der Fremden, St.-Luces, den Rittmeister ein wenig zurück und fragte ihn mit der gewöhnlichen geselligen Neugier nach Stand und Namen der Anwesenden. Auch Beaucaire drängte sich zu hören heran. Die Namen Erlhofen, Benno, selbst die der Gräfin und Lodoiska's schienen sie ziemlich gleichgültig zu lassen; als aber Arnheim Marien nannte, fiel der ältere Fremde ihm überrascht in die Rede: „Wie? Rosen? Aus Dresden? Haben Sie gehört, Beaucaire?"

„Allerdings", erwiderte dieser mit einer Miene, deren seltsamer Ausdruck dem Rittmeister auffiel.

„Kennen Sie die junge Dame?" fragte er erstaunt.

„Ein wenig, verehrtester Freund", erwiderte St.-Luces, „ein wenig. Ich habe sie in Dresden, wo ich mich vor einigen Monaten aufhielt, mehrmals im Theater gesehen, und, da mir ihr angenehmes Aeußere auffiel, sie mir nennen lassen. Dies ist unsere ganze Bekanntschaft." Dabei warf er jedoch so seltsame Blicke zu Beaucaire hinüber, daß der Rittmeister wohl merkte, es müsse hier eine andere Beziehung obwalten, die seine Neugier nicht wenig spannte. Denn

er mochte sich's gestanden haben oder nicht, er hatte eine lebhafte Neigung für Marien gefaßt, und diese unvermuthete Bekanntschaft, welche St.-Luces mit ihrem Namen zeigte, regte allerlei eifersüchtigen Verdacht in ihm auf.

„Sagen Sie mir doch“, fuhr dieser indessen fort, „ist diese junge Dame allein oder mit ihren Verwandten hier?“

„Soviel ich weiß nur mit ihrer Mutter“, entgegnete Arnheim, „welche jedoch ihrer Kränklichkeit wegen zu Hause geblieben ist.“

„Also ihr Bruder ist nicht mit hier?“

„Ihr Bruder? Ich weiß von keinem. Es ist indessen nicht unmöglich, daß er hier gewesen ist oder erwartet wird; da ich erst seit einigen Tagen die Ehre habe, das Fräulein zu kennen, so kann ich über ihre nähern Familienverhältnisse durchaus keine Auskunft geben.“

„Also dürfte man den Bruder noch erwarten?“ fragte St.-Luces mit einem Eifer, welcher zeigte, daß ihm daran gelegen war.

„Darüber würde die Dame Ihnen wol selbst am besten Auskunft geben können“, erwiderte der Rittmeister, dem das gegenseitige Anblicken beider Fremden, ihre bedeutenden Augenwinke immer auffallender und unangenehmer wurden. Sie fragten indeß nicht weiter, und Arnheim suchte sich von ihnen loszumachen, was ihm um so leichter wurde, da beide ziemlich weit zurückbleiben und leise, aber emsig miteinander sprachen. Um so angelegentlicher bestrebte er sich dagegen Marien zur Seite zu kommen, um ihr zu sagen, daß sie von jenen Fremden gekannt sei, und womöglich zu erfahren, wie es mit jener Bekanntschaft, die von ihrer Seite durchaus nicht geltend gemacht worden war, zusammenhängen möge. Bei einer Wendung des Pfades gelang es ihm, durch einen kecken Sprung den Abhang hinunter

die vor ihm Gehenden abzuschneiden und Mariens Nachbar zu werden.

„Sie sind die einzige Dame der Gesellschaft", sprach er, nachdem einige unbedeutende Worte hin und wieder gewechselt waren, „welche den beiden Fremden nicht unbekannt ist. Sie behaupten schon in Dresden das Glück gehabt zu haben —"

„Daß ich nicht wüßte", entgegnete Marie ein wenig schnell; „sie scheinen mir französische Offiziere zu sein, mit denen ich durchaus nicht in Bekanntschaft gestanden habe."

„Vielleicht in keiner nähern", antwortete Arnheim; „doch war dem ältern Herrn Ihr Name bekannt, und er versichert, Sie öfters im Theater gesehen zu haben."

„Unmöglich", entgegnete Marie, „ich bin seit länger als einem Jahre nicht im Theater gewesen, und niemals, wenn französische Garnison in Dresden stand." Ihre Antwort war so lebhaft, daß Arnheim ihr misfällig gewesen zu sein fürchtete; und in der That fühlte sich Marie auch fast beleidigt, da sie bei ihrem tiefgewurzelten Haß gegen die Feinde ihres Vaterlandes es fast für einen Frevel gehalten haben würde, mit französischen Offizieren Umgang gehabt zu haben, selbst wenn sich in jener Zeit nicht so leicht eine üble Nachrede an Bekanntschaften dieser Art geknüpft hätte.

„Ich darf betheuern", sprach Arnheim, „daß ich nur wiederhole, was mir die Herren selbst gesagt haben."

„Ich glaube Ihnen das sehr gern", entgegnete Marie milder, weil sie glaubte, Arnheim fühle sich verletzt; „aber Sie wissen, es liegt in der Art der Franzosen, überall gewissenlos zu verfahren, selbst mit dem Rufe eines Mädchens. Die Bekanntschaft dieser Herren mit mir ist möglich, wenn sie mich auf der Straße oder beim Spaziergange gesehen

haben; sie besteht aber, ich versichere es Ihnen nochmals, nur von ihrer Seite."

Arnheim, dem es lieb war, daß keine seiner Vermuthungen sich bestätigte, brach das Gespräch ab, welches Marien so sichtlich verletzte. Und so war von den beiden Fremden weiter nicht mehr die Rede.

Der Weg abwärts ließ sich rascher zurücklegen als aufwärts; man erreichte denn auch bald den Schreckenstein wieder, wo man noch eine kurze Zeit verweilte und dann, als die untergehende Sonne eben den hellen Himmel mit rosigem Duft überhauchte, und der bleiche Vollmond gegenüber im lichten Aether schwebte, die Gondel wieder bestieg, um auf den Wellen des schönen Stromes bis an das Städtchen hinunterzutreiben.

Die Gesellschaft überließ sich dem Genuß der Wasserfahrt und des in der That entzückenden Abends. Die gefürchtete Kühle war nicht eingetreten, sondern nur laue Lüfte kräuselten die Wellen. Die Häupter der Berge waren auf der einen Seite von purpurnem Dämmerschein umflossen, auf der andern zog sich das flüssige Nebelsilber des Mondlichts duftend um die schwarzen Gipfel. Die Elbe spiegelte Himmel und Ufer in sanft wallenden Linien klar zurück; aus dem Wasser herauf stieg ein kühler, erfrischender Hauch. Man saß still, fast ohne zu sprechen, in dem selig beruhigenden, alle wehmüthigen Gefühle des Herzens erweckenden Genuß verloren. Da erklangen unvermuthet die leise angeregten Accorde einer Guitarre.

Alles horchte auf. Ein eigenthümliches Gefühl ergriff die Brust bei diesen Klängen, die so sehr an italienische Sitte mahnten; denn wer hätte nicht, sei es durch Schilderungen oder durch eigene Erfahrung, schon jene südlichen Empfindungen gekannt, die durch die schaukelnde Barke

und das Lied des Gondoliers in uns erweckt werden. Es war, als ziehe der Strom mit seinen Ufergebirgen plötzlich unter einem italienischen Himmel dahin, als sei es die Welle der Brenta oder des Po, von der man sich geschaukelt fühle.

Der schöne, blondgelockte Benno war es, der die Saiten gerührt hatte, um eine Ballade vorzutragen, welche er auf eine Sage von dem Schreckenstein gedichtet hatte. Die Schiffer saßen lauschend am Steuer und richteten die Blicke auf den Sänger; die übrigen Hörer winkten, erfreut durch die Ueberraschung, einander mit den Augen Stille zu. Man hörte jetzt nichts als das leise Flüstern der Wellen an dem Kiel des Schiffes. Der Mond warf seine Strahlen auf Benno's Angesicht, der, einem begeisterten Improvisator gleichend, das große blaue Auge gegen das Licht aufschlug und dann mit wohlklingender Stimme die in Verse gebrachte Sage vortrug, wonach ein tyrannischer Vater den Geliebten seiner Tochter, als dieser bei Nacht den steilen Fels hinaufklimmte, tückisch lauernd in den Abgrund gestürzt haben soll. Die Geliebte in ihrem Schmerz stürzt sich nach in den Strom, und die ewig fortziehenden Wellen desselben bilden die Gruft des liebenden Paares und kühlen die Glut ihrer Schmerzen. Benno sang mit sanfter, angenehmer Stimme und tief empfundenem Ausdruck.

Am Schluß des Liedes saß alles, wie zuvor, in tiefem Schweigen. Wen hätte die traurige Mär nicht erschüttert? Wer hätte nicht in der eigenen Brust Anklänge gefunden für die heiligen Gefühle der Unglücklichen? Selbst St.-Luces und Beaucaire hatten so viel geselligen Takt, die Stille nicht sogleich zu unterbrechen, obwol sie neugierig auf den Inhalt des Gesanges, dessen Worte sie nicht verstanden hatten, waren.

Indessen war man nahe an der Stadt, und das lebhaftere Treiben am Ufer sowie einige kreuzende Nachen mit Lustfahrenden aus dem Städtchen unterbrachen die heimliche Ruhe, welche bisher in der Landschaft geherrscht hatte. Nach und nach entfesselte sich nun auch die solange verstummt gebliebene Rede wieder, und man kam in lebhaftem Gespräch am Landungsplatze an. Dort hatte sich der Theil der Gesellschaft, welcher vorangeschifft war, versammelt und empfing die Ankommenden mit freudiger Begrüßung. In ungeordnetem, fröhlichem Durcheinanderschwirren begab man sich in den Gasthof, wo der hell mit Kerzen erleuchtete Saal die Gesellschaft wieder aufnahm und den angenehmen Anblick einer mit Früchten, kalten Speisen und Wein wohlbesetzten Tafel darbot, an welcher man sich vor der Rückfahrt noch einmal gesellig sammelte und durch Scherz und belebtes Gespräch den heitern Tag beschloß. Endlich, als es fast Mitternacht war, mußte man sich doch trennen und zur Heimkehr anschicken. Erlhofen konnte die Gelegenheit zu einer wohlgesetzten Rede nicht ungenutzt verstreichen lassen. Er erhob sich auf seinem Platze, füllte sein Glas und sprach: „Nach einer kurzen, aber, so hoffe ich, rühmlichern Regierung, als je ein sceptertragender König geführt — denn während meiner Herrschaft wurde keine Minute anders als zur Beglückung meiner Unterthanen verwendet —, nach einer solchen kurzen Titusthronverwaltung nehme ich die mir anvertraute Krone wieder vom Haupte und lege das Scepter dabei nieder. Kein Aufruhr hat mich gestürzt, nicht die Hand des Todes raffte mich hinweg; aber mein Reich verschwindet noch spurloser von der Erde als das des Königs Priamus; denn meine Unterthanen zerstreuen sich, nur einem unwiderruflichen Spruch des Schicksals gehorchend, weithin in alle Welt. Der mit einem Scepter verlängerte Arm

streckt sich gigantisch über weite Länderstrecken und Millionen Bewohner derselben, schützend und strafend aus; man raube ihm die zwei Fuß Herrscherstab, und er verkürzt sich um zwanzigmal so viel Meilen, er schrumpft ein zu einem lilliputanischen Stumpf, der froh ist, wenn er sich eine Fliege von der Nase jagen kann. Wie schmerzlich empfinde ich's daher, theuere Freunde und Unterthanen, daß ich jetzo gleich diese entsetzliche Amputation werde erdulden müssen! Noch bin ich euer Gebieter, noch halte ich euch mit dem Bande unsers Freudengesetzes zusammen; wenige Körner Sandes verrinnen, und das Band ist gesprengt, und ihr fahret auseinander, oder vielmehr zusammen, nach Hause, versteht sich. Jetzt erst beginnen die mühseligen und gefahrvollen Wege, und jetzt gerade überläßt der Abfall euers Herrschers euch dem Zufall, der so leicht zum Falle werden kann auf der holperigen Straße nach Teplitz. Nun denn, meine Unterthanen, fahret hin! — aber fahret wohl!" Damit leerte er sein Glas, bot der Monarchin den Arm und führte sie hinab an den Wagen. Wie zuvor stieg man nach geordneten Paaren ein, und eins nach dem andern rollte in der schönen Mondnacht dahin, die ihren sanft verhüllenden Schleier über Thäler und Gebirge warf.

Der Tag der Freude war verrauscht, die herzliche Lust verklungen. Nur ein leises Echo bebte noch in mancher Brust nach und erfüllte sie mit süß wehmüthigen Empfindungen.

Sechstes Kapitel.

Der Morgen graute bereits, als Marie leise wieder in die kleine Hinterpforte trat, deren Schlüssel sie mitgenommen, um, ohne jemand zu stören, ihr Schlafgemach erreichen zu können. Es nahm sie wunder, daß in dem Zimmer der Mutter noch Licht brannte. Vorsichtig schlich sie näher und blickte durch die mit Weinlaub vergitterten Fenster hinein. Es brannte eine Nachtlampe; ein Lichtschein warf einen dunkeln Schatten auf das Bett, und an demselben saß auf einem Lehnsessel eine weibliche Gestalt, deren Züge Marie nicht unterscheiden konnte. Ein heftiger Schreck durchbebte sie bei diesem Anblick; sie empfand ihn bis in die zitternden Knie hinein, sodaß es ihr fast unmöglich wurde, sich auf den Füßen zu erhalten und in das Haus zu gehen. War die Mutter plötzlich so krank geworden? War ihr irgendein anderes Unheil zugestoßen? Von diesem Gedanken geängstigt trat sie in ihr Gemach ein und öffnete alsdann leise die Thür, welche zur Mutter führte. Als sie eintrat, erwachte die Wirthin, denn sie war es, welche im Lehnstuhl saß, aus dem leichten Schlummer, in den sie gesunken war; sie erkannte Marien sogleich und winkte ihr mit dem Finger auf dem Munde Ruhe zu, während sie mit der andern Hand auf die schlummernde Kranke deutete. Marie blieb erwartungsvoll in der Thür stehen; Frau Holder ging ihr auf den Zehen entgegen und mit ihr in das Nebengemach.

„Um Gottes willen, was fehlt meiner Mutter?“ fragte sie, als die Thür geschlossen war, aus tief beklommener Brust.

„Aengstigen Sie sich nicht zu sehr, liebes Fräulein“, entgegnete die Wirthin beruhigend, „der Zufall wird nicht von Bedeutung sein. Heute früh, als Ihre Frau Mutter sich, von mir begleitet, nebst vielen andern Brunnengästen auf der Promenade befand, erschallte plötzlich der Ruf: Ein toller Hund, ein toller Hund! Alles stürzte erschreckt auseinander und suchte eine Zuflucht in den nächsten Gebäuden. Auch wir flüchteten mit größester Eile, um ein Haus zu erreichen. Da hörten wir lautes Geschrei hinter uns, und als wir uns umsahen, erblickten wir in der That das wüthende Thier im vollen Laufe nach der Richtung, die wir genommen hatten. Im Schrecken stürzten wir seitwärts die kleine Anhöhe hinan zu den großen Kastanienbäumen hinauf. Wir erreichten sie glücklich! das tolle Thier nahm seinen Lauf an uns vorüber, nach der Stadt zu, wo es auch erschossen worden ist. Allein die Anstrengung und der Schreck hatten uns beide ganz außer Athem gebracht, und besonders Ihrer Frau Mutter war die Brust etwas angegriffen; daher ihre Unpäßlichkeit.“

Marie hatte bebend und mit abwechselndem Erröthen und Erblassen die Erzählung angehört. Sie schöpfte erst Athem, als es vorüber war, dann sprach sie gefaßt: „Sagen Sie mir alles, liebe Frau Holder, ja alles. Ich muß es ja wissen, wenn ich die Pflegerin meiner Mutter sein soll! Ist der Arzt hier gewesen? Was hat er verordnet?“ Im Sprechen verlor Marie ihre schwer errungene Fassung wieder; denn immer ängstigendere Vorstellungen stiegen während dieser Fragen in ihr auf.

„Gewiß haben wir sogleich zum Arzt geschickt“, sprach die Wirthin; „er hat der Kranken vor allem Ruhe empfohlen, da er hörte, daß sie etwas Blut ausgeworfen habe.“

„Ein Blutsturz!" rief Marie von dem schrecklichen Worte mit plötzlicher Uebermacht getroffen. „Allmächtiger Gott, auch das noch sendest du mir!"

Es war zu viel für ihre Kräfte; die ganze weiblich starke Entschlossenheit ihrer Seele war durch diesen unvermutheten Schlag bis zur Erstarrung gelähmt. Denn da sie die Leiden der Mutter kannte, öffnete das Wort alle Thore der düstersten Ahnung in ihrer Brust. Sie mußte sich von der Frau Holder an einen Sessel leiten lassen, auf dem sie sich ermattet niederließ. „Seien Sie nicht zu besorgt", sprach diese tröstend, „der Arzt hat die beste Hoffnung gegeben. Nur möglichste Ruhe hat er uns anempfohlen, damit der Zufall sich nicht wiederhole. Gehen Sie darum nur ruhig schlafen, ich will schon weiter am Bette der Kranken wachen. Sie weiß einmal, daß ich bei ihr bin, und würde vielleicht erschrecken, wenn sie plötzlich sähe, daß Sie die Pflege übernommen haben. Denn sie hat streng geboten, Ihnen bei Ihrer Rückkunft nichts zu sagen, weil morgen doch alles wieder gut sein würde, und Sie dann den Schreck nicht gehabt hätten. Das wagte ich aber doch nicht, ganz so auf mich zu nehmen. Nun müssen Sie aber auch hübsch ruhig hier auf Ihrem Zimmer bleiben und sich niederlegen, denn sonst werden Sie am Ende auch noch krank. Sie müssen ja ganz erschöpft sein von der langen Spazierfahrt!"

Marie war es freilich, doch würde sie Kräfte genug in sich gefunden haben, um auch diese neue Anstrengung zu ertragen, wenn nicht der plötzliche Schreck sie so heftig getroffen hätte. Aber, sie durfte sich's nicht ableugnen, in dem Zustande der Aufregung, in welchem sie sich jetzt befand, würde sie zur Krankenpflege völlig untauglich gewesen sein. Daher mußte sie das wohlwollende Anerbieten der Wirthin annehmen, die mit sorglicher Theilnahme entschieden darauf drang, daß

Marie sich niederlegen und wenigstens einige Stunden der Ruhe pflegen solle. Sie that es, obwol sie überzeugt war, daß kein sanfter Schlaf sie erquicken werde; doch verursachte die große Ermüdung des Körpers, verbunden mit der Erschütterung ihrer Seele, eine solche Abspannung ihrer Kräfte, daß sie wenigstens in eine Art von Betäubung versank, während welcher die Aufregung des Gemüths, überwunden durch die Kraft der Natur, schwieg. So gewann der Körper die nothwendige Erholung, die sie sich freiwillig nicht gewährt haben würde.

Nach einigen Stunden trat Frau Holder an ihr Lager und weckte sie mit sanfter Anrede.

Sie stand schnell auf, kleidete sich flüchtig an und ging zur Mutter hinein. Mit Festigkeit nahm sie sich's vor, ihre Seele zu beherrschen und ihren bangen Schmerz auch nicht durch die leisesten Spuren zu verrathen.

„Guten Morgen, meine beste Mutter", sprach sie mit leichtem Hauch des Tons, „wie geht es dir? Ist dir etwas besser?"

Die Kranke zeigte in den sanften stillen Zügen ihres Angesichts den ruhigen Ausdruck der Ergebung in ihre Leiden; jene Ergebung, mit der sie seit langen Jahren alle harten Schläge des Geschicks in christlicher Fassung trug und sich der frohen Ereignisse niemals überhob. Sie lächelte die Tochter mild an, jedoch ohne zu sprechen, und bot ihr die auf dem Bette ruhende Hand durch ein leichtes Umwenden und Oeffnen dar, hatte indeß die Macht nicht, sie zu erheben. Marie durchschaute mit dem Scharfblick liebender Sorge die leichte Hülle der Ruhe, unter der die Mutter ihren Zustand zu verbergen suchte. Bei dem ersten Anblick des lieben, duldenden Angesichts fühlte sie die entsetzliche, unausweichbare Wahrheit — sie ist für dich verloren! An dem matten Auge,

an der blassen Lippe erkannte sie es, noch mehr als an der stummen Begrüßung, an jenem Versagen der Sprache, das der freundlichen Mutter so ganz unähnlich sah. Ihr Herz zuckte unter der Berührung dieses neuen Jammers, der über sie kam; doch sie behielt die Festigkeit, und ihr Mund lächelte, während ihre Brust von namenlosem Schmerz zerrissen wurde.

„Meine liebe, gute Mutter", sprach sie, „während ich Leichtsinnige Freude in Fülle und Uebermaß genoß, mußte ein entsetzliches Unheil dich treffen und dir in der kurzen Zeit, die der Herstellung deines schwachen Körpers gewidmet war, ein neues Leiden bereiten! Aber gewiß hoffe ich, es werde ebenso schnell vorübergehen, als es plötzlich gekommen ist. Bleibe nur recht ruhig, antworte mir gar nichts, tröste mich nicht, heiße mich nichts thun; ich vermag alles, was du bedarfst und wünschest, in deinen Augen zu lesen, und meine wachsame Aufmerksamkeit wird errathen, was du nicht durch Winke ausdrücken kannst."

Sogleich legte sie auch Hand an, um das eingesunkene Lager der Kranken wiederherzustellen und ihrer bedrängten Brust eine freiere Lage zu verschaffen. Dann füllte sie eine Schale mit Thee, den der Arzt verordnet hatte, und reichte ihn, vorsichtig gekühlt, in kleinen Pausen der Mutter dar. Als dieselbe getrunken hatte, fragte Marie: „Soll ich dir vorlesen?" Ein Wink des Auges war ihr genug, um ein Andachtsbuch herbeizuholen, in welchem die Mutter jeden Morgen zu lesen pflegte. Mit sanfter, aber fester Stimme begann sie nun das ernste Geschäft. Die schlichte Frömmigkeit, die einfache Würde der Gesinnung, welche in dem Buche waltete, stärkte auch ihr banges Herz, daß es sich mit Kraft erhob in den irdischen Leiden und Beängstigungen. Nach wenigen Seiten kam sie an eine Stelle, welche für ihre Lage

besonders geschrieben zu sein schien. Sie las sie, tief im Innersten von der größten Wahrheit durchdrungen, mit erhöhterer Stimme, mit wachsender Kraft der Ergebung und des Vertrauens, sodaß die Mutter auf ihrem Krankenlager von den freudigen Worten der Tröstung stärkend aufgerichtet wurde und mit belebterm Auge zuhörte. Marie, welche es nicht unterließ, in kleinen Zeiträumen über das Buch hinweg die Kranke anzublicken, um jedem ihrer Wünsche zuvorzukommen, bemerkte den Eindruck, welchen die Stelle gemacht hatte. „Soll ich dies noch einmal lesen, beste Mutter?“ fragte sie freudig, denn sie kannte deren Gewohnheit, Stellen, die ihr besonders zusagten, zu wiederholen. Die Kranke lächelte und winkte mit dem Haupt. Marie las: „Es gibt Zeiten im Leben, wo sich uns der heitere Himmel ganz zu verbergen scheint, und eine graue, trübe Wolke nach der andern heraufzieht, und über unserm Haupte verweilt. Wir meinen dann wol oft, nun sei das Maß gefüllt und wir wüßten nicht, wie uns noch ein härteres Los, ein schmerzlicheres Leid treffen könnte. Das aber ist die Gesinnung eines verzagenden Gemüths, welches die unendlichen Wohlthaten Gottes verkennt. Seine Gnade ist zu groß, um euch das Maß des Elends erschöpfen zu lassen; ihr würdet es nicht ertragen; ehe ihr den Kelch zur Hälfte leert, schwinden euere irdischen Kräfte. Aber weshalb glaubt ihr, daß ihr die Tiefe des Jammers erschöpft habt? Weil ihr nicht mehr mit dankendem Herzen betrachtet, welche reiche Fülle göttlicher Wohlthaten euch auch dann noch immer umgibt, wenn ihr nur den Stachel des Schmerzes zu empfinden glaubt. Eine Frucht von dem Baume des Lebens zernagt der Wurm, und sie fällt verdorrt herab; aber noch prangt die ganze übrige Krone in reicher Fülle der Früchte, des Laubes, der Blüten und Keime zu tausend neuen Früchten. Ihr aber beweinet

nur, was ihr verloren habt, und schließet euer undankbares Auge allem, was euch bleibt. Einer Mutter stirbt ein geliebtes Kind; sie klagt im tiefsten Schmerz und sieht nicht, wie ein blühender Kreis lieblicher Söhne und Töchter sie noch umringt, durch deren Liebe der Herr ihr tausend Wonnestunden der Zukunft zu bereiten trachtet. Und wenn euch alles geraubt würde, wenn eine Waise allein, trostlos und jammernd ohne Rath und Hülfe stände, wenn sie nirgends mehr eine Pforte erblickte, die aus dem öden Abgrunde des Jammers in das heitere Thal der Freude zurückführte — bliebe ihr nicht der alliebende Vater? Ebnet seine Hand nicht tausend Pfade, wo das sterbliche Auge keinen Ausweg mehr entdeckt? Ist alles Weh, was euch betrifft, nicht schnell vorüberziehendes Weh der Erde? Und wohnet die ewige Freude nicht in den unendlichen Räumen des Himmels? Wenn es hier düstere Nacht ist, wenn Nebel und Wolken euch die Gestirne verdecken, flammen nicht tausend blitzende Sonnen im Weltraum über dem niedern Erdengewölbe? Ja, ruht nicht die Hälfte dieser Erde selber noch im Glanz des Lichts, während die andere in schnellfliehende Nacht gehüllt ist? So gewiß euch der Anbruch des rosigen Morgens ist, so gewiß ist dem Glaubenden die Seligkeit nach der kurzen Stunde der Prüfung. Darum, lieben Freunde, seid getrost. Ein Auge gibt es, das dringt durch die tiefste Nacht der Wolken und zählt die Thränen der Bekümmerten, die zu seinem sanften Strahl hinaufblicken; ein Herz gibt es, das fühlt den Jammer in jeder Brust, die sich nicht treulos von ihm abwendet; eine Hand gibt es, die reicht in den dunkelsten Abgrund und ergreift die Hand des Hülflosen, die sich ihr entgegenstreckt. Dies Auge wacht stets über euch, dies Herz schlägt mit dem euern, diese Hand leitet euch auf dunkeln Wegen der Drangsal und der Gefahr. Darum seid getrost,

denn wo ihr wandelt, da wandelt der Herr mit euch, und er verlässet keinen, der ihm getreu ist."

Im eifrigen Lesen hatte Marie nicht bemerkt, daß der Arzt eingetreten war, und schon seit einigen Minuten an der Thür stand und zuhörte, ohne von ihr oder der Kranken gesehen werden zu können. Er näherte sich jetzt, indem er, um Marien eine leichte Verwirrung zu ersparen, den Schein annahm, als sei er soeben gekommen. Der schon alternde Mann bot einen freundlichen guten Morgen, und trat dann zu der Kranken, deren Puls er faßte, und sie aufmerksam betrachtete.

„Hm, noch immer ein wenig unruhig", sprach er; „wir müssen noch mit besänftigenden Mitteln fortfahren."

Nachdem er einige Fragen über die Kranke gethan, nahm er Papier und Feder und schrieb ein Recept auf, dessen eilige Bereitung er empfahl; dann schickte er sich an, zu gehen. Marie begleitete ihn unter dem Schein der höflichen Formen, in der That aber, um von ihm die Wahrheit über den Zustand der Mutter zu erfahren, da sie selbst die härteste Gewißheit mit größerer Fassung und Standhaftigkeit zu tragen sicher war als jenen Zustand der unbestimmten Angst, die zu der wirklichen Gefahr tausend neue schafft. Mit bittendem Ton, aber doch mit entschiedener Gemüthsruhe, sprach sie daher im Vorzimmer zu ihm: „Sagen Sie mir die Wahrheit, die volle, reine Wahrheit. Halten Sie mich nicht für ein schwaches weibliches Geschöpf, das in müßige, verschlimmernde Klagen ausbrechen oder gar in ohnmächtiger Muthlosigkeit hinsinken wird, wenn die Gefahr drohend ist; aber gönnen Sie auch einer bangen Tochter den Trost der Hoffnung, den Ihr Ausspruch ihr gewähren kann. Sagen Sie mir die strenge Wahrheit, darum bitte ich Sie noch einmal so dringend, als nur je ein Wunsch es vermag!"

5 *

„Mein gutes Kind“, entgegnete der Arzt freundlich, aber weich, „Sie thun am besten sich an die schönen Worte des Trostes zu halten, die ich Sie bei meinem Eintritt lesen hörte. Ich habe wenig Hoffnung! Kehrt der Blutsturz wieder, so ist es vorbei. Bis Mittag wird sich das, denke ich, entscheiden!“

So gefaßt Marie war, so fest ihr Entschluß gewesen, jede weiche Regung stark zu überwinden; dies rauhe Todesurtheil raubte ihr doch einen Augenblick die Kraft. Sie brach in bitterliche, stille Thränen aus und mußte sich erschöpft an die Schulter des Arztes lehnen, der ihr mit sanften Worten Muth zusprach. Nach einigen Minuten richtete sie sich wieder auf.

„Es ist nun überwunden“, sprach sie matt; „ich fühle, daß ich die Stärke habe, um am Lager der Mutter mit Fassung auszudauern. Ich danke Ihnen, daß Sie mir nichts verborgen haben. Ich nehme nun das Härteste für gewiß an, ich ergebe mich in den Verlust des Theuersten, des Einzigen, was ich jetzt auf dieser Erde besitze!“

„Denken Sie an das Auge, das die Thränen des Ihrigen zählt, an das Herz, das mit dem Ihren schlägt, an die Hand, die Sie führen wird auf einsamem Wege des Lebens“, sprach der Arzt; „das wird Ihnen Muth und Stärke in der letzten Stunde geben. Leben Sie jetzt wohl! In einigen Stunden sehen Sie mich wieder. Fällt indessen das Mindeste vor, so senden Sie zu mir und ich werde auf das schleunigste hier sein.“

Mit diesen Worten nahm er Mariens Hand, drückte sie mit freundschaftlicher Wärme, und verließ dann schnell das Gemach, da die Rührung ihn selbst zu überwältigen drohte.

Marie aber warf sich fromm auf die Knie nieder und betete aus inbrünstigem Herzen zu Gott, daß er ihr Kraft ver-

leihen möge in der Stunde der Prüfung. Noch einmal vergoß sie sanfte erleichternde Thränen, dann durchdrang das freudige Gefühl der kräftigen Entschließung ihre Seele, und sie kehrte mit erleichterter Brust zu der Mutter zurück.

Siebentes Kapitel.

St.-Luces und Beaucaire waren, als sie in ihre Wohnung heimkehrten, zu ermüdet, um über die Begegnisse des Tages noch ausführlich zu sprechen; am Morgen jedoch, als der Diener Beaucaire den Kaffee brachte, war es sein erster Gedanke, die Entdeckung, welche er gestern gemacht, und die mancherlei Pläne, welche er sogleich entworfen hatte, weiter zu verfolgen. Er ging daher zu St.-Luces hinüber, den er schon am Schreibtische sitzend fand, begrüßte ihn und begann folgendermaßen: „Ich glaube, wir haben gestern glückliche Jagd gemacht, wenigstens sind wir auf der Fährte eines edeln Wildes, welches uns tausend Napoleonsdor Schießgeld eintragen könnte.“

„Freilich, freilich“, entgegnete St.-Luces lächelnd, „aber es ist nur die Frage, wie wir es vor den Schuß bringen. Ich bin soeben schon damit beschäftigt, Schritte in der Sache zu thun, nämlich nach Dresden zu schreiben, um mir einige nöthige Vollmachten zu verschaffen, damit ich die hiesigen Behörden in Requisition setzen kann; denn wie wir hier sind, vermögen wir gar nichts.“

„Das ist nicht der Weg, den ich einschlagen würde“, entgegnete Beaucaire, „ich fürchte, er führt uns nicht weiter,

als wir das erste mal kamen. Wir haben es mit Bewohnern verbündeter Länder zu thun, gegen die man schonend verfahren will, sonst würde man längst durch Mutter und Schwester den Aufenthalt des Bruders haben ermitteln können; denn an das Märchen von dem Duell und an die völlige Unkunde der Mutter von dem Aufenthalte des Sohnes hat doch wol niemand geglaubt. Und gesetzt auch, sie habe ihn damals nicht gekannt, so leidet es doch keinen Zweifel, daß sie ihn früher oder später erfahren mußte. Wollte man ihn daher durch das Geständniß der Frauen ermitteln, so wäre nichts in der Welt leichter gewesen. Ich bezweifle also, daß man uns jetzt die nöthigen Vollmachten einräumen wird; und geschähe es auch, so gäbe es jedenfalls eine gehässige öffentliche Scene, für deren Ausgang ich bei der Erbitterung, die trotz der Verbindung des Kaisers und seiner Verwandtschaft mit dem Hause Oesterreich hier gegen uns herrscht, nicht stehen möchte. Allein mir däucht, wir hätten noch andere Mittel, um hinter das Geheimniß zu kommen."

„Und die wären?" fragte St.-Luces aufmerksam.

„Wir müssen nur nicht geizig sein", fuhr Beaucaire mit einem schlauen, boshaften Lächeln fort, „und von den tausend Napoleonsdor funfzig bis hundert zu opfern wissen, die der Postmeister hierselbst erhielte, im Fall er uns alle Briefe zu einer kleinen Durchsicht auslieferte, die von den beiden Frauen abgesendet werden oder an sie einlaufen. Meinen Sie nicht, daß unser heißes Messer das Siegel von einem Frauenzimmercouvert ebenso gut lösen würde als von den sorgfältigst verwahrten diplomatischen Depeschen?"

„Ich fürchte nur, man hat uns bereits erkannt, und wird gar sehr auf der Hut sein!"

„Wer sollte uns erkannt haben?" rief Beaucaire, „das junge Mädchen? Dies hätten wir sogleich bemerken müssen;

aber ich bin überzeugt, sie hat nicht einmal unsern Namen gehört, denn als wir vorgestellt wurden, war sie zu weit entfernt, und von dem Augenblicke an, wo ich erfuhr, wer sie sei, habe ich sie nicht aus den Augen gelassen." — „Auch ich nicht", entgegnete St.-Luces, „aber gerade an ihrem Benehmen, ihren Blicken glaube ich wahrgenommen zu haben, daß sie, wenn sie uns nicht kennt, doch wenigstens irgendeinen Argwohn gegen uns hat, oder nach einer Erinnerung sucht, mit welcher sie uns in Verbindung bringen will."

„Und wenn die Frauen uns beide vollständig kennen sollten, was thäte dies am letzten Ende?" rief Beaucaire aus.

„Sie würden aufs äußerste vorsichtig sein, ihre Briefe auf Umwegen befördern, vielleicht gar abreisen!"

„Möchten sie doch! Ihre Vorsicht könnte sich aber doch nur auf die abzusendenden, nicht auf die ankommenden Briefe erstrecken, und diese letztern würden uns am Ende noch mehr Licht geben als die erstern, die vielleicht unter einer falschen Adresse abgehen. Denn das wird der flüchtige Ritter um seiner eigenen Sicherheit willen wol angeordnet haben."

St.-Luces ging nachdenkend auf und ab.

„Und werden Sie", fragte er plötzlich, „nicht an der plumpen Ehrlichkeit der deutschen Beamten scheitern, und uns vielleicht gar compromittiren?"

„Ich dächte, Herr Baron", erwiderte Beaucaire etwas empfindlich, „ich hätte Ihnen einige Beweise gegeben, daß ich schwierigere Unterhandlungen einzuleiten gewußt habe, wobei mehr auf dem Spiel stand; wann wäre ich so ungeschickt gewesen, uns früher preiszugeben, als bis ich des Gegners gewiß war? Seien Sie außer Sorgen, überlassen Sie die Sache mir; ich will schon Mittel finden, den Faden fein anzulegen und fortzuspinnen, aus dem ich die Fangschlinge für unsern Abenteurer zu knüpfen hoffe."

St.-Luces ging noch einigemal unschlüssig im Zimmer auf und nieder; dann reichte er seinem Genossen entschieden die Hand und sprach: „Nun meinethalben; ich lasse Sie gewähren, ich will Ihnen auch den größten Antheil des Lohnes lassen, nur gefährden Sie den Ruf unserer Gewandtheit nicht. Denn eben weil hier alle Spur verloren schien, weil man nicht gerade zu auffallende, die Gemüther erbitternde Zwangsmaßregeln gebrauchen wollte, käme mir viel darauf an, die Sache mit einer geschickten Wendung zu beendigen, um mich dadurch zu neuen wichtigen Aufträgen zu empfehlen. Wir sind eng miteinander verknüpft, Freund, denn Sie folgen meiner Bahn Stufe für Stufe. Rücke ich aufwärts, so nehmen Sie die Lücke ein, die ich lasse, und Sie können darauf zählen, daß ich Ihnen die Hand reichen werde, um Sie nachzuziehen, bevor ein anderer sich eindrängen kann. Noch einmal: diese Sache übergebe ich ganz Ihnen, ziehe mich aber auch durchaus zurück, wenn sie eine unangenehme Wendung nehmen sollte."

„Verlassen Sie sich blind auf mich", rief Beaucaire, indem er sich mit Unterwürfigkeit verbeugte; „ich eile, das Gewebe anzulegen, denn wir dürfen keinen Augenblick verlieren."

Mit diesen Worten empfahl er sich und eilte hinab in sein Zimmer, um sich anzukleiden. Hierauf machte er sich auf den Weg, um sein Garn auszuwerfen.

Sein erstes war, daß er in ein Kaffeehaus ging, um in der Badeliste die Wohnung der Frauen, die er so arglistig zu umspinnen dachte, aufzusuchen. Nebenbei knüpfte er daselbst ein Gespräch mit einigen Bürgern an, um über den Charakter des Postverwalters einige Aufschlüsse zu erhalten; was er erfuhr, schien seinen Plan zu begünstigen.

Er ging daher getrost nach der Posthalterei, um seine

Unterhandlung zu beginnen. Zu seinem Verdruß mußte er erfahren, daß der Posthalter an demselben Morgen nach Dresden abgereist sei und binnen vierzehn Tagen erst zurückkommen werde. Diese Auskunft gab ihm ein alter Expedient, in dessen scharf gefurchten Zügen und blinzelnden grauen Augen Beaucaire etwas zu lesen glaubte, was seinen Absichten günstig wäre.

„Sie besorgen wol indeß die Geschäfte, mein Herr?“ fragte er höflich, „und vielleicht kann ich mich an Sie wenden, um eine Gefälligkeit zu erhalten, für die ich sehr dankbar wäre.“ Bei diesen Worten reichte er dem Alten freundlich die Hand dar, und wußte mit Geschicklichkeit einige Goldstücke in dessen dargebotene Rechte zu drücken. Dies pflegte Beaucaire's gewöhnlicher Probeschuß zu sein, um den Boden, welchen er betreten wollte, zu untersuchen. Er gab, bevor er sagte, wofür; wer in solchen Fällen nimmt, ehe er weiß, ob man wirklich nur seine Mühe vergelten, oder ihm eine Lücke im Gewissen mit Gold ausfüllen will, der erklärt von vornherein seine Rechtlichkeit für überwindlich. Indessen ging Beaucaire doch noch ferner vorsichtig zu Werke; er bat erst um frühere Auslieferung der eigenen Briefe, und rückte dann, da der Alte sich immer geldgieriger zeigte, andeutungsweise mit seinem Antrage näher. Noch hatte er ihn jedoch nicht ausgesprochen, als beide unterbrochen wurden, indem soeben die Post eintraf. Der alte Postbeamte öffnete die Briefliste, welche die Adressen der angekommenen Briefe enthielt. Beaucaire warf einen flüchtigen Blick darüber hin und las, durch den Zufall geleitet, den Namen Rosen.

Wie der Falke auf eine Taube stößt, so schoß sein raubgieriger Eifer auf diese Beute los. Die Eile, mit welcher er, durch diesen Umstand angeregt, des Briefes habhaft zu werden wünschte, war schuld daran, daß er seine Vorsicht einen

Augenblick vergaß, und rasch, aber leise fragte: „Kann ich diesen Brief auf eine Viertelstunde haben, so sind zwanzig Goldstücke die Ihrigen.“ Zugleich griff er in die Tasche, um das Geld herauszulangen. Der Beamte that, als habe er nichts gehört, schob aber leise den Brief beiseite, empfing das Gold mit einem verstohlenen Griff der Hand und sah eisernen Blicks in ein Actenstück hinein, welches aufgeschlagen neben ihm auf dem Tische lag. Beaucaire verstand den Wink; er griff daher ohne weiteres zu und bemächtigte sich des Briefes. Erstaunt sah er an dem Poststempel, daß derselbe aus dem Hauptquartier kam. Sogleich eilte er damit nach Hause, trat mit triumphirender Miene in St.-Luces' Zimmer und sprach: „Wie nun, Herr Baron, wenn ich schon den Sieg in der Hand hätte, wenn der Schlüssel des Geheimnisses schon mein wäre?“

„Das wäre!“ rief St.-Luces und sprang freudig auf. Beaucaire reichte ihm den Brief hin, St.-Luces las erstaunt die Aufschrift.

„Nun? Was sagen Sie? Dieser Brief wird uns denn doch wol einige Aufschlüsse geben?“

„Wie so?“ sagte St.-Luces.

„Nur Geduld, wir werden sogleich im Klaren sein“, entgegnete Beaucaire, und schickte sich an, den Brief zu öffnen. „Sehen Sie da!“ rief er, mit einem vor boshafter Freude leuchtenden Angesicht, als er das Blatt aus dem Couvert gezogen und entfaltet hatte: „«Theuerste Mutter!» lautet die Ueberschrift. Und die Unterschrift: «Euer getreuer L.» Sind das Spuren? Haben wir den Faden in der Hand?“

„Sie sind in der That sehr glücklich gewesen“, sprach St.-Luces, „doch wird die Entdeckung uns nicht viel helfen, denn der Flüchtige hat sicher einen falschen Namen angenom-

men, die Armee zählt eine halbe Million Köpfe, und unter diesen gerade den aufzufinden, den wir suchen, gegen ihn eine Untersuchung einzuleiten, — das alles sieht so unendlich weitläufig aus, daß ich kaum darauf eingehen möchte."

„Meine Entdeckung ist so glücklich", erwiderte Beaucaire, „ich bin so zufrieden über die Art, wie sie mir eingeschlagen ist, daß ich mich vorläufig damit genügen lasse. Wer weiß aber, ob der Inhalt des Briefes uns nicht noch ausführlicher belehrt."

„Er setzte sich hierauf und durchlief ihn flüchtig. Seine Mienen wurden immer wohlgefälliger, drückten eine stets wachsende boshafte Freude aus. Am Schluß rief er aus: „Es bleibt uns nichts zu wünschen übrig, denn aus diesem Schreiben läßt sich unzweifelhaft ersehen, daß die beiden Flüchtlinge, denen wir nachspüren, bei der Armee, und zwar höchst wahrscheinlich in dem Regimente des Grafen Rasinski stehen. Denn obwol kein einziger Name in diesem Briefe ausgeschrieben ist, so bleibt es doch für jeden, der die Dislocation der Regimenter kennt, keinem Zweifel unterworfen. Wir haben daher nichts weiter zu thun, als die Anzeige zu machen, und höchstens hier noch die Namen auszumitteln, welche die beiden jungen Leute muthmaßlich angenommen haben, um unerkannt zu bleiben. Bei meinem jetzigen Bündniß mit dem Postsecretär ist aber nichts leichter als dies, denn wir dürfen nur die Antwort auf dieses Schreiben abwarten."

St.-Luces ärgerte sich innerlich darüber, daß Beaucaire in dieser Entdeckung soviel Glück gehabt hatte, denn den Verdiensten der Geschicklichkeit desselben eine Anerkennung deshalb zukommen zu lassen, hatte er nicht die geringste Neigung. Er war aber verschlagen genug, um sich nicht das Mindeste äußerlich merken zu lassen. Mit raschen Schritten

ging er im Zimmer auf und ab, und suchte sich das Ansehen zu geben, als sei es der Eifer, den man jetzt in der Verfolgung dieser Entdeckung beobachten müsse, welcher ihn in eine so unruhige Bewegung setze. Heimlich indessen hatte er ganz andere Gedanken, die auf zweierlei Ziele hinausliefen. Um jeden Preis wollte er Beaucaire's Entdeckung vereiteln, am liebsten aber freilich sie für sich nutzen. Mit der freundlichsten Miene von der Welt überhäufte er ihn daher mit Lobsprüchen, um ihm jeden Verdacht zu rauben. „Ich muß Ihrem Talent und Ihrer Geschicklichkeit die vollste Anerkennung widmen, mein lieber Beaucaire", sprach er; „Sie haben in dieser Sache mit einem Scharfblick und einer Gewandtheit gehandelt, die nicht übertroffen werden kann. Gern gestehe ich's, daß ich im ersten Augenblick eine kleine Anwandelung von Verdrießlichkeit hatte, die der Neid auf Ihre meisterhafte Ausführung des glücklichen Gedankens in mir erregte. Betrachten Sie diese Aufwallung, der ich nunmehr vollkommen Herr geworden bin, als die wahrhaftigste Huldigung gegen Ihre Verdienste; sie ist vielleicht sogar die schmeichelhafteste."

Wie die Schlauheit aller Schurken nur bis zu einem gewissen Grade reicht, und das ganze künstliche Gewebe ihrer Verstandescombinationen eigentlich nur zu einer verlängerten Dummheit wird, weil es der festen Grundlage des Vernünftigen und somit des Sittlichen entbehrt, so fand auch Beaucaire's Scharfsinn hier eine Grenze, indem seine Eitelkeit ihm das Auge verblendete, mit welchem er sonst die Dinge durchaus richtig zu sehen wußte und sich nicht leicht durch einen Schein täuschen ließ. St.-Luces besaß aber auch die Kunst im höchsten Grade, seine Züge in jede Form zu legen, den überzeugenden Ton redlicher Wahrheit anzunehmen und damit oft selbst diejenigen zu täuschen, die schon Zeuge gewesen

waren, wie er dieselben Waffen gegen andere gebraucht hatte. Beaucaire konnte es nicht lassen, noch einige Zeit ruhmredig, wiewol mit dem Ausdrucke und den Formen der Bescheidenheit, auf seine Geschicklichkeit und die schnelle Ausführung seines glücklichen Gedankens zurückzukommen. St.-Luces' ungleich schärferer Blick durchschaute ihn bis auf den Grund; um so sicherer vermochte er ihn in seiner Verblendung zu bestärken und in die schmeichelhaftesten Täuschungen einzuwiegen.

Da vorläufig in der Angelegenheit nichts weiter zu unternehmen war, vor allen Dingen aber der Brief der Post zurückgegeben werden mußte, damit man diese Hülfsquelle nicht für die Folge einbüße, so übernahm Beaucaire das letztere, und eilte, nachdem er das Couvert wieder versiegelt hatte, auf das Bureau zurück, um ihn dem Beamten wieder einzuhändigen.

St.-Luces ging gedankenvoll in seinem Zimmer auf und ab und überlegte, wie er es anzufangen habe, um Beaucaire's eitle Nebenbuhlerschaft zu vereiteln und die etwaigen Verdienste seiner Entdeckung sich selbst zuzueignen.

Achtes Kapitel.

Während Marie sorgend mit töchterlicher Angst an dem Bette der erkrankten Mutter saß, ahnte sie nicht, wie Bosheit und Habsucht sich beriethen, um ihrem Herzen neue Qualen zu bereiten. Ach, und hätte sie es gewußt, sie würde über die nächste Sorge die entferntere vergessen haben; denn in tiefen Leiden ist die Schwäche der menschlichen Brust ihre

einzige Rettung, weil sie, wie auch die Fluten des Jammers über sie herandringen mögen, nur ein bestimmtes Maß derselben faßt. Das Uebrige zerrinnt in dem weiten Raume des Weltalls wie Schall und Licht, welche Ohr und Auge nicht in sich aufnehmen. Mariens inniges, stummes Gebet war die Erhaltung der Mutter. Einem behütenden Engel gleich, saß sie an ihrem Lager und wehrte alles Feindselige, was der Kranken nahen konnte, mit sanfter Festigkeit, mit unermüdlicher Ausdauer ab. Doch in dem Rathe des Ewigen war es anders beschlossen. Ihrer zarten jungen Blüte sollte die beschützende ältere Nachbarpflanze, an der sie sich emporgeschmiegt hatte, entrissen werden.

Die Mutter hatte eine lange Zeit still, mit einem sanftschmerzlichen Lächeln auf den Lippen, in die Kissen zurückgelehnt, gelegen. Mariens beobachtendes Auge bemerkte schon längst einen heimlichen Kampf in den Zügen der Kranken; mehrmals hatte sie ängstlich nach der Ursache geforscht und die Mutter gefragt, ob sie Schmerzen empfinde. Diese hatte es durch stumme Winke wie durch ein leises Nein ebenso oft verneint. Jetzt sprach sie plötzlich: „Meine Tochter, ich fühle — es wird bald vorüber sein; — das Uebel kehrt zurück — ich werde es nicht mehr überwinden. Ein Geheimniß für dich und deinen Bruder — euer Vater — die Papiere in dem geheimen Fach meines Schreibtisches — ach, meine Tochter, in deinen Armen! — —“

Mit diesen, zuletzt fast ohne Athem ausgestoßenen Worten streckte sie die Arme verlangend nach der Tochter aus. Ein krampfhaftes Uebel schnürte ihr die Brust zusammen, sie suchte sich mit Mariens Hülfe, welche sie weinend umschlungen hatte, emporzurichten. Diese ergriff, während sie mit der Rechten die Mutter unterstützte, mit der Linken die Klingel, welche am Bett stand, und schellte heftig. „Der Arzt! der

Arzt!" rief sie athemlos, als Frau Holder eintrat, und diese eilte rasch wieder zurück, um die Hülfe herbeizurufen.

„O, meine Mutter, verlaß deine Tochter nicht", dies waren die einzigen Worte, welche Marie unter Thränen auszusprechen vermochte. Die Kranke war zu beängstigt von dem Krampfe, um zu hören oder vollends zu antworten. So vergingen einige Minuten in der entsetzlichsten Pein für Marien, welche allein, fast selbst der Hülfe bedürftig, alle Anstrengung ihrer Seele nöthig hatte, um nicht durch den Anblick der Leiden ihrer geliebten Mutter und durch den eigenen zerreißenden Schmerz unfähig zu dem Beistande zu werden, den sie der Kranken leisten mußte. Endlich ließ das Uebel nach, aber nur um in ein anderes, die Auflösung beschleunigendes, überzugehen. Ein heftiges Bluterbrechen schaffte der Gequälten Luft; zugleich damit aber schwanden die letzten angespannten Kräfte, und sie sank bleich und sprachlos auf die Kissen zurück.

Zitternd, ein bleiches Bild des Kummers, mit stummen, unaufhaltsam fließenden Thränen, saß Marie an dem Lager und beobachtete mit ängstlichen Blicken, wie die theuerste Seele, welche sie auf dieser Erde besaß, sich der sterblichen Hülle entrang. Die Mutter blickte nur noch irr und träumerisch, aber doch mit seliger Liebe und Freundlichkeit aus schon brechenden Augen zu der Tochter hin. Die Brust wurde kaum noch durch das leise, matte Athmen bewegt; die Lippen wollte der Todeskampf schmerzlich verziehen, doch er ward besiegt durch ein frommes Lächeln, den Widerschein des Jenseits in der schon brechenden irdischen Brust. Denn halb gehörte die fliehende Seele schon jenen Räumen des ewigen Lichtes an, wo sie ihre ursprüngliche Heimat wiederfindet.

Noch ein matt glänzender Blick der Liebe, und das Auge erlosch; Marie seufzte bang auf und beugte sich über das

bleiche Antlitz der Mutter, um ihrem Athemzuge zu lauschen. Vergebens, er war entflohen; es regte sich kein Hauch des Lebens mehr auf den erbleichenden Lippen.

Der strenge Spruch des Schicksals hatte sich vollendet; Marie stand nun einsam in der Welt.

Einige Minuten blieb sie nur ihrem kalt erstarrenden Schmerze, dessen ungeheueres Maß sie noch nicht zu übersehen vermochte, gegenüber. Die ersten, welche die tiefe Grabesstille unterbrachen, waren der Arzt und Frau Holder. Jener hatte kaum einen Blick auf das Lager geworfen, als er ausrief: „Wir kommen zu spät; ich ahnte es wohl; hier war keine Hülfe mehr möglich!" Diese Worte rissen Marien aus ihrer dumpfen, starren Betäubung empor. Sie wandte sich zu der betrübt dastehenden, gutmüthigen Frau Holder um und wollte ihr mit sanfter Stimme sagen: „Meine Mutter ist todt!" doch mit jeder Silbe schlug der Schmerz heftigere Töne an, und endete fast in einem Schrei der Angst, mit dem Marie der rasch Herbeieilenden in die Arme sank. Doch dauerte dieser gewaltsame Zustand, der nur ein Ueberbrausen der bis dahin mit Kraft beherrschten Empfindungen war, welche jetzt die zu schwachen Schranken durchbrachen, nicht lange. Bald hörte der Strom der Schmerzen auf wild zwischen den Ufern dahinzurauschen, und floß wieder besänftigt im ruhigern Bette. — —

Marie ließ sich die Sorge nicht nehmen, wenigstens wollte sie dieselbe der Frau Holder nicht allein überlassen, die Abgeschiedene auf eine reinliche Lagerstatt zu bringen und sie einfach aber vollständig zu kleiden.

Sie flüchtete nicht vor ihrem Schmerze, wie schwächere Seelen pflegen, sondern erkannte, daß er jetzt ihr Theuerstes sei. Denn sie trauerte ja um den Verlust eines geliebten Wesens; so mußte es ihr einziger wahrer Trost sein, sich

ganz, äußerlich wie innerlich, der Beschäftigung mit demselben zu widmen.

Jede tiefer empfindende Seele liebt ihren Schmerz und findet ihr trauriges Glück allein darin, ihm nachzuhängen. Sie flieht die Zerstreuungen des Lebens, denn sie weiß, daß jene scheinbaren Bilder der Heiterkeit und des Glücks, mit denen man sich zu umgeben vermag, in solchen Tagen nur die Freude heucheln, und neben dieser glänzenden Lüge steht die düstere Gestalt der Wahrheit desto unerbittlicher und zerstört die Täuschung. Denn das Leben gleicht einem Spiegel: wer davortritt, sieht nur sich selbst; alle die reizenden Bilder dahinter sind nur Schein und liegen dem ewig ferne, der sie nicht in der eigenen Brust trägt.

Die beiden Töchter der Wirthin, Anna und Therese, das kleine liebliche Wesen, traten ein, als Marie eben die Umkleidung der Mutter vollendet hatte. In weiße Tücher gehüllt, lag sie auf der Bahre; das Antlitz war sanft, ohne Ausdruck des Leidens. Ein stilles Lächeln umschwebte die Lippen.

Die beiden Kinder trugen ein Körbchen mit Blumen gefüllt, welches die Mutter ihnen gegeben hatte, um damit das Lager der Todten auszuschmücken. Anna, die Aeltere, sollte den Auftrag ausrichten, allein das arme Kind vermochte vor Thränen nicht zu sprechen; Therese aber rief freudig: „Sieh nur die schönen Blumen, die sollst du alle haben.“

Marie betrachtete die Kinder mit einem wehmüthigen Lächeln. Sie küßte die Aeltere und drückte sie sanft weinend ans Herz; dann nahm sie die kleine Therese, welche die Händchen verlangend zu ihr emporhielt, auf den Arm, ließ sich von dem Kinde liebkosend umschlingen und verbarg in der Umarmung desselben ihr thränendes Antlitz. Auch das Kind fing jetzt an zu weinen, jedoch nur, weil der Kummer

der andern es ängstlich machte. Marie tröstete es liebreich beruhigend und sprach: „Weine nicht, mein Herzchen, sieh, auch ich bin schon wieder fröhlich! Komm, wir wollen die Blumen nehmen und sie auf das Bett der Mutter streuen. Siehst du wol, wie sanft sie schläft?"

Das Kind wurde wieder ruhig und sprach: „Ich will dir helfen."

„Ja, das sollst du auch, Therese, du sollst mir alle Blumen zureichen." Sie gab hierauf der Kleinen das Körbchen, welches diese neben sich stellte und ihr nun einzeln die Blumen daraus mit den kleinen Aermchen entgegenstreckte. Anna half das Lager der Todten damit schmücken; das fromme Geschäft geschah fast schweigend, nur daß Therese, durch ihre unschuldigen, ahnungslosen Fragen und durch ihr oft sogar munteres Dazwischenrufen bisweilen ein freundlich beruhigendes Wort von Marien nöthig machte.

Die Hingeschiedene lag nun einfach geschmückt, von Blumen umgeben, auf dem Todtenlager; die letzten frommen Tochterpflichten hatte Marie an ihr erfüllt. Stumm, mit herabgesunkenen, ineinandergefalteten Händen stand sie ernst betrachtend an der Bahre und heftete die Blicke auf das Angesicht der Mutter. Noch schwebten die Züge des Lebens darauf, noch war es nicht jene kalte, starre Maske der Todten, noch schien sie nur in einem leichten Schlummer zu ruhen, von dem sie das Auge bald wieder aufschlagen könne. Es war Marien einen Augenblick lang zu Muthe, als sei es unmöglich, daß jedes Band der Vereinigung nunmehr auf immer zerrissen sei, daß dieses Auge sie nie wieder freundlich anblicken, dieser Mund niemals mehr sanfte Worte zu ihr reden sollte. Da trat eine heftige Angst und Beklemmung sie an; sie mußte ins Freie. Rasch nahm sie die Kinder bei der Hand und sprach: „Laßt uns ein wenig hinaus-

gehen in den Garten, die Sonne scheint so schön.“ Sie gingen.

Indem Marie aus der Thür trat, standen zwei weibliche Gestalten vor ihr, die sie im ersten Augenblicke, weil der Schmerz sie allem entfremdet hatte, nicht erkannte, sondern überrascht und unsicher anblickte. Es war die Gräfin und Lodoiska, welche, um die gestern auf der Spazierfahrt gemachte Bekanntschaft fortzusetzen, einen ersten Besuch bei Marien und deren Mutter machen wollten.

Noch mehr als Marie über die Kommenden erstaunten diese über den Anblick der bleichen verweinten Gestalt; doch das gegenseitige Befremden dauerte nur wenige Secunden, denn auf die Frage der Gräfin: „Mein Gott, was ist Ihnen begegnet?“ erwiderte Marie mit schwacher Stimme: „Sie treten in ein Haus der Trauer! Eine Waise steht vor Ihnen!“ Ueberwältigt von der Gewalt des Schmerzes, sank sie halb bewußtlos der Gräfin in die Arme, welche diese mitleidig öffnend gegen sie ausbreitete. Mit Wärme drückte sie die im stummen Schmerz an ihrer Brust Ruhende an sich und sprach sanft: „Sei meine Tochter!“ Und Lodoiska setzte weich hinzu, indem sie Mariens herabgesunkene Hand ergriff: „Und meine Schwester!“

O wie wohlthuend, wie sanft legten sich diese tröstenden Stimmen mitfühlender Seelen, die der Himmel der Gequälten im Augenblicke ihrer tiefsten Einsamkeit auf der Erde zusandte, an das bebende, blutende Herz! Wie hatte dieser eine, warme Augenblick die kalten, ehernen Schranken, welche das Leben sonst so lange zwischen die Menschen stellt und sie damit fern auseinander hält, hinweggeschmolzen! Jahre gemeinsamer, unbedeutender Erlebnisse verknüpfen nicht so fest als ein einziges, tieferschütterndes Ereigniß, wo die menschliche Seele, in dem erhöhten Gefühle der Nichtigkeit

alles Aeußerlichen und Zufälligen, nur ihres Gleichen sucht, nur in der Liebe die Wahrheit erkennt. Auf dem klaren Strome der Freude rinnen die Seelen der Menschen ineinander; noch inniger aber auf dem düstern des Schmerzes.

So waren die drei Frauen durch diesen einen Augenblick für das Leben verbunden, und Marie empfand mit klarer Einsicht die erste Segnung, die Gott dem Menschen aus trüben Geschicken bereitet, die, daß seine Seele reicher an empfangender und spendender Liebe wird. — Der aufgeregte, beklommene Zustand der vom heftigsten Schmerz Zerrissenen forderte, daß sie, bevor sie die neue mütterliche und schwesterliche Freundin an die Bahre führte, einige beruhigende Gänge durch den Garten that.

Als auf diesem Wege der ernste, Zutrauen einflößende Trost der Gräfin und Lodoiska's weiche Schwesterliebe ihrer trauernden Brust im Innersten wohlthaten, da stieg es in ihrer Seele fast als der Gedanke eines Verbrechens auf, daß irgendeine Falte ihres Herzens Derjenigen verborgen sein sollte, deren Liebe sich ihr so ganz hingab. Der Entschluß, beiden mitzutheilen, was Rasinski für ihren Bruder gethan, wurde zur unausweichbaren Nothwendigkeit für sie. „Ich kann", sprach sie und wandte ihr offenes blaues Auge zu der Gräfin empor; „ich kann es nicht ertragen, einer so edeln Frau halb verschleiert, mit mistrauischen Rückhalten gegenüberzustehen. Sie haben mich nach meinem Bruder gefragt; o, Sie kennen ihn, denn in Ihrem Hause fand er als Ludwig Soren nebst seinem Freunde Bernhard die gastlichste Aufnahme."

„Wie?" rief die Gräfin erstaunt; „jener junge Mann, der durch sein männlich ernstes Wesen uns allen so lieb geworden, wäre Ihr Bruder?"

„Er ist es; doch muß es das tiefste Geheimniß bleiben", sprach Marie, und erzählte hierauf den ganzen Zusammenhang der Begebenheiten, durch die Ludwig in seine wunderbare Lage versetzt worden war. Dabei nannte sie auch die Namen St.-Luces und Beaucaire, worauf die Gräfin, die auf alle Verhältnisse ein sehr aufmerksames Auge hatte, sich sogleich an das gestrige Zusammentreffen mit den beiden Fremden erinnerte, und die nur zu gegründete Besorgniß aussprach, daß eben diese die gefährlichen Männer seien. Jetzt fiel auch Marien ein, was Arnheim ihr gestern gesagt hatte, und es konnte fast kein Zweifel mehr obwalten. Sie blickte, nachdem sie der Gräfin diese Mittheilung gemacht hatte, dieselbe fragend und ängstlich an. „Man muß nur den Muth nicht verlieren", sprach die entschlossene Frau, „und sehr vorsichtig sein. Obgleich ich als Polin den Kaiser der Franzosen begeistert verehre und Frankreich als unsern schützenden Bundesgenossen betrachte, so kenne ich doch alle die Bedrückungen und Greuel jener zur Verwaltung feindlicher Länder eingesetzten Beamten, welche, nicht Soldaten, nicht Männer von Muth, auch männlichen Muth nicht ehren und nur über Schwache zu triumphiren wissen. Zu diesen dürften auch Ihre Gegner leicht gehören. Also auf der Hut! — Wie befördern Sie Ihre Briefe?"

„Unter der Aufschrift an den Grafen Rasinski", entgegnete Marie nicht ohne Erröthen.

„Gut", sprach die Gräfin rasch, ohne Mariens Verwirrung zu bemerken; „allein vielleicht noch nicht hinreichend. Geben Sie mir Ihre Briefe. Ich kenne viele Offiziere des Regiments, welches mein Bruder führt. Ich kann mit den Adressen wechseln und es doch so einrichten, daß die Briefe von meinem Bruder geöffnet werden. — Also durch mich, Liebe, führen Sie künftig den Briefwechsel mit Ihrem Bruder."

Unter diesem Gespräche war man bis zu dem Hause zurückgekehrt, und Marie führte die Beschützerin und die Freundin, welche sie gefunden, zu der entseelten Hülle derjenigen, in der sie beides verloren.

Schweigend standen die drei Frauen an der Bahre. Marie lehnte sich sanft gegen die tiefgerührte Lodoiska und weinte still an ihrem Herzen.

„Wie freundlich dieses Antlitz ist!" sprach die Gräfin und legte die Hand auf die Stirn der Todten, um ihr das Haar noch ein wenig zurückzustreichen. „Wie sanft muß die Seele aus diesem Körper geschieden sein! Wie gefaßt, wie fromm, wie ruhig!"

„O, sie war mild wie die Abendsonne", sprach Marie; „gleich ihr schied sie dahin, und in diesem stillen, freundlichen Antlitz schimmert die Abendröthe ihrer Seele aus der schönen Welt, in die sie hinübergegangen, noch in diese zurück. Bald aber wird die lange, undurchdringliche Nacht eingetreten sein, die sie uns für ewig verhüllt."

Sie meinte die Bestattung.

Therese und Anna traten halb hüpfend ein. — Sie hielten einen Brief in der Hand. Er war von Ludwig; derselbe, den Beaucaire vor einer Stunde mit verbrecherischen Händen erbrochen.

„Von meinem Bruder an meine Mutter", sprach Marie und brach aufs neue in Thränen aus. — „O der Arme! Er wußte nicht, daß diejenige, an die er seine Worte richtete, sie nicht mehr vernehmen wird! Für sein Leben bebten wir, weil es von tausend Gefahren umringt ist; und wer weiß, bleibt er der einzige Ueberlebende von uns allen. O, dann würde ich ihn tief beklagen! — — Aber nein! So hart wird uns Gott nicht prüfen", fuhr sie nach einigen Augenblicken mit frommem Ausdruck in den Zügen fort;

„er wird uns nicht trennen. Seine tröstenden Engel werden mich aufrecht halten und seine schützenden meinen Bruder umschweben."

Die Gräfin machte jetzt Marien den Vorschlag, das Haus des Todes zu verlassen, mit ihr zu kommen und bei ihr zu wohnen, damit sie nicht ganz einsam in der nunmehr verödeten Wohnung zurückbleibe, sondern eine vertraute Brust habe, an die sie ihr müdes Haupt lehnen könne. Marie willigte dankbar ein; denn vor der ersten einsamen Nacht schauerte sie zusammen. Lodoiska, die den Schmerz ganz mit ihr theilte, doch dann am verschlossensten blieb, wenn ihr Herz am vollsten war, weil sie der leichten Gabe der Mittheilung ermangelte, blieb noch bei Marien zurück, um ihr in einigen nothwendigen Anordnungen zu helfen. Die Gräfin begab sich nach Hause, um die Anstalten zu Mariens Aufnahme zu treffen.

Diese ordnete mit Lodoiska ihr kleines Besitzthum auf das vollständigste, wählte nur einiges aus ihren Büchern, Papieren, Kleidern und Arbeiten aus, welches sie mit in die neue Wohnung hinübernehmen wollte, und hüllte sich dann in Trauerkleider. Als sie umgekleidet aus dem Seitengemache trat, erstaunte Lodoiska über die sanfte Hoheit ihrer edeln Gestalt; zuvor war sie immer nur lieblich erschienen, nur Anmuth hatte ihr die holden Reize verliehen; jetzt aber schien sie eine trauernde Fürstin zu sein, so wurde ihr Anstand durch die ernste Kleidung und Haltung, wie durch den tiefschmerzlichen Ausdruck ihrer Züge geadelt.

Mit herzlichen Küssen und Thränen nahm Marie von den Kleinen, mit warmer Dankbarkeit von deren Mutter Abschied, und ging, das Antlitz durch einen schwarzen Schleier vor den lästig neugierigen Blicken der Menge verhüllend, an der Seite ihrer jungen ernsten Freundin ihrer

neuen Wohnung zu. Im Gehen war es ihr, als müßten ihre Sinne sie verlassen, da sie jetzt der vertrauten Stelle den Rücken wandte, wo sie noch vor wenigen Stunden die Stimme der Mutter gehört, ihr freundliches Winken der Augen gesehen hatte. Und nun alles so stumm und starr, so ewig verschlossen!

In der Hausthür stand Frau Holder mit ihren beiden Mädchen. Die gute Frau reichte Marien nochmals die Hand dar, während sie sich mit der Schürze die Thränen aus den Augen wischte. Anna verbarg sich blöde und traurig hinter die Mutter, doch die kleine Therese hob schmeichelnd die Aermchen an Marien hinauf und rief: „Marie, komm bald wieder zu Haus!"

„Bald, bald, recht oft, mein liebes Kind!" sprach Marie mit von Thränen überwältigter Stimme und hob das kleine, holde Wesen zu sich empor. Dann erst riß sie sich los und ging rascher, um ihre ermattende Kraft gewaltsam aufzurichten.

Neuntes Kapitel.

Am ganz frühen Morgen des dritten Tages war die Hingeschiedene bestattet worden. Nur Marie, die Gräfin, Lodoiska und Frau Holder waren zugegen gewesen, als man sie einsenkte zu der ewigen Ruhestätte. Marie zeigte sich ernst, gefaßt; sie rechtfertigte die Furcht der Gräfin, welche sie dringend gebeten hatte, von der traurigen Feierlichkeit zurückzubleiben, nicht. In ihrer ebenso festen als zarten Seele

schloß sie schnell mit allem Geschehenen, mit allem Unvermeidlichen ab; nur der Zweifel, die Sorge, die Furcht vor dem Kommenden griffen sie so heftig an. Sie bebte vor der drohend gehobenen Hand des Schicksals; war der zerschmetternde Schlag gefallen, so kämpfte sie mit sittlicher Stärke, mit festem, treuem christlichen Glauben gegen die vernichtende Gewalt.

So ernst sie den Tag über blieb, nahm sie doch mit stiller Freundlichkeit an dem Gespräche theil. Erst als die Sonne schon röthlich hinter dem blauen Gebirge stand und die Wehmuth der Abendstille sich über die Landschaft ergoß, da erst wurde auch sie weich und zerfloß fast in Thränen. Es trieb sie an, nach dem Grabe der Mutter hinauszugehen; die tröstenden Freundinnen wollten sie begleiten, doch sie bat, man möge sie allein gewähren lassen. „Glaubt nicht, daß dieser Gang mich tiefer beugen wird; nein, er wird mein Herz trösten, meine geängstete Brust durch sanfte Thränen erleichtern. Meine Wunden müssen frei ausbluten; vielleicht sind sie tödlich; sie werden es aber gewiß und schneller, wenn ihr den Schmerz derselben gewaltsam in mein Inneres zurückpressen wollt. O, mir wird wohl sein auf dem Hügel meiner Mutter!“ Sie ging.

Das Grab war mit frischem Rasen bedeckt; noch hatte es keine andere Zierde. Der Kirchhof lag einsam, friedlich, von hohen Bäumen beschattet. Marie setzte sich auf die Gruft nieder und saß in nachdenklicher Stellung, während ihre Thränen still herabflossen. Plötzlich schreckte das Herannahen eines männlichen Trittes sie auf. Sie blickte zurück und gewahrte St.-Luces, der gerade auf sie zuging.

Unangenehm, ja fast widerwärtig durch seine Nähe gestört, stand sie auf, erwiderte seinen ehrerbietigen Gruß mit einer leichten ängstlichen Verbeugung und wollte den Kirchhof

verlassen. Er aber ereilte sie mit raschen Schritten und redete sie an:

„Vergeben Sie mir, wenn ich Ihre Trauer gestört habe; — der Zufall führte mich hierher, ich hatte Sie nicht früher erkannt, sonst würde ich mich ehrerbietig zurückgezogen haben.“

St.-Luces log mit der Zunge und den Augen gleich fertig; denn ebenso unwahr als seine Worte waren die scheinbar verwirrten Blicke, die mit größter Geschicklichkeit geheuchelte Trauer auf seiner Stirne. Schon seit drei Tagen erspähte er nämlich auf jede ersinnliche Weise eine Gelegenheit, Marien zu sprechen. Die Nachricht von dem plötzlichen Tode der Mutter war ihm im höchsten Grade willkommen, denn sie begünstigte seine doppelt verbrecherischen Plane. Mariens holdselige Anmuth hatte, gleich als er sie zum ersten male sah, seine verderbte, niedrige Leidenschaft entzündet. Mit der allen Elenden so geläufigen Berechnung der bedrängten Lage anderer, um ihnen das Aeußerste abzupressen, entwarf er schnell den teuflischen Plan, zuerst die Angst der Schwester durch die Bedrohung des Bruders zu erregen und dann durch das Versprechen der Rettung — auf das Halten kam es ihm freilich nicht an — ihre Gunst zu erwerben. Deshalb war ihm eigentlich Beaucaire's habsüchtige, gerade auf das Ziel losgehende List zuwider. Vollends aber würde er erbittert gewesen sein, wenn er geahnt hätte, daß dieser sein Nebenbuhler sei und mit größerer Frechheit, daher aber auch mit minder künstlicher Verfeinerung der Bosheit demselben Zwecke nachstrebte.

St.-Luces wollte eine Liebesintrigue anspinnen; er berechnete, daß das weiche Herz einer Trauernden das empfänglichste für den Trost sei, den eine geheuchelte innige Theilnahme gewährt; er wollte, mit einem Worte, Marien ver-

führen, aber nicht ohne ihr Gelegenheit zu geben, ihre Schwachheit durch eine Art von Heiligenschein zu verhüllen, indem er an ihre Gunst die Rettung des Bruders zu knüpfen dachte.

Beaucaire hatte denselben Plan, doch roher; mit dem Henkerschwert über dem Haupte des Bruders wollte er die geängstigte Schwester in seine Arme treiben. Ihm war es nur um den sinnlichen Genuß zu thun, und er kümmerte sich nicht um den Abscheu seines Opfers.

St.-Luces, feiner gebildet und durch viele ähnliche Abenteuer seines Lebens, bei denen ihm eine große Gewandtheit und bestechendes Aeußere zu Hülfe kamen, denn in seiner Jugend war er sogar ein schöner Mann gewesen, berechnete, daß der Reiz einer solchen Verbindung durch die getäuschte Neigung des weiblichen Gemüths unendlich erhöht werde. Er wollte nicht eher unter seiner Larve erkannt sein, bis er selbst mit der völligsten Sättigung und Gleichgültigkeit das angesponnene Verhältniß wieder trennte. Diese Plane verbargen Beaucaire und St.-Luces natürlich einander aufs sorgfältigste, und in der That ahnte keiner von beiden die Absicht des Gegners, einmal, weil sie einen ganz verschiedenen Weg einschlugen, und zweitens auch, weil einer den andern entweder nicht für schlau oder boshaft genug hielt, um soviel Nutzen aus der Lage der Verhältnisse zu ziehen. Beaucaire spürte unabläſsig ringsumher, ob er nicht den Aufenthalt Ludwig's bei der Armee, den Namen, den er jetzt führte, mit Bestimmtheit erfahren könnte. Daher lauerte er wie der Ameisenlöwe in der versteckten Finsterniß seiner Höhle nur auf einen Brief Mariens an ihren Bruder, um ihn mit seinen Fangzangen hinunterzuziehen. Dann wollte er vor die Unglückliche hintreten, um sie durch das Medusenhaupt seiner Entdeckung zu erstarren und so die Willenlose hinzuopfern. Der Tod der Mutter war daher

auch ihm willkommen gewesen; denn mit Recht glaubte er, daß Marie ihn dem Bruder sogleich oder doch in den nächsten Tagen melden werde. Er hatte es deshalb nicht an Geld fehlen lassen, um den verrätherischen Postbeamten aufmerksam zu machen. Diesmal verschwendete er es jedoch vergeblich, weil Mariens Brief längst durch die Gräfin abgesandt war, die ihn einem nach Dresden reisenden Landsmanne anvertraut hatte, um ihn dort auf die Post zu geben. Von St.-Luces' Absichten hatte Beaucaire, da dieser ihn durch Schmeicheleien und Zuvorkommenheit in die größte Sicherheit und so leicht getäuschte eitle Selbstgefälligkeit einwiegte, keine Ahnung und daher auch kein Arg aus dessen Spaziergängen, um so mehr, da derselbe sie höchst geschickt einzuleiten und zu verbergen wußte.

Es war jetzt das erste mal, daß St.-Luces Marien allein traf. Sie erwiderte seine Anrede mit einigen befangenen Worten und wollte sich entfernen; doch er that, als bemerke er dies nicht, und zwang sie durch eine rasche Antwort zu bleiben. „Wie hinterlistig lauert das Schicksal oft auf uns! Wer hätte ahnen sollen, daß Sie, von dem heitern Ausflug froh zurückkehrend, daheim das Unglück so finster vor der Schwelle gelagert finden sollten! O glauben Sie mir, Ihr Trauerfall war so erschütternd, daß er kein Herz ungerührt gelassen hat; noch jetzt wendet sich der Gedanke, das Gespräch immer wieder darauf zurück, und es gibt kaum ein Auge in diesem von so vielen Fremden überfüllten Orte, das nicht Ihrem Schicksal eine Thräne geweint hätte.“

Marie schauderte; denn da sie wußte, welchen Einfluß St.-Luces auf das Schicksal ihres Bruders geübt hatte, erfüllte seine Nähe sie nur mit einem unheimlichen Grauen. Doch suchte sie sich zu fassen.

„Ich weiß es“, sprach sie nach einigen Augenblicken,

„daß der plötzliche Todesfall meiner Mutter Aufsehen erregt hat, zumal da er mit einem Ereigniß in Verbindung stand, das viele erschreckte. Doch eben dieses Aufsehen muß mir schmerzlich drückend sein; denn der Trauernde sucht die ungestörte Einsamkeit am liebsten auf."

St.-Luces verstand die Beziehung der letzten Worte sehr wohl; allein er wollte sie nicht verstehen und wußte seinen Verdruß darüber vollkommen zu beherrschen. „Gewiß, gewiß", sprach er; „allein nicht immer ist das, was der Kranke begehrt, ihm das Heilsamste. Nicht ganz dem Schmerz sollten Sie sich überlassen; einige Augenblicke sollten Sie sich doch abmüßigen für die, welche wahrhaft Ihre Freunde sind."

Er schwieg; auch Marie.

„Es ist fast dunkel geworden! — Mir scheint es Pflicht, Sie zu erinnern, daß Sie kaum noch allein den Weg zur Stadt zurückmachen können", begann St.-Luces nach einigen Augenblicken wieder.

„Sie haben recht, ich hätte schon gehen sollen", sprach Marie höflich, grüßte und ging.

Kaum hatte sie die Thür des Kirchhofs erreicht, als sie seine Schritte abermals dicht hinter sich hörte.

„Ich habe mit mir gekämpft", sprach er hastig, indem er herantrat, „ob es meine Pflicht sei, Ihnen unberufen die volle Wahrheit zu sagen, ob es Gründe gibt, die dringend genug sind, meine Einmischung in die Angelegenheiten ganz fremder Personen zu rechtfertigen. Die Entscheidung lautet: ich müsse reden. Wissen Sie denn, ich kam nicht absichtslos hierher; ich suchte Sie auf. Ich weiß, daß jemand, der Ihnen sehr theuer ist, Gefahr droht, daß man nahe daran ist, seinen Aufenthaltsort zu entdecken, ihn in diesem Augenblicke vielleicht schon entdeckt hat. Sie könnten durch Unvorsichtigkeit in die traurigsten Schicksale verwickelt wer-

den — ein Gefühl", hier heftete er das Auge wie verwirrt auf den Boden, „welches nur Jüngere zu kennen pflegen, das mich aber von dem ersten Augenblicke an ergriff, wo ich Sie sah, dessen ich nicht Meister bin — zwang mich — ich fürchte zu einer Verletzung meiner Pflicht. Mehr darf ich nicht sagen — seien Sie auf Ihrer Hut!"

Mit diesen Worten wandte er sich um und wollte rasch hinwegeilen. Marie, die ihm mit zitterndem Erstaunen zugehört hatte, rief ihm nach: „Um Gottes willen, erklären Sie sich deutlicher. Ich bitte Sie dringend."

St.-Luces stand still; er schien mit sich selbst zu kämpfen. Endlich kehrte er zurück. „Deutlicher? Ist es nicht genug, daß Sie mich verstehen? Ich begehe eine Verletzung an meiner Pflicht — und doch, wenn ich Ihre Thränen sehe, wie könnte ich widerstehen!" Er trat Marien einen Schritt näher und ergriff ihre Hand, die sie ihm unschlüssig weder zu reichen noch sie zurückzuziehen wagte.

In diesem Augenblicke rauschte es im Gebüsch dicht neben ihnen und Benno trat hervor. Mariens bleiches Angesicht wurde von einer dunkeln Schamröthe übergossen, da sie an diesem einsamen Orte allein mit dem Fremden in so vertraulicher Stellung betroffen wurde. Sie ahnte nicht, daß Benno ihr guter Engel sei, denn in der Ueberraschung wäre es St.-Luces vielleicht gelungen, ihr Vertrauen zu gewinnen und sie auf diese Weise völlig zu verderben.

Benno war selbst noch zu jung und unschuldig, um aus einem so leichten Anschein einen kränkenden Verdacht zu schöpfen. Seine dichterischen Träumereien hatten ihn auf den Friedhof geführt, wo mancher früh entschlummerte Freund von ihm lag. Als er jetzt Marien erblickte, von deren traurigem Schicksal auch er gehört, ging er unbefangen, tief bewegt auf sie zu und redete sie an: „O daß ich Sie hier

wiedersehen sollte, nach jenem schönen, unvergeßlichen Tage; wer hätte das geahnt!“ Auch er ergriff, von dem Gefühl seiner Wahrhaftigkeit und Unschuld geleitet, Mariens Hand und küßte sie mit jugendlicher Ehrerbietung. Es war, als sänke Marien ein Schleier von den Augen und eine schwere Last vom Herzen. Denn als Benno's natürliches Mitgefühl neben St.-Luces' geheucheltem stand, da erblickte sie die heiligen einfachen Züge der Wahrheit siegreich neben der gekünstelten Larve der Verstellung. Der Unterschied zwischen beiden war nicht mehr zu verkennen. Marie schauderte zusammen, ohne sich deutlich bewußt zu sein weshalb. Ein sanfter Druck ihrer Hand war die einzige Antwort, die sie geben konnte; er dankte dem jungen Freunde zugleich für seine Theilnahme und seine Arglosigkeit; denn ein Blick auf seine Züge belehrte sie, daß nicht die leiseste Spur des Argwohns in seine reine Seele gedrungen sei.

„Es ist spät — ich muß gehen“, sprach sie nach einigen Augenblicken und wollte fort.

„Es ist so spät, daß ich Sie unmöglich allein gehen lassen kann“, rief St.-Luces, und Benno, im reinsten Wohlwollen, setzte hinzu: „Ja wohl, wir müssen Sie begleiten.“

Marie athmete leichter, als dieser reine Schutzengel sich ihr zugesellte; in St.-Luces' Zügen aber trat der schon vorher schlecht verhehlte Verdruß über Benno's Dazwischenkunft so auffallend hervor, daß er es mit den gewandtesten Worten nicht mehr vermochte, den Argwohn zu beschwichtigen, der Mariens Seele ergriffen hatte.

Wenig sprechend ging man nebeneinander hin. Marie eilte nach Hause zu kommen. Als man sich wieder in der ersten Gasse der Vorstadt befand, streifte rasch eine fremde Gestalt von hinten her an den dreien vorüber, warf einen flüchtigen Blick seitwärts, grüßte und sprach im Vorüber-

gehen: „Bon soir, Monsieur de St.-Luces!“ — Dieser erwiderte den Gruß ein wenig überrascht, denn es war Beaucaire.

Man hatte das Hotel erreicht, wo die Gräfin wohnte; Marie nahm mit einem stummen, verlegenen Gruße Abschied von ihren Begleitern. Oben erzählte sie sogleich, was ihr begegnet sei. Die Gräfin hegte denselben Argwohn gegen St.-Luces und erhöhte ihn noch durch mancherlei nicht abzuweisende Bemerkungen, woraus die offenbare Absichtlichkeit seines Benehmens hervorging.

Die Uhr der Schloßkirche hatten eben zehn geschlagen, und die Frauen schickten sich nach der Sitte des Badeortes bereits an zur Ruhe zu gehen, als es stark an der Hausthür schellte. Der Diener brachte einen Brief herauf, den ein Unbekannter abgegeben hatte. Die Aufschrift war an Marien. Sie öffnete und fand nur einen Zettel mit den Worten:

„Hüten Sie sich vor Herrn von St.-Luces!“

„Ihr Freund.“

Wer war dieser räthselhafte Warner? Vergeblich bestrebten sich die Frauen, es zu errathen; der einzige, auf den sie vermuthen konnten, war Benno. Und doch, was sollte er wissen oder ahnen?

Voll neuer banger Sorgen legte sich Marie zur Ruhe; doch die ängstigenden Vorstellungen verfolgten sie auch in ihre Träume hinein, und sie erwachte oft verstört aus der schweren Betäubung des fieberhaftes Schlafes. So rang sie zwischen Angst und Thränen. Ach, war es denn nicht genug, eine Mutter zu beweinen, mußte sie auch noch für das Haupt des Bruders zittern?

Zehntes Kapitel.

Marie hatte nur noch so lange in Teplitz verweilen wollen, bis ihre Mutter bestattet war und die mancherlei unerlaßlichen Schritte, welche die gesetzlichen Pflichten bei Todesfällen herbeiführen, geschehen seien. Alsdann war es das Natürlichste für sie, zu der Schwester der Dahingeschiedenen zu reisen und sich dem Schutze dieser, ihr so herzlich wohlwollenden Verwandten anzuvertrauen. Vorläufig hatte sie das traurige Ereigniß durch einen Brief berichtet, auf den sie jedoch bisjetzt noch die Antwort erwartete.

Nach der unruhig und kummervoll halb durchwachten Nacht wurde sie endlich durch einen sanften Morgenschlummer mit beruhigenden Träumen erquickt, der sie bis weit über die gewöhnliche Stunde in seinen süßen Fesseln hielt. Als sie die Augen aufschlug, war es hoher Tag, sodaß die Sonne schon über die Dächer der gegenüberstehenden Häuser ins Gemach schien. Fast beschämt über den langen Schlaf kleidete sie sich eilig, doch still an und trat in das gemeinschaftliche Frühstückszimmer. Mit Erstaunen sah sie gleich beim Oeffnen der Thür einige fremde Damen in Trauerkleidern sitzen; doch ehe sie nur Zeit zu einer Vermuthung hatte, fühlte sie sich schon von liebenden Armen umfangen. Es war Emma, die seitwärts von der Thür am Fenster sitzend, die Eintretende zuerst gesehen und erkannt hatte. Der freudig überraschte, doch wehmüthige Ausruf beider Mädchen bewirkte, daß auch die andern Frauen, die Mariens leises Oeffnen der Thür nicht bemerkt hatten, aufsprangen und ihr entgegeneilten. Es war Julie und ihre Mutter; alle drei kamen, um Marien in ihrer traurigen Einsamkeit aufzusuchen und sie liebend zurückzugeleiten.

Liebe und Freundschaft wetteiferten. Die Gräfin und Lodoiska wollten Marien noch nicht von sich lassen, ihre Verwandten sie so schnell als möglich zu sich nehmen. Endlich wurde beschlossen, daß die Gräfin und Lodoiska Marien auf einige Tage auf das Gut begleiten sollten, und man setzte die Abreise für den nächsten Morgen fest.

Nachdem man eine Zeit lang im vertraulichen Gespräche zugebracht, äußerten die Angekommenen den Wunsch, das Grab der Hingeschiedenen zu besuchen. Marie führte sie dahin.

Als sie das Thor fast erreicht hatten, sahen sie in einer Seitenstraße einen Auflauf von Menschen, der die Gasse stopfte. Sie wollten sich eben nach der Ursache erkundigen, als Benno an sie herantrat und ihnen erzählte, man habe einen Beamten der Post wegen eben entdeckter, grober Veruntreuungen an Geldern und Geldbriefen verhaftet, und soeben sei das Gericht beschäftigt, die Wohnung des ins Gefängniß Abgeführten zu durchsuchen, seine Papiere in Beschlag zu nehmen und dann alles zu versiegeln.

Diese Begebenheit an sich würde nur eine entferntere Theilnahme in Marien erregt haben, wenn sie nicht fürchtend geahnt hätte, daß sie selbst eine schwer Betheiligte bei dieser Treulosigkeit sei. Jetzt war es möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß St.-Luces von allem unterrichtet sei, daß seine Warnung Grund hatte. Aber auch vor ihm war sie gewarnt worden! Wer half ihr diese Räthsel lösen? Wer kannte alle ihre geheimsten Verhältnisse so genau? War sie rings mit Netzen umstellt? Bewacht, belauscht, beobachtet von allen Seiten?

Indem sie noch diesen beängstigenden und verwirrenden Gedanken nachhing, trat ein hübsches Blumenmädchen, dessen Aeußeres jedoch einen leichtfertigen Lebenswandel zu verrathen

schien, ihr entgegen und bot ihr Sträuße zum Kauf an. Marie wies sie zerstreut ab; das Mädchen erneuerte jedoch ihre Bitte mit dem freundlichen Talent überredender Verkäuferinnen.

„Diesen Strauß nehmen Sie mir gewiß ab“, sprach sie; „es sind drei Rosen darin bei so später Jahreszeit.“ Zugleich drückte sie ihn Marien fast gewaltsam in die Hand und sprach dabei leise die Worte: „Um Ihres Bruders willen!“ Marie erschrak, das Mädchen lächelte und fuhr mit verstellter Unbefangenheit fort zu bitten. „Ja, diesen behalten Sie, der ist der schönste von allen und kostet nur drei Kreuzer!“

Marie wollte das Mädchen befragen, doch diese verschloß ihr die Lippen mit einem Wink des Auges und den leise geflüsterten Worten: „Strenges Geheimniß!“

Indessen hatte Benno sich höflich zeigen und dem Mädchen Sträuße für die Damen abkaufen wollen. Er that es, die Kleine nahm das Geld mit vergnügter Miene, winkte Marien noch einmal zu, als wolle sie sagen: verrathe dich mit keiner Silbe — und schlüpfte dann leichtfüßig hinweg, um auch andern Vorübergehenden ihre duftende Waare anzubieten.

Marie war so betroffen von dem Ereigniß, daß sie zitterte; selbst an der Gruft der Mutter, die man bald erreichte, waren ihre Gedanken nicht bei der Todten, sondern mitten in den Verwirrungen der Welt. Zu ungeübt in den kleinen Kunstgriffen der Liebensintriguen hatte sie gar nicht daran gedacht, den Strauß näher zu untersuchen; ein zufälliger Blick ließ sie erst ein Streifchen Papier darin wahrnehmen. Mit gespannter Erwartung zog sie es unbemerkt hervor und las darauf die Worte: „Sie können Ihren Bruder retten, wenn Sie diesen Abend mit dem Schlage der neunten Stunde

allein in den Schloßgarten an die alte Linde kommen. Er ist verloren, wenn Sie ausbleiben oder eine Silbe verrathen. Zum zweiten male warnt man Sie vor St.-Luces!"

Wie erstarrt stand sie, nachdem sie diese Zeilen gelesen. Welch ein neues schreckenvolles Geheimniß! Also diese Einladung und die gestrige Warnung kamen von derselben Hand? Immer labyrinthischer verschlangen sich die Pfade ihres Lebens, immer gefahrvoller liefen sie am Abgrunde dahin. Ach, sie fühlte es nur zu tief, ein Sturm hatte sie weit verschlagen von der heiligen Insel der unbefangenen Kindheit. Den sanften Wiesenteppich, auf dem sie bisher zwischen friedlicher Umbuschung, unbemerkt, doch glückselig dahingewandelt war, hatte ein furchtbares Erdbeben erschüttert und verschlungen. An seiner Stelle wogte der unbegrenzte, heimatlose Ocean und trieb sie auf seinen Wellen an gefährlichen Klippen dahin.

Sollte sie das Geheimniß entdecken? Sollte sie sich denen, die sie liebten, anvertrauen, sich in ihren Schutz stellen? Aber vermochten diese den Bruder zu retten, wenn boshafte Tücke ihn verderben wollte?

„Nein, ich will es wagen; es ist meine heilige Pflicht, es zu wagen", dachte sie entschlossen; „endlich müssen diese Räthsel sich lösen. Und wer sagt mir denn, daß ich einem neuen Unheil entgegengehe? Könnte es nicht ein großmüthiger Freund sein, den ich, wenn ich das Schweigen bräche, ins Verderben stürzte? Du, meine Mutter, blickst aus jenen seligen Höhen in mein angsterfülltes Herz, dein Schutzgeist wird mich schirmend umschweben, ihm will ich mich anvertrauen."

Nach diesem festen Entschluß wurde ihre Seele wieder ruhiger.

Der Tag verstrich, die neunte Stunde nahte heran. Marie ging auf ihr Zimmer, siegelte den geheimnißvollen Zettel, den sie erhalten hatte, ein und legte ein Blatt dazu, auf welches sie die Worte schrieb: „Dies soll mich rechtfertigen, wenn ein unwürdiger Verdacht mich trifft, retten, wenn mir Gefahr droht; es lehrt euch, wo ich bin.“ Auf das Couvert schrieb sie: „An meine Lieben! Doch nur dann zu eröffnen, wenn ich um Mitternacht nicht zurück bin.“ Diesen Brief legte sie auf ihren Tisch und verließ dann, in einen Mantel gehüllt, tief verschleiert, leise das Gemach und das Haus, um sich auf der bestimmten Stelle einzufinden.

Es war schon ganz dunkel und völlig einsam; sie bebte, aber sie blieb entschlossen. Schüchtern trat sie in die dunkeln Laubgänge ein; die bezeichnete Linde stand im einsamsten, entferntesten Theile des Gartens. Dies vermehrte ihre Besorgnisse. Ein Gartenarbeiter begegnete ihr und sah sie verwundert an. Plötzlich fiel ihr ein, daß sie sich den Beistand dieses Mannes sichern könne, ohne ihm irgendetwas zu entdecken. Sie wandte sich um, ging ihm nach und redete ihn an: „Mein Freund, wollt Ihr ein gutes Trinkgeld, vielleicht noch mehr verdienen?“

„Dazu bin ich jetzt und alle Tage bereit.“

„So bleibt eine Stunde auf dieser Bank sitzen, oder verweilt doch ganz hier in der Nähe; doch sorgt, daß man Euch nicht bemerkt. Nehmt dies als Angeld; wenn ich zurückkehre, erhaltet Ihr das Dreifache. Hört Ihr mich aber laut um Hülfe rufen, so eilt schnell nach der großen Linde dort unten an der Gartenmauer.“

„Da, wo der Herr im Mantel steht?“ fragte der Arbeiter.

„Ganz recht“, erwiderte Marie nicht ohne Schreck.

„Hm! Hm! Euer Gnaden sollten lieber gar nicht hin-

untergehen", meinte kopfschüttelnd der Arbeiter. „Dem Herrn sind fremde Leute gerade so lästig im Garten, als sie Euer Gnaden nöthig sein mögen. Er hat mir eben fünf Gulden geschenkt, damit ich aufhörte zu arbeiten und nach Hause ging."

„Es mag schon sein", sprach Marie bebend, „ich will auch nicht, daß Ihr dorthin kommen sollt; aber bleibt hier in der Nähe"; dabei gab sie ihm noch einige Geldstücke.

Der Arbeiter schüttelte bedächtig den Kopf und schwieg einige Augenblicke; endlich sprach er: „Je nun, an mir soll's nicht fehlen, ich will schon hier bleiben und Euer Gnaden können sich auf mich verlassen. Aber nehmen Sie sich ja in Acht; der Herr hat so ein Ansehen wie ein italienischer Spitzbube, die ich kennen gelernt habe, als ich mit dem Herrn Fürsten Clary als Bedienter in Neapel war. Doch vergeben Euer Gnaden nur mein Geschwätz; Sie werden ja wol wissen, mit wem Sie zu thun haben."

„Ja wohl, ja wohl!" sprach Marie mit einem Tone, der das Gegentheil ausdrückte. Sie wankte in ihrem Entschlusse. Doch mit erneuter Kraft sprach sie zu sich selbst: „Du hast das Theuerste, deinen Ruf, bereits darangewagt, und solltest jetzt für dein Leben zittern? Thorheit! Und was könnte dein Tod irgendjemand frommen? Es ist nichts; die Furcht ist eingebildet, deine Schwesterpflicht fordert diesen Gang von dir."

Raschen Schrittes setzte sie ihren Weg fort. Als sie in der Nähe der Linde war, sah sie eine dunkle, verhüllte Gestalt unter derselben auf- und niedergehen. Zögernd näherte sie sich. Der Unbekannte hatte sie jedoch kaum erblickt, als er rasch auf sie zueilte und sie mit den Worten anredete: „Ich freue mich, daß Sie den Muth haben, meiner Aufforderung zu folgen."

Ein eiskalter Schauer überlief Marien, als sie diese Stimme vernahm; es war Beaucaire, vor dem ein unüberwindlicher Widerwille sie vom ersten Augenblicke an gewarnt hatte. Doch faßte sie sich, weil sie deutlich empfand, es sei nothwendig, sich diesem Manne gegenüber mit aller Festigkeit, mit allem Adel zu waffnen, den das Gefühl der Unschuld und des Rechts einem weiblichen Wesen verleihen kann.

„Ich mußte in der That wol“, entgegnete sie, „da Sie mich durch eine geheimnißvolle Drohung hierher schreckten, die mir einen gewagten Schritt zur Pflicht machte, den ich sonst um keinen Preis gethan haben würde.“

Beaucaire schien misvergnügt über diese Antwort, die ihn durch die Bestimmtheit, mit der sie gegeben wurde, sehr weit von dem Ziele seiner Wünsche zurückwarf. Er fühlte, daß er keinen leichten Stand haben werde; deshalb beschloß er mit der eisernen Stirn schamlosester Frechheit vorzudringen. „Sie nehmen“, sprach er, „einen stolzen Ton an, der Ihnen, wie mich dünkt, nicht wohl geziemt. Wissen Sie denn, daß das Schicksal Ihres Bruders in meiner Hand steht, daß ich allein es vermag, ihn zu retten und zu verderben. Ich kenne seinen Aufenthalt; er hat ihn schlau genug da gewählt, wo man ihn am wenigsten suchen durfte, bei dem Heere.“

Marie stand sprachlos da; der Schrecken hatte ihr den Athem genommen.

„Sie dürften also“, setzte Beaucaire mit ironischer Betonung hinzu, „wol noch etwas mehr thun, als ich Ihnen bisjetzt zugemuthet habe, falls es Ihnen auf den Beistand eines Mannes ankommt, auf dessen Lippen das Leben Ihres Bruders schwebt. Doch, ist Ihnen unwohl geworden?“

Marie war genöthigt gewesen, sich erschöpft gegen den Stamm der Linde zu lehnen. Beaucaire führte sie, indem

er sie mit unzarter Dreistigkeit fast umschlang, an eine wenige Schritte entfernte Gartenbank.

„Sagen Sie mir“, sprach Marie mit Anstrengung, „was ich für meinen Bruder thun kann. Ich werde das Schwerste nicht scheuen, ich darf es nicht; der volle Dank einer liebenden Schwester ist Ihnen gewiß, wenn Sie mir großmüthig die Wege der Rettung zeigen.“

„Vor allen Dingen geben Sie mir“, fiel Beaucaire rasch ein, „genau an, wie ich Ihrem Bruder Papiere von Wichtigkeit aufs sicherste zustellen kann, denn er muß schleunig benachrichtigt und mit Mitteln zur Flucht versehen werden, weil seine Entdeckung an Tagen, vielleicht an Stunden hängt.“

Marie hatte wieder so viel Besonnenheit gewonnen, daß sie sich durch die hinterlistige Frage Beaucaire's nicht überraschen ließ. „Was Sie meinem Bruder senden wollen, übergeben Sie mir“, sprach sie rasch; „ich befördere es sicher zu ihm. Einen andern Weg kann ich Ihnen nicht angeben.“

Beaucaire biß die Zähne vor Verdruß über diese Antwort zusammen; Marie hatte sie kaum gegeben, als sie selbst über den glücklichen Ausweg erstaunte, den sie wie durch eine höhere Eingebung gefunden hatte. Freilich aber waren in dem kurzen Zeitraume von wenigen Secunden ihrer Seele eine Reihe von Gedanken und Verknüpfungen der Umstände vorübergezogen, die sie nothwendig mit dem äußersten Verdacht gegen Beaucaire erfüllen mußten. Der Vorfall mit dem Postbeamten ließ ihr jetzt fast keinen Zweifel mehr, daß das Briefgeheimniß auch in Bezug auf sie verletzt sein müsse; sie rief sich dabei mit möglichster Genauigkeit den Inhalt von Ludwig's letztem Briefe zurück, um zu erwägen, ob etwas darin enthalten sei, was seinen Aufenthalt, seinen Namen und seine sonstigen Verhältnisse näher bezeichnete. Mit leicht

aufathmender Brust gewann sie die Ueberzeugung, daß durch den Brief nichts verrathen sein konnte als sein Aufenthalt bei dem Heere. Mit jenem Scharfblick, jenen erhöhten Seelenkräften überhaupt, die der Himmel im Augenblicke der Bedrängniß unschuldigen Seelen verleiht, entdeckte die sonst so Arglose jetzt das Gewebe der Bosheit, mit dem man sie umgarnen wollte, ohne jedoch die schwärzesten Tiefen des Abgrundes zu ahnen, in den Beaucaire sie hinabreißen wollte.

„Sie scheinen mir", sprach er endlich mit empfindlichem Tone, „nicht zu trauen, obgleich ich Ihnen durch unsere Zusammenkunft doch wol einige Beweise meines guten Willens, Ihnen hülfreich zu sein, gegeben habe. Bedenken Sie jedoch, daß auch ich Ursache habe, vorsichtig zu sein; in meiner Stellung sollte ich durchaus rücksichtslos verfahren, den Weg des strengen Gesetzes gehen. Wage ich aus Mitleid eine Umgehung, so muß ich volle Gewißheit haben, daß mich keine Verantwortlichkeit deshalb treffen kann. Auf so gefährlichen Pfaden kann man aber nur sich selbst vertrauen."

„Wie?" rief Marie lebhaft, „fürchten Sie von der Schwester, der Sie den Bruder retten, verrathen zu werden?"

„Nicht absichtlich; doch Unvorsichtigkeit, Mangel an Einsicht, an Kenntniß der Verhältnisse —"

„Dies alles ist hier unmöglich", fiel Marie ein; „denn der Weg, den ich einzuschlagen habe, ist zu einfach, als daß ich ihn verfehlen könnte.

„Sie mistrauen mir also?" sprach Beaucaire ergrimmt.

Marie erbebte; es war nicht ihre Absicht, ihn zu reizen. Sie entgegnete daher mit sanftem Tone der Stimme: „Ich habe ein fremdes Geheimniß zu bewahren; Sie werden gewiß nicht fordern, daß ich es verletze. Aus der Treue, mit der ich dieser ältern Pflicht obliege, mögen Sie die Ueberzeugung

schöpfen, daß ich um so vorsichtiger und gewissenhafter gegen Sie handeln werde, da Sie mir eine Wohlthat erzeigen wollen, welche meine lebenslängliche Dankbarkeit nicht zu vergelten im Stande wäre."

Beaucaire fühlte sich verwirrt; das edle, feste und doch so weiblich sanfte Benehmen Mariens übte selbst auf sein entartetes Herz eine so unwiderstehliche Macht aus, daß er fast den Muth verlor, ihr die empörenden Anträge zu machen, um derentwillen er diese einsame Zusammenkunft mit ihr gesucht hatte. Unwillkürlich hatte sein Gespräch mit ihr, das er durch den Schreck der ersten Drohungen seinem Ziele entgegenzulenken versuchte, eine völlig andere Richtung genommen, und er sah sich jetzt fast abgeschnitten von dem Wege, den er zu gehen gedacht hatte. Doch der Verdruß über sich selbst, daß seine festen Entschlüsse durch wenige Worte eines Mädchens wankend gemacht werden sollten, diese falsche Scham verhärteter Unwürdigkeit trieb ihn an, plötzlich seine Larve wegzuwerfen.

„Auf Dank", sprach er, „hoffe ich allerdings und darf ihn erwarten, da eine schöne Schwester gerade die besten Mittel besitzt, um für einen wichtigen Dienst, den man dem Bruder leistet, die Schuld abzutragen."

Mit diesen Worten ergriff er die rechte Hand Mariens mit seinen beiden und drückte und küßte sie auf eine Weise, die dem erschreckten Mädchen plötzlich einen neuen Blick in den schwarzen Hintergrund seiner Absichten öffnen mußte. Scheu sprang sie auf und rief: „Mein Gott, was wollen Sie?" Beaucaire aber hielt sie fest, wollte sie wieder zu sich herabziehen und sprach: „Nicht so schüchtern, Liebe, das Leben eines Bruders ist doch wol den Kuß einer Schwester werth!"

„Unwürdiger!" rief Marie, die jetzt den ganzen Umfang

seiner Abscheulichkeit überschaute, in überwallender Empörung: „Lassen Sie mich oder ich rufe um Hülfe!“

„Gemach, gemach“, entgegnete Beaucaire, ohne die heftig sich Sträubende loszulassen; „hören Sie mich an. Ihr Bruder ist bei der Armee; morgen gehe ich nach dem Hauptquartier ab. Dort werden zwei Stunden genügen, den Aufenthalt dessen, den ich suche, auszukundschaften, und vierundzwanzig Stunden sind hinreichend bei dem Kriegsgericht, um von der Anklage bis zur Vollstreckung vorzurücken. Ihr Bruder hat den Tod verwirkt, sein Leben ist in meiner und in Ihrer Hand. Wollen Sie —“

„Nimmermehr!“ rief Marie, und riß sich gewaltsam von ihm los. „Mein Bruder würde ein Leben verachten, das er so erkaufen müßte! Wagen Sie nicht, mir zu nahen, ein einziger Ruf führt mir Hülfe herbei.“

„Fürchten Sie keine Gewaltsamkeit“, entgegnete Beaucaire mit verbissenem Grimm, „ich bin kein Raubthier, das Sie zerreißen will. Doch rathe ich Ihnen jetzt zum letzten male“, fuhr er hierauf mit schneidender Kälte fort, „verschmähen Sie mein Anerbieten nicht. Hier hinter dem Schloßgarten hält ein Wagen; er bringt Sie an einen sichern Ort. Dort treffe ich Sie in zwei Stunden und händige Ihnen dann Papiere ein, mittels deren Ihr Bruder ungehindert nach England, wo er in völligster Sicherheit ist, gelangen kann. Sie selbst mögen sie ihm auf Ihrem Wege zustellen. Erklären Sie sich jetzt.“

Marie stand im heftigsten Kampfe mit sich selbst da. Plötzlich warf sie sich zu Beaucaire's Füßen nieder, umschlang seine Knie mit angstvollem Schluchzen und rief: „Nein, es ist unmöglich! Ich glaube nicht an den Ernst Ihrer furchtbaren Drohungen. Es ist nur ein grausamer Scherz, aber er ist zu grausam. Hören Sie auf, ich flehe Sie an, machen

Sie meiner Angst, meinen Thränen ein Ende. Lassen Sie mich nicht länger auf dieser namenlosen Folter. Ich that Ihnen Unrecht, gewiß schreiendes Unrecht, und Sie strafen mich jetzt dafür. Aber es ist genug, ich habe genug gebüßt! Kehren Sie nun zur Wahrheit zurück! Ach, Sie kennen nicht die Angst einer Schwester, die für das Leben ihres einzigen Bruders, ach, des einzigen, was sie noch auf dieser Erde besitzt, beben muß."

„Stehen Sie auf, es kommt jemand", sprach Beaucaire heftig, aber leise.

Es war der alte Gartenarbeiter, der, durch das lebhafte Gespräch aufmerksam gemacht, sich näherte.

„Nein, nein!" rief Marie, „nicht eher, bis Sie mir schwören —"

„Sie sind wahnsinnig", entgegnete Beaucaire wild und riß sie gewaltsam empor. „Wollen Sie mir folgen oder nicht? denn die Zeit verstreicht!"

„Nimmermehr!" rief Marie mit zurückkehrender Kraft und Besinnung, indem sie sich groß emporrichtete. „Mein Bruder müßte mich verfluchen und ich mich verachten. Geh denn hin, blutiges Ungeheuer, und übe deine Schandthat aus! Füge auch diesen Greuel zu den namenlosen Verbrechen, die euer freches Volk in unserm Vaterlande begeht. Ich frage nach nichts mehr! Der Tod ist ein Augenblick, das Jenseits ist ewig. Morde mich auch, wenn du willst. Wir zittern nicht vor dem Tode! Ich, ein Mädchen, weiß zu sterben; glaubst du, unsere Männer wüßten es nicht? Segnen wird mich mein Bruder, daß ich's ihm erspare, sein Leben auf eine so schimpfliche Weise zu retten."

Beaucaire stand, von Grimm und Scham gefoltert, vor der edel zürnenden Gestalt; er scheute sich zu flüchten und wagte nicht zu bleiben. „Sie werden Ihre Raserei

bereuen!“ rief er endlich, da der Gartenarbeiter näher und näher herantrat, mit jener klanglosen Stimme unterdrückter Wuth. Hierauf drückte er sich den Hut in die Augen und verschwand mit schnellen Schritten in den dunkeln Laubgängen.

Marie hatte sich das weinende Antlitz verhüllt; nach einigen Augenblicken erhob sie es wieder und sprach, indem sie gen Himmel blickte: „Du, meine Mutter, die du dort oben in den Sternen weilest, du wirst mich trösten und beschützen, wenn ich nun ganz allein bin auf dieser Erde.“ Erschöpft schwankte sie der Bank zu und setzte sich. Da trat der wohlwollende Alte zu ihr hin und fragte:

„Habe ich unrecht gethan, Euer Gnaden zu stören? Aber weiß Gott, ich hörte so heftig sprechen, daß mir bange wurde, es geschehe ein Unheil.“

„Nein, guter Alter“, erwiderte Marie, „Ihr thatet recht wohl! Aber wolltet Ihr mich jetzt wol nach Hause geleiten? Ich bin so erschöpft; ich will's Euch gern vergelten.“

„Mit tausend Freuden“, sprach der Greis, und Marie verließ, auf seinen Arm gestützt, mit wankenden Schritten den Garten.

Sechstes Buch.

Erstes Kapitel.

„Zum Teufel, was gibt's schon wieder?“ fuhr Bernhard, der, in seinen Mantel gehüllt, am Bivouakfeuer lag, unwillig empor, als eine männliche Hand ihn aus dem Schlafe aufrüttelte, in den er erst seit wenigen Minuten gesunken war. „Ach, bist du's, Ludwig?“ setzte er gleich darauf sanfter hinzu, indem er den Freund erkannte. „Schon zurück? Nun? Habt ihr Abenteuer gehabt in Witebsk?“

„Mancherlei Art“, antwortete Ludwig; „aber bist du nicht bös, daß ich dich so spät noch störe?“

„Ich bin so müde nicht, daß ich nicht noch eine Stunde plaudern könnte. Erzähle denn.“

„Rathe zuerst, wen ich in Witebsk gesehen habe?“

„Nun? den großen Mogul, oder den Papst, oder den König von England?“

„Nein, sei ernsthaft, Bernhard!“

„Das sage ich dir; denn wie soll ich von den zehntausend Möglichkeiten die eine Wirklichkeit treffen, wenn mein Rathen nicht ein Scherz sein soll. Also wen trafst du an?“

„Ich ging an einem kleinen Häuschen in einer Quergasse vorüber, da hörte ich plötzlich eine weibliche Stimme angenehm singen. Erstaunt wandte ich mich um und sah in

einem mit Blumen halb versetzten Fenster die junge Sängerin aus Warschau.“

„Françoise Alisette?“ rief Bernhard einfallend und im höchsten Grade erstaunt.

„Dieselbe.“

„Bist du dessen auch gewiß? Hast du sie gesprochen?“

„Das nicht, denn sie zog sich schnell zurück, da sie mich erblickte. Doch bin ich meiner Augen sicher.“

„Hm!“ murmelte Bernhard vor sich hin, „sollten sich meine Vermuthungen so vollständig bestätigen? Höre, Ludwig, ich möchte fast wetten, der Oberst Regnard steht auch in der Stadt mit seinem Regiment.“

„Du irrst; zwar habe ich ihn angetroffen, doch weiß ich, daß sein Regiment in Ostrowno liegt.“

„Pah!“ rief Bernhard, „das sind fünf Stunden; die reitet man in zweien mit Bequemlichkeit.“

„Weißt du noch etwas?“ fuhr Bernhard fort; „ich glaube, es ist gut, daß wir Jaromir nichts davon sagen, wenn er es nicht schon weiß.“

„Das glaube ich nicht; aber weshalb?“ fragte Ludwig erstaunt.

„Aus mancherlei Gründen. Einmal, glaube ich, ist Regnard eifersüchtig auf ihn, und das könnte unangenehme Händel geben; dann habe ich so eine kleine Vermuthung, als ob der Oberst auch nicht unrecht hätte, nämlich soweit die schöne Alisette es verantworten müßte. Sie hatte schon zu Warschau so gewisse Blicke für Jaromir, die einem jungen, unerfahrenen Menschen wie er gefährlich werden könnten; daher ist Schweigen hier gut.“

„Wie du meinst“, gab Ludwig zu.

Plötzlich unterbrach ein ziemlich naher Pistolenschuß das Gespräch der Freunde. Die ringsumher gelagerten Leute

sprangen, denn man befand sich fast auf den äußersten Vorposten, rasch auf und ergriffen die Waffen, des Winkes gewärtig, sich zum Gefecht zu ordnen. Man lauschte, ob sich ein neues Geräusch vernehmen lasse; aber alles blieb still, nur daß man in der Ferne nach den Vorposten zu einige Leute lebhaft sprechen hörte. Boleslaw, der die Feldwache befehligte, sandte den Unteroffizier Petrowski mit einer Patrouille ab, der Bericht über das Vorgefallene abstatten sollte. Dieser kam nach wenigen Minuten zurück und führte, gewissermaßen als Gefangene, einen jungen Mann und ein junges Frauenzimmer, der Tracht nach eine Russin, ins Lager. Das Mädchen schloß sich ängstlich an ihren Begleiter an; sie ging zitternd und suchte den Blicken der neugierig herantretenden Soldaten beschämt auszuweichen.

„Der Tausend, ein artiges Kind!" rief Bernhard gegen Ludwig gewandt, indem sie vorübergeführt wurden und der Widerschein des Wachtfeuers die Gruppe beleuchtete; doch kaum hatte er diese Worte gesprochen, als der gefangene junge Mann still stand und ihn anredete: „O, mein Herr, Sie sind ein Deutscher, helfen Sie einem Landsmann, der in großer Verlegenheit ist, weil er nur deutsch und russisch spricht, welches diese Polen nicht verstehen oder nicht verstehen wollen."

„Gern", erwiderte Bernhard, „ich werde euch begleiten."

Indessen war auch Boleslaw herangetreten und fragte den Unteroffizier, wer die Leute seien, was sie wollten.

„Sie sind", sprach der Graubart Petrowski, „soeben mit einer Kibitke angehalten worden. Da wir sie anriefen, gaben sie keine Antwort, sondern wollten rasch umwenden; als aber die Schildwache das Pistol abschoß, hielten sie still. Es sind wahrscheinlich Spione."

Bernhard mischte sich ein und bat Boleslaw um Erlaubniß, die Leute deutsch zu befragen. „Woher kommt ihr?“ redete er sie an, „wie ist euer Name? was ist euer Reisezweck?“

„O, mein Herr“, erwiderte der Gefangene, „kein anderer, als in Frieden nach Deutschland zu ziehen, woher ich gebürtig bin. Ich heiße Paul, und dies ist meine junge Frau, Axinia, eine Russin. Ich war bisher als Gärtner in Diensten bei dem Grafen Dolgorow; allein da der Krieg alles zerstört, hat er mich entlassen, damit ich in meine Heimat ziehen könnte.“

„Habt Ihr Papiere, guter Freund, welche diese Aussage bekräftigen?“ fragte Bernhard weiter.

„O, die allerbesten, mein Herr“, entgegnete Paul und zog eine Brieftasche hervor, aus welcher er seinen Taufschein, sein Dienstzeugniß und einen in Smolensk ausgestellten russischen Paß nahm und Bernhard dieses darreichte.

„Die Papiere mögen ganz in der Ordnung sein, mein Freund“, entgegnete dieser; „allein russische Pässe, begreift Ihr wol, haben keine Gültigkeit durch das französische Lager. So leid mir es auch thut, wird man Euch doch zurückweisen müssen.“

„O, mein Himmel, dann bin ich verloren“, rief Paul aus, „denn nur durch ein Wunder ist es mir gelungen, mit meinen wenigen Habseligkeiten bisher den Schwärmen umherstreifender Kosacken zu entrinnen. Ich bitte Euch, bester Herr, wenn Ihr es irgend vermögt, helft uns durch, denn wir sind wahrlich ehrliche Leute, und begehren nichts, als ungestört reisen zu können.“

„Warum habt Ihr nicht die gerade Straße nach Witebsk genommen? Und weshalb wählt Ihr die Nacht zur Reise? Das macht sogleich verdächtig.“

„Nur um den Kosacken zu entgehen; und überdies sagte man uns, wir würden hier am Flügel der Armee vorbeikommen und dann ohne weitere Hindernisse Boiszikowo und so die gerade Straße nach Wilna erreichen.“

„Je nun, Marodeurs würdet Ihr dort auch noch genug antreffen“, warf Bernhard hin und sann nach, wie er den Leuten aushelfen könnte. „Sie scheinen mir durchaus ehrlich und unschuldig“, sprach er zu Boleslaw; „allein wenn du sie auch ziehen ließest, so kann ihnen das nicht viel helfen, weil man sie anderwärts überall anhalten wird. Zumal ist diese junge Frau eine Waare, für die ich die Assecuranz nicht übernehmen möchte auf dem verwüsteten Wege von hier nach Wilna, wo sich noch immer Nachzügler umhertreiben, und die Juden und Bauern rauben, was diese übrig lassen.“

„Was gibt's hier?“ fragte plötzlich eine Stimme. Es war Rasinski, der mit übergeworfenem Mantel, eine Feldmütze tief ins Gesicht gedrückt, unvermuthet unter die Sprechenden trat. Bernhard berichtete den Fall.

„Bei wem standet Ihr in Diensten?“ richtete Rasinski seine Frage an Paul.

„Beim Grafen Dolgorow“, antwortete dieser.

„Eure Papiere.“

Paul zeigte sie.

Rasinski durchlief sie mit schnellem Blick. „Es ist, wie Ihr angebt; das ist die Unterschrift des Grafen. Ich werde Euch zu Euerm weitern Fortkommen behülflich sein. Diese Nacht müßt Ihr hier im Lager verweilen; morgen aber geht ein Transport mit Kranken nach Wilna zurück, dem könnt Ihr Euch anschließen. Ich werde Euch die nöthigen Pässe dazu besorgen.“

Paul dankte mit freudigen Worten und noch freudigern

Blicken; in Axiniens schüchterne Züge kehrte die Heiterkeit zurück. Erst jetzt schien Rasinski ihrer gewahr zu werden. Freundlich trat er auf sie zu und fragte sie russisch: „Und auch du willst nach Deutschland ziehen, und bist doch eine Tochter aus Rurik's Reich, wie ich aus deiner Tracht sehe?"

Axinia schlug erröthend die Augen nieder. „Es war der Wille der jungen Gräfin Feodorowna", erwiderte sie.

„Und weshalb sandte die Gräfin dich nach Deutschland?" fuhr er nach kurzem Besinnen fort.

„Wir würden, meinte sie, dort glücklicher sein."

„Jetzt? Es fragt sich; das Land ist auch nicht überreich an Glück. Ist die Gräfin Feodorowna die Tochter des Grafen Dolgorow?"

„So ist es, mein gnädigster Herr!" entgegnete Axinia, indem sie das Haupt bejahend und mit dem Ausdruck der Demuth senkte. „In meiner Kindheit wurde ich als Gespielin der Gräfin mit ihr erzogen; ihr verdanke ich alles." Hier wurde ihre Miene so bewegt, daß sie nicht weiter zu reden vermochte.

„Wenn du so an ihr hängst, weshalb verließest du sie, oder weshalb sandte sie dich fort?"

Axinia stockte und erröthete.

„Ich verstehe", fuhr Rasinski lächelnd fort; „je nun, es ist die Pflicht des Weibes, dem Manne zu folgen. Du hast wohl gethan. — Weiset diesen Leuten eine Stelle unten neben dem Hügel an, wo sie sicher übernachten mögen", sprach Rasinski abbrechend und winkte mit der Hand.

„Nun, Freunde", begann er, als sich die Ankömmlinge entfernt hatten; „morgen setzen wir uns wieder in Marsch, das hatte ich euch noch nicht gesagt. Ich erwarte jeden Augenblick Jaromir mit Depeschen aus Witebsk; dann werde

ich euch sagen können, wohin wir unsern Weg zu richten haben. Denn ich glaube nicht, daß wir beim Gros der Armee bleiben. Es wird endlich Zeit, daß wir in Thätigkeit kommen."

„Wahrlich!" rief Bernhard, „wenn der Feind uns standhalten will. Bisjetzt haben wir mit einem Schattenbilde gefochten. Wenn wir den Gegner dicht vor Augen hatten und ihm endlich wie Achill dem Hektor zurufen konnten: Steh und kämpfe — dann verschwand das Phantom wieder in die wüste Nacht. Ich gestehe, daß mich diese Art des Krieges bisweilen fast schauerlich berührt hat. Der größte Feldherr, das sieht man wenigstens, muß einen Feind haben, um ihn besiegen zu können."

„Es ist dies einmal die Form des Vertheidigungskrieges, wenn das Terrain dem Angreifenden durch seine Ausdehnung ungünstig ist; schon die alten scythischen Bewohner dieses Landes führten ihren Krieg mit den Perserkönigen auf diese Weise", antwortete Rasinski. „Ich war von Anfang an darauf gefaßt, denn ich kenne den Russen und sein Land. Aber das eben ist mein Trost. Hier ist noch nicht die Stelle, wo diesem Reich das Herz schlägt; halb fochten wir noch auf eigenem Grund und Boden, auf altpolnischem; auch Litauen gehorchte ja den Jagellonen. Dieser Boden ist dem Russen kein Heiligthum. Erst jetzt berühren wir seine Grenzen; hier beginnt sein Vaterland, seine Kirche. Gebt Acht, hier werden Rurik's Söhne ihre Schwellen und Altäre beschützen; und je näher wir dem Sitz des heiligen Iwan, der ehrwürdigen Stadt Moskau rücken, je mächtiger wird sich das Volk gegen uns waffnen. Nicht alle Bewohner des russischen Reichs haben ein Vaterland. Die Grenzprovinzen gleichen den Thorschwellen und Vorsälen, wo das Heer der heimatlosen Sklaven gelagert ist. Diese gibt man

leicht preis, doch im Innern des Hauses wohnen die Söhne desselben und sie werden den Altar kämpfend beschützen. Dann wird es an Schlachten, und ich hoffe an Siegen nicht fehlen."

Man hörte einen Reiter im Galop heransprengen. Es war Jaromir. Er überbrachte, rasch abspringend, Rasinski Depeschen, die dieser beim Schein der Flammen eilig durchlief, während Jaromir die Freunde begrüßte.

„Morgen mit der vierten Stunde brechen wir auf. Gute Nacht denn; nutzt die Zeit der Ruhe, die uns bleibt, denn der morgende Tag fordert vielleicht angestrengte Kräfte." Mit diesen Worten ging er in sein Zelt zurück, und die übrigen lagerten sich wieder an dem Wachtfeuer, wo sie bald in festen Schlaf sanken.

Als der Tag anbrach, befand sich Rasinski mit seinem Regimente schon auf dem Marsche. Er zog auf einer langgedehnten Anhöhe am Saume eines Fichtenwaldes dahin, der sich zu seiner Rechten weit ins Land hineinerstreckte, während sich zur Linken ein hügeliges, von Gebüsch durchschnittenes Terrain ausbreitete. Boleslaw, Jaromir, Ludwig und Bernhard ritten an seiner Seite. „Der Kaiser hat einen kühnen Entwurf gemacht", begann Rasinski; „wie ihr seht, nehmen wir eine Richtung, die uns vom Feinde, der weit links bei Rudnia und Inkowo sein Hauptquartier aufgeschlagen hat, entfernt. Wir werden über den Dniepr gehen, dann, auf der linken Flanke von dem Flusse gedeckt, bis nach Smolensk vordringen, die russische Armee umgehen und uns mitten zwischen sie und Moskau hineinwerfen. Eine kolossale Combination, die, wenn sie glückt, den ganzen Feldzug in einem Wurfe entscheiden muß. Was dem Marschall Davoust durch Schuld des Königs von Westfalen gegen Bagration fehl schlug, das soll hoffentlich jetzt gegen Barclay

und Bagration zugleich gelingen. Unsere Aufgabe dabei ist die, die vorgesprengte streifende Cavalerie, die sich etwa doch noch auf unserer rechten Flanke befinden könnte, zu werfen und sie in solcher Entfernung zu halten, daß sie die Bewegung der Hauptarmee nicht zu früh erfährt."

Die Sonne war jetzt aufgegangen und warf ihre Strahlen in die weite Landschaft, die man von der Höhe übersehen konnte. „Seht ihr, wie die Colonnen hervorbrechen?" sprach Rasinski und deutete links hinüber. „Hier vorn der schwarze Strom ist uns ganz nahe; dort jenseits hinüber erkennt man es an der Staubwolke, daß Cavalerie marschirt, und hinten an jenem Hügel, der zu entfernt ist, um die Truppen selbst wahrzunehmen, seht ihr doch die glänzenden Blitze der Waffen. In diesen Tagen kann sich viel entscheiden."

Ludwig übersah die Gefilde, in denen sich die schwarzen Ströme der Völker bewegten, mit einem eigenen Gefühl.

„Was sich hier bildet und entscheidet", fragte er sich ernst, „wird es der Welt zum Heil oder zum Wehe gereichen? Wenn der gewaltige Geist, welcher die Massen in Bewegung setzt, hier, wie Alexander einst in Indien, das Ziel seiner Thaten fände? Wenn er scheiterte an dem ungeheuern Unternehmen? Wenn die kolossale rohe Macht des Nordens ihr Uebergewicht in Europa geltend machte? Oder wenn umgekehrt der Strom des Sieges fortbrauste bis in das Herz des alten Rußland, und Frankreichs Fahnen, auch auf dem Sitz der Zaren aufgepflanzt, herabwehten von den stolzen Zinnen des Kreml? Wäre es dann mit Deutschlands Selbständigkeit nicht am Ende? Müßte nicht alles dem französischen Uebermuthe gehorchen? Würde der Name Vaterland nicht ein leerer Klang, ein hohler Schall für uns werden?"

In diesen Betrachtungen unterbrach ihn Bernhard, der

als Maler alle äußern Erscheinungen unter dem Gesichtspunkte eines Gemäldes auffaßte. „Was doch auch die todten Landschaften für einen eigenthümlichen Reiz haben können", redete er ihn an; „sieh nur, wie dieser blauschwarze Waldsaum sich mit seinen zarten Spitzen fein gegen den Himmel abzeichnet; diese traurige Einförmigkeit hat etwas eigen Ergreifendes, so wie auch die Wüste einen großartigen Eindruck macht. Und die weiten Waldstrecken, die sich dort unten durch das Land ziehen, die nackten Hügel dazwischen, auf denen das rothe Heidekraut schimmert, der farblose Himmel, die langen grauen Wolkenstreifen — zu Zeiten möchte ich dergleichen lieber malen als Schweizerlandschaften. So lag ich auch in Schottland an stillen heitern Herbsttagen gern auf den öden Heiden des Hochlandes und ließ die Wolken über mich dahinziehen."

„Solange der Mensch mit dem Schauerlichen und Düstern frei spielt, es von sich weisen kann, wenn er mag", entgegnete Ludwig, „solange findet er ein ganz eigenes Behagen darin, die heitern Zustände des Lebens zu vermeiden. Doch wenn die strenge Nothwendigkeit uns ihre ernsten Wege wandeln läßt, dann sehen wir das finstere Antlitz des Geschicks mit andern Augen an. Doch was ich sagen wollte", brach er plötzlich ab. „Ja, was meinst du? Boleslaw scheint sehr trübe zu sein, wie er denn überhaupt, seit wir Warschau verlassen haben, täglich ernster wird."

„Und täglich schöner", erwiderte Bernhard. „Sieh nur, wie edel diese bleichen Züge sind; welch eine stolze Stirn, auf der die düstern Schatten seiner Trauer schweben! Und der Glanz des schwarzen Haares, das dunkle Glühen des Auges, der feine Mund! Er ist der Orestes zu dem lebensfrohen Pylades Jaromir, das romantische Nachtstück zu seinem

Sonnenaufgang, oder doch die Herbstlandschaft zu seiner Frühlingslandschaft."

Man war im Gespräch an einen Scheideweg gekommen; links zog sich die Masse den Hügel hinab in das freiere Feld nach Liozna zu, rechts bog sie in den Wald ein, nach Babinowiczi und Orsza. Rasinski schlug den letztern Weg ein, fand es aber, da er das Terrain vor sich nicht mehr übersehen konnte, nöthig, eine Vorhut und Seitenpatrouillen einzurichten. Jaromir erhielt den Befehl über die erste, Boleslaw wurde mit der Vertheilung und Beaufsichtigung der letztern beauftragt. Ludwig und Bernhard blieben in Rasinski's Nähe, indem er sich ihrer als Ordonnanzen bediente, um Befehle an die detachirten Trupps zu senden. Man marschirte indeß bis zum Abend, ohne auf den Feind zu stoßen. Die Nacht bivouakirte man theils in, theils neben einem elenden Dorfe, welches von seinen Einwohnern ganz verlassen war. Mit der Morgendämmerung rückte das Regiment wieder aus und marschirte auf Rasasna zu, wo die Armee den Uebergang über den Dniepr machen wollte.

Der Kaiser war bereits mit dem Davoust'schen Corps eingetroffen; die Brücken bei Rasasna, welche schnell in dauernden Stand gesetzt worden waren, wimmelten schon von Truppen, die in langen schwarzen Massen hinüberzogen. Auch Rasinski schloß sich denselben an und bezog sein Lager jenseit des Flusses über Rasasna hinaus, wo auch das Zelt des Kaisers aufgeschlagen wurde. Ein litauischer Jude, der für Geld der Spion Rasinski's geworden war, unternahm es gegen eine gute Belohnung, noch einige Stunden weiter vorwärts zu gehen, um auszukundschaften, ob der Feind von der Annäherung der Armee unterrichtet sei, und vielleicht Truppenmassen entgegenstellte.

Gegen drei Uhr morgens, als es noch völlig dunkel war,

kehrte der Spion zurück. Bernhard war eben erwacht und hatte das Feuer geschürt, als die seltsame Gestalt des Israeliten, der sich leise heranschlich — denn scheue Vorsicht war ihm schon zur andern Natur geworden — im Widerschein der Flammen sichtbar wurde. Wie ein hämischer Zauberer erschien er dem betroffenen Bernhard, als er so plötzlich aus der dunkeln Nacht in den hellen Umkreis des Feuers trat. Ein schwarzer Talar, den in der Mitte ein lederner Gürtel zusammenhielt, hüllte die Gestalt ein; der rothe Spitzbart reichte bis über die Brust hinab, das schmale bleiche Gesicht guckte lauernd aus der Masse des verworrenen Haares hervor, und die grauen Augen blinzelten listig, aber auch zugleich boshaft, aus ihren Höhlen heraus. Ein widriges Lächeln verzog seine Lippen, als er Bernhard in seiner jüdischen Mundart anredete:

„Junger Herr! Sagt mir doch geschwind, wo der Herr Oberst schläft! Ich hab' ihn nothwendig zu sprechen, hört Ihr, junger Herr?"

„Der Kerl sieht aus, als ob sich der Teufel in einen Fuchs verwandelt hätte", murmelte Bernhard. „Haben sie dich nicht gehängt, Isaak?" fragte er den Juden.

„Vater Abraham, was thut Ihr für Fragen, junger Herr? Wird der alte Isaak so lange gelebt haben, um nicht zu wissen, wie man einer Hanfschlinge ausweicht? Aber führt mich geschwind zu dem Herrn Obersten, es hat Eile!"

„Komm, Sohn Abraham's, setze deine Sohlen auf die Spuren meiner Füße, so wirst du dahin gelangen, wo du den findest, dessen Gold du suchst. Vorwärts." Mit diesen des Juden Weise parodirenden Worten ging Bernhard voran und führte den alten Schlaukopf zwischen die Gruppen der an den Feuern gelagerten Krieger hindurch bis an die Stelle, wo Rasinski, in den Mantel gehüllt, auf einer Schütte

Stroh schlief. Sein leises aufmerksames Ohr bewirkte, daß er bei der Annäherung der Schritte sich sogleich aufrichtete und scharf umhersah. „Bist du's, Freund Isaak?“ rief er schnell ermuntert die Kommenden an. „Nun? Gibt's etwas Neues von Belang?“

Der Jude winkte mit geheimnißvollen Mienen und zog ihn beiseite. Bernhard wollte sich entfernen, doch Rasinski hieß ihn bleiben. Indessen sprach er lange heimlich mit dem Juden, und hörte, wie es schien, mit sehr gespannter Theilnahme den Bericht desselben an. Die Züge des Spions wurden immer bedeutsamer; jenes widerwärtige boshafte Lächeln überglänzte sie von Minute zu Minute strahlender, je in dem Maße, wie Rasinski mit den Nachrichten zufrieden zu sein schien.

„Verfluchter Judas!“ brummte Bernhard für sich. „Ich könnte dieser Physiognomie nicht trauen, und wenn diese Fuchsnase mir verspräche, mein Führer gerade ins Paradies zu sein. Doch Rasinski kennt seine Leute, das muß man ihm lassen!“

Isaak's Bericht war zu Ende; demüthig stand er vor Rasinski und schien in tiefster Unterwürfigkeit dessen Befehle abwarten zu wollen. Dieser zog die Börse; des Juden Gesicht glänzte vor Freude; die Begierde nach dem Metall blitzte ihm aus den Augen. Als er aber vollends in der geöffnet dargereichten Hand eine Anzahl von Goldstücken fühlte, da brach er in die widerwärtigsten Dankbezeigungen aus.

„Gott Abraham's!“ rief er, indem er sich bestrebte, Rasinski's Hände zu küssen, „beschütze meinen Wohlthäter, der mich nicht darben läßt in der Zeit des Elends und des Kriegs! Der Hunger würde meine Eingeweide zerreißen, daß ich heulte wie der heißhungerige Wolf im Winter, wenn Ihr nicht mein großmüthiger Retter wäret, edler Herr!“

Rasinski machte eine abwehrende Bewegung und gebot ihm zu schweigen. Der Jude wollte sich entfernen und zog im Gehen einen kleinen ledernen Beutel hervor, um die Goldstücke hineinzuthun. Doch zu gleicher Zeit zog er unversehens einen zweiten ungleich schwerern Beutel, an den sich die Schnur des erstern angehäkelt haben mußte, mit heraus, und dieser fiel auf den Boden nieder. Isaak erschrak sichtlich und wollte danach greifen; Bernhard aber, der im Widerschein der Flamme das Gesicht des Juden beobachtet hatte, schöpfte im Augenblick Verdacht und sprang gleichfalls herzu, um den Beutel aufzuheben. Da das Gras hoch und die Stelle des Erdbodens gerade nicht vom Feuer beleuchtet war, so tappten beide einigemal vergeblich danach; endlich hatte Bernhard ihn zuerst.

„Gebt her, mein lieber junger Herr", rief Isaak sogleich, „es ist mein sauer erworbenes Gut. Was man jetzt nicht bei sich trägt, ist nicht sicher! Ich bitte Euch, gebt."

Der ängstliche Ton, mit dem er diese Worte sprach, seine hastigen Geberden verstärkten nicht nur Bernhard's Verdacht, sondern auch Rasinski wurde aufmerksam.

„Hm! Schwer, sehr schwer", sprach Bernhard absichtlich laut; „vermuthlich lauter Gold?"

Rasinski trat näher.

„Ei bewahre!" rief Isaak, „ein wenig Silber und Kupfer, ein paar alte Dukaten dabei." Zugleich streckte er den Arm hastig nach dem Beutel aus und wollte ihn ergreifen. Bernhard aber zog die Hand zurück, hielt die Börse gegen den Schein der Flammen und sprach noch lauter: „Silber? Kupfer? Was ich beim Schein des Feuers durch die Maschen glitzern sehe, scheint mir helles Gold zu sein!"

„Zeigt doch her!" sprach jetzt Rasinski und trat rasch

heran. Lachend übergab er ihm den Beutel; der Jude wagte nichts einzuwenden, doch sprach er zitternd und mit demüthig bittendem Tone: „Großmüthigster Herr! Es ist das Wenige, was ich aus der Kriegsnoth gerettet. Ihr werdet das Eigenthum eines hülflosen alten Mannes nicht rauben."

„Rauben?" sprach Rasinski verächtlich. „Bin ich ein Marodeur? Doch", fuhr er mit drohendem Tone und Blicke fort, „du sollst mir nicht aufbinden, daß dieses Geld von länger her dein Besitzthum gewesen. Meinst du, ich wisse nicht besser, was ein Jude deinesgleichen in Litauen ersparen kann? Wähnst du, ich würde dir glauben, du schlichest als Spion von einem Lager ins andere, und trügest diesen Schatz stets mit dir herum? Zehn Fuß tief im dichtesten Wald vergraben, würdest du ihn noch nicht sicher glauben. Und warum verleugnetest du, daß es Gold ist? Wo ist das Silber und Kupfer unter diesen neuen Dukaten? Bekenne, Jude, woher hast du dieses Gold?"

Isaak zitterte an allen Gliedern; endlich sprach er stotternd: „Was mögt Ihr denken, gnädigster Herr Oberst? Wie soll der alte Isaak anderes Gold besitzen, als woran er die sechzig Jahre seines Lebens gespart hat? Wo soll er es vergraben? Welcher Boden ist sein, daß er den Schatz wieder heben könnte? Und wenn ich's verhehlen wollte, daß ich etliche Dukaten erspart habe, so sagt mir doch, wann ist es gerathen, seinen Reichthum laut auszurufen?"

„Elende Ausflüchte!" rief Rasinski. „Hier nimm dein Gold zu dir, ich begehre dessen nicht. Das aber sage ich dir! Schmelzen lasse ich's, und glühend sollst du es niederschlucken, wenn deine Zunge mir Lügen berichtet hat! Diese Dukaten sehen aus wie ein Judaslohn für wichtigere Nachrichten, als du mir gebracht. Hast du dem Feinde etwas

verrathen, mislingt der Plan, den wir vorhaben, so zittere, denn du sollst mich fürchterlich kennen lernen!"

Der Jude stand bleich wie der Tod da; seine Knie schlotterten; plötzlich warf er sich zu Rasinski's Füßen nieder und rief mit verzerrten Geberden: „Gnade, Barmherzigkeit!"

„Gerechtigkeit!" donnerte Rasinski ihn an. „Untersucht ihn sogleich auf das strengste, ob er Papiere oder sonst etwas bei sich hat."

Ein Offizier und zwei Soldaten bemächtigten sich auf einen Wink Rasinski's sogleich des Alten, schleppten ihn an das nächste Feuer und hießen ihn, sich sofort von Kopf bis zu Fuß entkleiden.

In wenigen Augenblicken war es geschehen. Man durchsuchte den Talar, die Beinkleider, die Leibbinde, die Strümpfe und Schuhe, ohne etwas zu finden, selbst ein Schnitt durch die Schuhsohlen führte zu keiner Entdeckung. Isaak stand indessen zitternd im bloßen Hemde und folgte mit ängstlichen Blicken den Bewegungen der Soldaten. Seine Züge erheiterten und beruhigten sich, je nachdem ein Stück seiner Kleidung nach dem andern als unverdächtig befunden und auf die Seite gelegt war. „So wahr Gott Jehovah über mir lebt", rief er aus, „ich bin ein unschuldiger alter Mann. Gebt mir, ich bitte euch, das Meinige zurück und meine Kleidungsstücke, und laßt mich heimkehren in meine Hütte!"

„Da, ziehe den Plunder wieder an", rief ein Unteroffizier und warf ihm die Beinkleider zu. Isaak fing sie mit den Händen auf; aber in demselben Augenblicke stellte ihm der Kriegsmann auch seinen zusammengeknäulten Talar auf dieselbe Weise zu. Da der Jude eben nach dem ersten Kleidungsstücke gegriffen hatte, fiel ihm das zweite, ehe er es abwehren konnte, über den Kopf, sodaß er sich im ersten Augenblicke darin verwickelte. Dies gab den übermüthigen

Soldaten Anlaß, ihn zu necken, indem sie ihm das weite Gewand über den Kopf hin und her zerrten, sodaß er ganz darin verwickelt wurde und wie betäubt, jedoch heftig schreiend und abwehrend, hin und her taumelte.

Eben wollte Rasinski diesem Spiele des Uebermuths Einhalt thun, als der Jude, stark von einem Soldaten gezerrt, stolperte und auf den Boden niederfiel, sodaß der Talar in den Händen des Kriegers blieb. Doch mit dem Gewande zugleich war dem Gefallenen, zu seinem äußersten Schrecken, auch die falsche Atzel, die er trug, entrissen worden und er lag barhaupt da. Niemand dachte im ersten Augenblicke etwas Arges, sondern die Soldaten lachten über das neue Unglück, das dem Juden begegnete, als Bernhard's scharfes Auge auf dem Boden ein Papier entdeckte, das der Jude zwischen Schädel und Perrüke verborgen gehabt und soeben verloren haben mußte. Er wollte danach greifen; doch Isaak, der sich nichts Gutes bewußt war, hatte selbst nichts Eiligeres zu thun als es aufzuraffen und in die Flammen des dicht neben ihm lodernden hohen Wachtfeuers zu schleudern, sodaß es im Augenblicke zu Asche verbrannte. Dieser Umstand gab Veranlassung zu einer neuen Untersuchung. Der Jude leugnete alles ab; er schwur bei dem Gott seiner Väter, er wisse von keinem Briefe und habe nichts in die Flammen geworfen, sondern nur sein weißes Tuch vom Boden aufgerafft. Doch Rasinski ließ ihm sofort den Schädel genauer besichtigen, und man entdeckte, daß das Haar desselben frisch abgeschoren war, Isaak also eine Perrüke gar nicht nöthig gehabt hätte. Mit Gewandtheit entgegnete er aber zu seiner Vertheidigung: „Gott der Gnade! was ich gethan habe, um euch dienen zu können, das soll jetzt mein Verderben bei euch werden? Als ich mich anbot aus Hunger und Noth, das gefährliche Gewerbe für euch zu treiben, mußte

ich da nicht darauf denken, wie ich euch nützlich werden könnte, ohne euch zu verrathen? Wußte ich, was ihr mir für Aufträge geben würdet? Habe ich nicht immer gehört, daß man Briefe, Verzeichnisse und andere Papiere geschickt fortschaffen müßte? Darum habe ich — jetzt trifft mich die Strafe dafür — das heilige Gesetz gebrochen und ein Schermesser an mein Haupt gebracht! Ist es aber an euch Christen, mich deshalb zu richten, weil ich gesündigt habe, um euch zu dienen? Sprecht, nehmt aber Euern Gott zum Zeugen, Herr Oberst, wenn Ihr mir hättet geheißen: Isaak, hier ist ein Brief, geh hin, schaffe ihn zum feindlichen General, doch laß ihn nicht fallen in fremde Hände! würdet Ihr Euch dann darum gekümmert haben, wie es der alte Isaak angefangen hätte, um den Auftrag auszuführen? Hätten sie mich ertappt und aufgeknüpft, würdet Ihr nicht gerufen haben: Es geschieht ihm recht; warum ist er nicht gewesen vorsichtig und schlau, als ein Kundschafter soll? Habe ich Euch gefragt um die Mittel? Ist es meine Schuld, daß Ihr mir keinen andern als mündlichen Auftrag gegeben habt?"

In diesem Tone fuhr der Jude, von Todesangst gefoltert, mit unaufhaltsamem Strom der Rede fort, und in der That waren seine Gründe schwer abzuweisen. Dennoch mußte Rasinski den äußersten Verdacht gegen ihn hegen. Er befahl daher, ihn zu binden und, wenn er ausrücken würde, auf einem Reservepferd mitzuführen.

„Sehe ich an den Bewegungen der Feinde", redete er den Juden an, als dieser abgeführt wurde, „daß er Kundschaft erhalten hat, so bist du zum Galgen reif und sollst ihm nicht entgehen. Hast du ihm nichts verrathen oder verrathen können, so magst du laufen, bis andere dich hängen; denn jenseit Liady seid ihr doch nicht zu gebrauchen, weil der Russe euer ganzes, Blut und Mark der Armen aus-

saugendes Geschlecht in seinem Lande nicht duldet, das Einzige, das ich gut an diesem Volke nennen kann. Nun fort! Bewacht ihn wohl!"

So wurde der Jude jammernd und wehklagend unter dem Hohn und Spott der übermüthigen Soldaten in Gewahrsam gebracht; denn so verachtet ist das schnöde, aber leider unentbehrliche Handwerk des Spions, daß selbst diejenigen, denen er nutzt, ihn lieber mishandelt als belohnt sehen.

Zweites Kapitel.

Mit Tagesanbruch war das ganze französische Heer wieder in Marsch.

Rasinski hatte den Befehl erhalten, sich der Avantgarde unter dem Könige von Neapel anzuschließen. Auf einem Seitenwege, den Isaak angab, gewaun er so viel Terrain, daß er an den langen Colonnen Infanterie, die unter dem Marschall Davoust standen, vorbeikommen und ohne weitere Hindernisse an dem Punkt seiner Bestimmung eintreffen konnte. Hier fand man den Prinzen Murat schon von seinen Generalstabsoffizieren umgeben, wie er mit raschen Blicken das Terrain, welches vor ihm ausgebreitet war, musterte. Rasinski ritt zu ihm heran, um sich zu melden und dem Könige die Nachricht mitzutheilen, die er der Kundschaft Isaak's verdankte, zugleich aber auch die Befürchtungen, welche er hegte, daß der Spion sich einer doppelten Maske bedient, und vielleicht noch mehr dem Feinde als dem Heere des Kaisers genutzt habe.

„Wenn nur das richtig ist“, antwortete der Prinz, „welches der Jude Ihnen angegeben hat, so kann schnelles Handeln nach alles retten. Wir müssen das Corps des Generals Newerowskoi abschneiden, vernichten und Smolensk auf diese Art früher erreichen als er. Das Hauptheer des Feindes kann unmöglich aus seinen Standquartieren die Festung so rasch gewinnen, daß wir ihm nicht zuvorkommen sollten. Es ist der Augenblick, wo wir den Feldzug des ganzen Jahres entscheiden können. Doch Schnelligkeit ist jetzt unsere nächste Pflicht; wir wollen sie erfüllen.“

Diese Worte waren auch das Signal zum Aufbruch.

Der Marsch der Hauptarmee ging am Dniepr entlang, jedoch so, daß zwischen dem Fluß und der großen Straße noch ein bedeutender Raum blieb. Rasinski marschirte mit seinem Regimente zunächst dem Flusse; er sandte Patrouillen voraus, welche Jaromir, und auf die rechte Flanke, die ein jüngerer Offizier befehligte; zur linken gewährte der Strom hinlängliche Deckung.

„Ein verdrießliches Geschäft“, sprach Rasinski im Reiten zu Ludwig, „so dem flüchtigen Feinde nachzuziehen und ihn nicht erreichen zu können. Hier müssen Kosacken dicht vor uns gewesen sein, denn die Spuren sind ganz frisch und rühren von unbeschlagenen Pferden mit kleinen Hufen her. Ihnen verdanken wir vermuthlich, daß alle Stege und Brücken abgebrochen sind, und wir durch alle diese Regenwasser hindurchreiten müssen. Doch, was gibt's dort! Jaromir schickt uns eine Meldung.“

Man sah einen Ulanen heransprengen, dem Rasinski entgegengalopirte, um die Nachricht früher zu erhalten. Jaromir ließ sagen, daß er in dem Augenblicke, wo er den Gipfel eines Hügels hinaufgekommen sei, zwei Kosacken entdeckt habe, die aber in einen vorwärts gelegenen Busch ver-

schwanden und aller Vermuthung nach zu einem stärkern Trupp gehörten.

„Hätten wir sie endlich!“ rief Rasinski mit freudefunkelnden Augen, und befahl im Trabe vorzurücken. Das Regiment rasselte die Anhöhe hinan, von der man vor sich ein weites, flaches Terrain überblickte, welches nur durch jenes kleine Gebüsch unterbrochen wurde. Dasselbe schien kaum einige hundert Schritte Tiefe zu haben, und war auch nicht viel breiter; doch verdeckte es die Aussicht. Die Patrouillen wurden herangezogen, und man rückte in geschlossenen Reihen rasch vorwärts. Dicht an dem Busche theilte Rasinski das Regiment und ließ eine Schwadron links, die andere rechts um das Gebüsch reiten, während er selbst mit den übrigen den geraden Weg durch die Mitte desselben verfolgte, jedoch etwas langsamer, damit man zu gleicher Zeit jenseits das Freie erreichte. Noch frisch dampfender Roßmist, den man im Wege fand, gewährte, nebst den vielen Spuren von Hufen ohne Eisen, die Gewißheit, daß erst einige Minuten zuvor ein starker Trupp Kosacken durch den Wald gekommen sein mußte. Jetzt öffnete sich derselbe, und man sah durch die lichter werdenden Bäume das freie Feld.

„Wahrhaftig da sind sie“, rief Rasinski und deutete mit dem Finger nach vorn, wo man viele Lanzenspitzen über ein Getreidefeld hervorragen sah; „nun, jetzt sollen sie uns nicht entwischen. Blast zum Angriff!“

Die Trompete ertönte. Wie die Windsbraut brachen die Streitmassen aus dem Walde hervor. „In Zügen rechts und links marschirt auf!“ commandirte Rasinski, als er das Freie erreicht hatte, und die tiefen Colonnen verwandelten sich in eine breite Fronte. Die beiden Schwadronen, welche um den Busch herumgeritten waren, wurden auch wieder an dem Saume desselben sichtbar und schlossen sich, frühern

Befehlen folgend, sogleich im gestreckten Galop der Masse an.

Das Getöse, welches ein auf diese Weise vorrückendes Cavalerieregiment erregt, mußte den Kosacken, die ruhig vorwärts ritten, weil sie den Feind nicht so nahe vermutheten, plötzlich dessen Gegenwart verrathen. Ein Gefecht schien nicht in ihrer Absicht zu liegen; sie setzten ihre Pferde in Bewegung und ritten vollen Laufes vorwärts, bis sie in dem von Büschen und Hügeln durchschnittenen Terrain verschwanden.

Als der Staub, den die Flüchtenden verursacht hatten, sich gesenkt hatte, erblickte man eine kleine Stadt, die kaum noch eine Stunde entfernt sein mochte. „Das muß Krasnoi sein", sprach Rasinski. „Wo ist der Jude Isaak, er soll uns Auskunft geben." Isaak hatte bis dahin, mit gebundenen Händen auf einem Troßpferde sitzend, dem Regimente mit den Troßknechten und Dienern folgen müssen. Bei diesen suchte man ihn auch jetzt, doch vergeblich; es war ihm geglückt, in dem Getümmel des Verfolgens zu entwischen.

„So haben uns die Kosacken doch einen Schaden zugefügt", sprach Rasinski verdrießlich; dem Juden hätte ich den Galgen gern gegönnt."

Indessen hatte sich doch ein Gefecht eines Theils der Infanterie und einiger leichten Cavalerie mit dem Corps des Generals Newerowskoi entsponnen, der nach tapferer Gegenwehr geworfen wurde. Mit der sinkenden Sonne rückte Rasinski's Regiment ins Lager ein. Eben hatte man sich's an einem großen Feuer behaglich gemacht, als unvermuthet der Donner der Kanonen ertönte.

Alles gerieth in Bewegung, doch erfuhr man bald, daß es nur Freudenschüsse waren, die man hörte.

Sie galten dem siegreichen Gefecht mit den Russen und dem Geburtstage des Kaisers.

„Wahrlich!“ rief Rasinski aus, „fast hätte ich's vergessen, daß wir heute den 15. August schreiben. Diese Ehrensalve ist etwas werth, denn sie wird mit russischem, heute erbeutetem Pulver gebracht. Laßt uns denn auch den Tag nicht vergessen, Freunde, sondern im fröhlichen Kreise auf das Wohl des Kaisers trinken.“

Die Einladung wurde mit Freuden angenommen. Ein großes Feuer loderte empor; ringsum lagerten sich die Offiziere des Regiments und Ludwig und Bernhard, die stets als zu ihm gehörig von Rasinski betrachtet wurden.

„Unsere Trinkgeschirre sind freilich nicht die glänzendsten“, sprach Rasinski, als jedem das Glas, der Becher oder was er sonst zur Hand hatte, gefüllt war; „die Tafel ist auch nicht überreich besetzt, allein die Gäste, denke ich, sind so stattlich, als sie jemals in einem Prunksaale beisammengesessen haben. So heiße ich euch denn willkommen, meine Kameraden!“

Plötzlich wurden seine Züge ernst; mit Hoheit trat er vor den Kreis der gelagerten Brüder, stützte sich mit der Linken auf den Säbel und hielt in der Rechten den gefüllten Becher empor. Dann begann er mit feierlicher Stimme: „Freunde! Seit langen Jahren betreten wir heute, geführt durch den großen Kaiser der Franzosen, zum ersten male wieder das Gebiet des alten Rußland mit den Waffen in der Hand! Wir stehen auf dem Boden, wo unsere Väter vordem so manche ruhmreiche Schlacht mit dem verhaßten Nachbar fochten. Erinnert euch, Brüder, daß es eine Zeit gab, wo Polens Fahnen in Moskau auf dem Kreml wehten, wo unsere Wojwoden den Russen ihren Zar gaben. Der Zar Boris Godunow, der die alte Stadt Smolensk, welche dort

hinter jenem Hügel von dem Dunkel der Nacht bedeckt wird, gründete, und die Mauer mit ihren Thürmen erbaute, welche wir morgen vielleicht im Sturm ersteigen — jener Zar Boris Godunow verlor den Thron durch die Tapferkeit unserer Väter. Das waren Polens glänzende Tage! Aber sie kehren wieder! Wie ein Phönix aus der Asche wird der weiße Adler sich aus dem rauchenden Schutt erheben, unter dem unser Vaterland begraben liegt, seit Verrath und überfallende Gewalt den Feuerbrand in unsere Städte und Gefilde trugen. Denn in der Tiefe glühten die Brände fort; in der Brust jedes polnischen Sohnes lodert noch die mächtige Flamme des alten Heldenmuthes, der alten Vaterlandsliebe. Der Tag der Vergeltung, der Sühne, der Gerechtigkeit ist da! Die Weltgeschichte hat den großen Mann geboren, der ihn heraufführt. Seinen Bannern folgend, stürmen wir zum Siege über unsere Feinde! Auf denn, leert ihm diesen Becher. Es lebe der Kaiser, es lebe Polen, es lebe die Freiheit!"

Wie wenn der Sturmwind prasselnde Flammen aufjagt, drangen die begeisterten Worte Rasinski's in das Herz der von Vaterlandsliebe und Thatendurst glühenden Genossen ein. Zu Bildsäulen erstarrt hatten sie jedem Worte seiner Lippen gelauscht; nur das funkelnde Auge verrieth das Leben in ihrer Brust. Jetzt sprangen sie auf. Unter Thränen und Jauchzen wiederholten sie den Ruf: „Es lebe der Kaiser, Polen, die Freiheit!" und stürzten den Wein hinab. Mit tausendfachem Echo brauste der Jubel weiter, denn der Kreis hatte sich durch die rings herandringende Masse der Krieger bis ins Unübersehbare vermehrt. Als Rasinski seinen Becher geleert hatte, warf er ihn hoch empor; dann breitete er die Arme aus und schloß den nächsten Kameraden an die Brust. Die Freunde umringten ihn, warfen sich ihm zu Füßen, ergriffen seine Hände, bedeckten sie mit Küssen und

Thränen. Ein begeisternder Wahnsinn stürmte in der aufgeregten Brust; laut weinend hielten Jünglinge und Männer einander in den Armen. Tiefster Schmerz und namenloses Entzücken loderten zugleich mit hohen Flammen in der Seele auf; ringsumher in jedes Herz hatte der Blitz mächtig zündend eingeschlagen. Greise wurden zu Jünglingen, und über die rosige Wange Jaromir's wie in den grauen Bart des alten Petrowski rollten gleich helle Thränen.

Lange dauerte es, bis die heftig überwallende Flut wieder in das ruhigere Bett zurückkehrte. Dann erfüllte ein milder, sanfter Ernst die Gemüther. Traulich blieb man an der Flamme gelagert und überließ sich dem süßen Gefühl herzlicher, brüderlicher Gemeinschaft. Nach und nach brannten die Flammen der Lagerfeuer düsterer; die ermüdete Natur sank nach der doppelten Anspannung in doppelte Ermattung. Ringsum löste der Schlaf die Glieder. Jaromir lehnte sich mit seinem blühenden Lockenhaupt an Bernhard's Schulter, der ihn freudig ertrug und dann endlich müde mit ihm zurücksank auf den Rasen. Ludwig blieb noch lange wach. Alles war tief still umher; die Holzscheite brachen zusammen; die Flamme erstarb, der Nachthimmel wölbte sich dunkel über das Lager. Durch den in langsamen Wirbeln wolkig aufsteigenden, vom Widerschein gerötheten Dampf schimmerten die Gestirne. Ein ernstes, düsteres Bild!

Und düster wurde es in Ludwig's Seele. Das hoffnungslos trauernde Vaterland, die fernen Geliebten, das theuere Bild eines unbekannten, ewig verschwundenen Wesens, von dem sein ganzes Herz sich noch immer erfüllte — das waren die schmerzlichen Gestalten, die sich ihm auf dem finstern Hintergrunde der Nacht abzeichneten.

Eine tiefe, unaussprechliche Angst erfüllte ihm die Brust; es war ihm plötzlich, als könne er dem Schmerze nicht län=

ger Widerstand leisten, müsse überwältigt erliegen. Mit aller Kraft innerlicher Fassung mußte er sich waffnen, um nicht weich zusammenzusinken unter der Last, die auf seinem Herzen lag. Sein Blick fiel auf Bernhard, der, vom matten Glanz des Feuers bestrahlt, neben ihm schlummerte. Als er in das treue, edle Angesicht blickte, wo die trotzige Kraft sich mit wohlwollender Milde innig paarte, wo die Liebe ihn aus so brüderlich herzlichen Zügen ansprach, da kehrte ihm der Trost in die verödete Brust zurück, und er dachte: Nein, der darf sich nicht ganz unglücklich nennen, der an der Seite eines solchen Freundes entschlummert!

Und beruhigter senkte auch er sein Haupt nahe gegen die Brust des Freundes hinab, hüllte sich in den Mantel und entschlief.

Drittes Kapitel.

„Das sind die Thürme von Smolensk“, rief Rasinski, als er an der Spitze seines Regiments die waldige Anhöhe erreicht hatte, von der aus man die alte Feste kaum eine Stunde weit entfernt liegen sah. „Wir werden uns jetzt am Saume dieser Höhe, vom Gebüsch verdeckt, hinunterziehen; so kommen wir bis auf Kanonenschußweite unbemerkt vor die Stadt. Ich fürchte, ich fürchte“, setzte er mit besorglicher Stimme hinzu, „wir werden hier einen harten Kampf zu bestehen haben. Seht ihr dort die Staubwolken auf den Hügeln jenseit des Dniepr? Das können keine Truppen

unsers Heeres sein! Ich wollte, der Jude säße im Schwefelpfuhl der Hölle, denn ich kann nicht anders glauben, als er hat die Absicht des Kaisers zu erlauschen oder zu errathen gewußt und Barclay benachrichtigt. Meinen Kopf will ich verwetten, es sind die Colonnen der russischen Hauptarmee, die dort heranrücken!“

„Nun, dann wäre ja die erwünschte Schlacht da!“ entgegnete Bernhard mit fragender Miene, um sich näher über Rasinski's Besorgnisse belehren zu lassen.

„Vielleicht, aber noch nicht gewiß. Jedenfalls aber unter viel ungünstigern Umständen, als wenn wir Smolensk früher erreicht, es besetzt und so dem Feinde die Straße nach Moskau abgeschnitten hätten. Dann müßte er uns die Festung entreißen, jetzt werden wir Tausende von Menschen davor opfern müssen. Wenn es nur gelungen wäre, Newerowskoi abzuschneiden; so hätten wir doch noch den Vorsprung gewonnen!“

Unruhig sprengte Rasinski allein vor, auf einen nahe liegenden Hügel, der eine freiere Aussicht gewährte. Währenddessen zog das Regiment auf dem angedeuteten Wege, der sich in weiten Krümmungen der Stadt näherte, vorwärts.

„Die Gegend ist doch nicht ganz unschön“, sprach Ludwig zu Bernhard, als eben eine Lücke in der Waldung einen weiten Blick in das Thal des Dniepr gestattete. „Siehst du dort das Schloß jenseit des Flusses am Hügel?“

„Allerdings“, entgegnete Bernhard; „ein stattliches Gebäude. Es scheint von seltsamer, alterthümlicher Bauart, soviel man von hier sehen kann. Vielleicht werden wir nächstens darin übernachten, denn es wird, sammt dem ansehnlichen Dorf, welches sich dort zur Seite ausdehnt, wahrscheinlich ebenso verlassen sein wie alle die Orte, durch die wir bisher zogen!“

„Freilich eine traurige Wüste, durch die wir wandern!" entgegnete Ludwig. „Doch jenes Schloß übt einen höchst besondern Eindruck auf mich aus. Ich finde hier zum erstenmale, daß die Ferne, die Fremdartigkeit ihren Einfluß mächtig geltend machen. Die Bauart, die Lage, alles spricht mich ganz eigenthümlich und seltsam an."

„Auch in mir sprühen einige Funken abenteuerlich romantischer Anwandelungen auf", warf Bernhard hin. „Wie, wenn dort eine reizende Fürstin wohnte, oder wenn das Schloß gestürmt würde, in Flammen aufginge, und wir ein liebliches Wesen von unbegreiflicher Schönheit aus den rauchenden Trümmern retteten? Mir däucht, ich sehe ordentlich schon die rothe Glut um die seltsamen Thurmspitzen lecken."

„Scherze nicht frevelhaft", sprach Ludwig ernst. „Deine Prophezeiung könnte wenigstens insoweit wahr werden, als das furchtbare Unheil über die unglücklichen Bewohner wirklich hereinbräche."

„Leicht möglich, daß sie selbst die Brandfackel unter ihren Dachstuhl stecken; denn das Schloß liegt, wie es mir von hier scheint, nicht fern von der Landstraße, die sich am andern Ufer des Dniepr hinabzieht, und bisher haben wir an der Straße nicht viel unverwüstete Dörfer und Schlösser getroffen. Es scheint, daß uns die Russen leichter eine verödete Provinz als eine unzerstörte Stadt einräumen. Doch da kommt ja Rasinski mit verhängtem Zügel wieder zurückgesprengt."

In der That ritt er heran, daß das Pferd wild aus den Nüstern schnaubte und der Staub sich hoch hinter ihm aufwirbelte. Er winkte von fern mit dem Säbel. Sein nächster Stellvertreter, Major Regolinski, verstand das Zeichen und ließ das Regiment im Galop vorrücken. Man mußte eine Thalsenkung hinunter und dann gegenüber die leichte

Anhöhe hinauf. In wenigen Minuten war sie erreicht. Jetzt hatte man Smolensk ganz nahe vor sich; zugleich aber übersah man die Landschaft weithin und entdeckte die verschiedenen Corps der großen Armee, die bereits an mehreren Punkten bis auf Kanonenschußweite vor die Stadt gerückt waren. Jenseit des Flusses aber erblickte man zahllose russische Colonnen, die im höchsten Eilmarsch gegen Smolensk heranrückten, um es zu besetzen, ehe das französische Heer sich der Stadt bemächtigt hatte.

„Vorwärts! vorwärts!“ schrie Rasinski. „Ins Thal hinunter, am Fluß hinauf, vielleicht gelingt es uns, den Feind zu überraschen.“ Er sprengte selbst wiederum weit voraus, als ob er den Augenblick, sich mit dem Gegner zu messen, nicht erwarten könnte.

Als man den Fluß erreicht hatte, lag Smolensk auf seinen beiden steilen Hügeln diesseit und jenseit des Dniepr, dicht vor den Angreifenden, ja fast über ihnen. Schon hörte man Kanonendonner und Kleingewehrfeuer. Wirbelnder Staub und Rauch verhüllte das Thal und den Fluß; nur die Zinnen der alten Stadtmauer und die hohen Thürme ragten über das Gewölk hervor. Die Reiter folgten ihrem Führer, ohne zu wissen, ob sie Feind oder Freund vor sich hätten, denn in dem dichten Staube, den der Wind ihnen noch dazu entgegentrieb, war nichts zu erkennen.

Plötzlich sprengte Rasinski ihnen wieder entgegen. „Halt!“ war sein Commandowort. Das Regiment stand wie angewurzelt; die Reiter, durch den raschen Ritt auf beschwerlichem Boden zum Theil aus ihren Reihen gedrängt, ordneten sich in der Stille wieder. „Erste Schwadron links schwenkt! Regiment Marsch!“

Langsam führte Rasinski die Seinigen an der Thalwand wieder hinauf und oben über das hügelige Feld zurück gegen

eine mit Wald bedeckte Anhöhe, die außerhalb des Bereichs der Festung lag.

„Es war zu spät", äußerte er im Zurückreiten. „Der König von Neapel wollte die Stadt auf dieser Seite mit der Cavalerie, der Marschall Ney jenseits mit der Infanterie im Ueberfall zu nehmen suchen. Doch die Russen sind zu fest verschanzt und haben zu viel Artillerie. In einer halben Stunde muß überdies die Hauptarmee heran sein, und dann wäre es eine Raserei, gerade hier den Kampf zu beginnen. Doch läßt sich noch hoffen, daß man uns morgen durch eine Schlacht die Festung streitig zu machen sucht; denn hier gilt es freilich, die Hauptpforte zu vertheidigen, die nach Rußland führt."

Das Regiment bezog den Bivouak.

Gegen Abend sprengte ein Adjutant des Generalstabs ins Lager und fragte nach Rasinski. Er wurde zum Kaiser befohlen, bei dem sich nebst den Marschällen alle der Gegend und Landessprache kundigen Offiziere versammelten, weil der Kaiser in Betreff des Angriffs, den er auf die Stadt machen wollte, genauere Auskunft von ihnen begehrte. Um etwaige Befehle schnell absenden zu können, ließ sich Rasinski von Bernhard und Ludwig begleiten. Sie hatten Mühe, das Zelt des Kaisers zu erreichen, weil die nahe gegen die Stadt vorgerückten Truppen sämmtlich auf Befehl Napoleon's ihre Bivouaks weit zurückverlegten.

„Was bedeutet das Manöver?" fragte Rasinski einen Adjutanten, der mit ihm einen gleichen Weg nahm.

„Der Kaiser will dem Feinde ein Schlachtfeld frei lassen; er hofft, daß morgen die russischen Linien endlich geordnet vor uns stehen und den Kampf annehmen sollen."

„Und unsere Stellung?" fragte Rasinski weiter.

„Dort auf jenem ganzen Amphitheater von Hügeln, wel-

ches sich im Halbkreise um die Stadt zieht. Es sind freilich nur Schluchten und Défilés, an die wir uns lehnen; bei einem Rückzuge eine bedenkliche Stellung!"

„Das Wort Rückzug hat der Kaiser aus seinem Wörterbuche gestrichen", entgegnete Rasinski; „für jeden andern Feldherrn wäre der Fehler groß. Er aber hat die Gewißheit des Sieges; bisher fehlte ihm nichts dazu als der Feind. Wollte der Himmel, daß er morgen endlich standhielte."

„Hm! Ich glaube kaum. Wozu soll er sich vor der Festung schlagen, wenn er es hinter derselben kann?"

„Bagration hat, wie man vernimmt, die größte Lust zur Schlacht."

„Barclay desto weniger."

„Er ist nicht beliebt; der Russe haßt ihn; nur der Kaiser ist seine Stütze. In seinem eigentlichen Vaterlande angegriffen, muß es die Ehre des Russen auf das tiefste kränken, daß er, ohne Widerstand zu leisten, weichen soll. Barclay wird schlagen müssen, weil ihm sonst die Armee nicht mehr gehorcht. In gewisser Hinsicht steht der Feldherr trotz seiner unbeschränkten Macht doch unter dem Befehl des Heeres. Und das Schwerste von allem ist, den kampflustigen Soldaten von der Schlacht abzuhalten; zugleich auch das Gefährlichste, denn er zeigt nachher gerade im entscheidenden Augenblick Unlust, wenn man seiner Tapferkeit zuvor gewaltsame Fesseln angelegt hat. Ein Feldherr muß nicht nur das Terrain, er muß auch den innersten Menschen zu beurtheilen wissen; verrechnet er sich da, so wird er mit aller Taktik nicht weit reichen."

„Hoffen Sie Gutes von der Schlacht?" fragte nach einer kurzen Pause der Offizier.

„Ohne Zweifel den vollständigsten Sieg, doch wird er Blut kosten."

„Gewiß, viel. Schon bei dem heutigen Angriff auf die Festung haben wir furchtbaren Verlust gehabt. Von dem Bataillon, mit dem der Marschall Ney angreifen ließ, sind zwei Drittheile geblieben. Sie geriethen ins Flankenfeuer der russischen Batterie; eine einzige Kugel traf so furchtbar, daß sie zweiundzwanzig Mann niederschmetterte. Wir konnten es von der Höhe nur zu deutlich mit ansehen.“

„Zu fallen ist die ernste Bestimmung des Soldaten“, erwiderte Rasinski. „Aber hören Sie! Tirailleurfeuer!“

„Der Kaiser hat befohlen, daß das erste Corps den Feind necken soll, um ihn vielleicht auf das diesseitige Ufer des Flusses zu locken.“

Während dieses Gesprächs war man theils zwischen Bivouakfeuern und gelagerten Truppen hindurch, theils hinter marschirenden Colonnen herumreitend, bis zu dem Lager der Garden gelangt, wo sich das Zelt des Kaisers auf einer waldigen Anhöhe befand. Man sah ihn eben mit einer bedeutenden Escorte abreiten, muthmaßlich um die Umgegend zu recognosciren. Rasinski sprengte im gestreckten Galop nach; Ludwig und Bernhard folgten in einer angemessenen Entfernung. Etwa eine halbe Stunde ritt der Kaiser mit seinem Gefolge von einem Hügelgipfel zum andern. Von dem, das verhandelt wurde, konnten Ludwig und Bernhard indessen nichts vernehmen, da sie nebst mehreren andern Ordonnanzen und jüngern Offizieren wenigstens dreißig bis vierzig Schritte hinter den Marschällen ritten. Jetzt hielt der Kaiser und sprach mit dem Marschall Ney und dem Könige von Neapel; dann winkte er Rasinski zu sich hervor, dem er einen ausführlichen Auftrag zu geben schien, denn er redete lange und mit lebhafter Bewegung zu ihm.

Gleich darauf ritt dieser zurück, rief Ludwig zu seiner Begleitung ab und hieß Bernhard dem Kaiser und seiner

Umgebung ferner folgen, und dann vor dem kaiserlichen Zelte halten, bis er schriftlichen oder mündlichen Befehl zur Ueberbringung an Rasinski empfangen würde.

Mit der sinkenden Nacht kehrte der Kaiser in sein Zelt zurück. Es folgten ihm nur die Marschälle Berthier, Ney, Murat, Davoust und der Vicekönig von Italien. Zwei Mann von der alten Garde standen Schildwache vor dem Zelte; Bernhard und drei Ordonnanzoffiziere hielten dicht am Eingang, um Befehl zu erwarten. Im Laufe einer Viertelstunde wurden die drei abgefertigt; Bernhard blieb allein ohne fernere Bestimmung und mußte in Geduld abwarten, was geschehen werde. Es war still geworden; die ermüdeten Truppen lagen in ihre Mäntel gehüllt und schliefen. Man fing an leises Geräusch bis auf große Ferne zu hören. So konnte Bernhard jetzt unterscheiden, daß lebhaft im Gezelt gesprochen wurde, doch war es ihm unmöglich, den Gang des Gesprächs zu verfolgen. Nur einzelne Worte unterschied er, am häufigsten aber die Namen Smolensk und Moskau. Gern wäre er einige Schritte näher geritten, doch die beiden bärtigen Grenadiere mit ihren hohen Bärenmützen, welche mit gemessenen Schritten, mit edlem, kriegerischem Anstande vor dem Zelte auf und ab gingen, hielten ihn durch einen ernsten Blick ihrer schwarzen Augen in ehrerbietiger Ferne zurück.

„Man spricht von der Schlacht, die wir vielleicht morgen liefern", fing endlich Bernhard an; „könnt ihr dem Gespräch folgen, Freunde?"

„Die Schildwache des Kaisers hört nichts, Kamerad", erwiderte der eine der beiden Grenadiere mit einem strengen Blick.

„Sie spricht auch nicht", setzte der andere mit dem Tone des Verweises hinzu.

Kaum waren diese Worte gewechselt, als die Marschälle Ney und Davoust, beide anscheinend sehr in Wallung, mit

raschen Schritten das Zelt verließen und eine verschiedene Richtung des Wegs einschlugen, ohne voneinander Abschied zu nehmen. Es war augenfällig, daß sie sich in äußerst gereizter Stimmung gegeneinander befanden. Indessen wurde das Gespräch im Zelte noch lebhafter. Bernhard unterschied deutlich die Stimme des Kaisers, der laut und mit Heftigkeit sprach. Der Vicekönig von Italien verließ einige Minuten später das Zelt. Die Wachen standen starr mit angezogenem Gewehr, als er vorüberging. Doch der sonst so freundliche, wohlwollende Mann versäumte es, den Ehrengruß zu erwidern; er schien im Innern so bewegt, so ganz erfüllt und beschäftigt, daß die äußerlichen Gegenstände ihm durchaus verschwanden. Bernhard konnte bei dem Schein eines nicht entfernt vom Gezelt brennenden Feuers, an dem die kaiserliche Küche besorgt wurde, die edeln ausdrucksvollen Züge des Fürsten, auf dessen Stirn sich finstere Wolken der Sorge zusammengezogen hatten, betrachten. Es lag so viel Mildes in diesem Antlitz, und so viel männliche Entschlossenheit, gepaart mit sanfter Hoheit, daß der Eindruck ein unvergeßlicher sein mußte. Noch folgte Bernhard mit unverwandtem Auge der edeln Gestalt, als das Klirren eines Säbels aufs neue seine Blicke nach dem Eingang des kaiserlichen Zeltes zog. Es war der König von Neapel, der in seiner abenteuerlich kriegerischen Tracht, eine Reiherfeder auf der mit Pelz verbrämten Mütze, mit hastigen Schritten aus dem Zelte trat, indem er einige unverständliche Worte vor sich hin murmelte, die aber wie ein Nachhall des Zorns und des Eifers klangen. Ohne Bernhard zu bemerken, ging er dicht an dessen Pferd vorüber, da unterschied dieser deutlich, daß der König, im Gehen mit dem Fuße stampfend, mit halbunterdrückter Stimme ausrief: „Moscou! Moscou! Cette ville nous perdra!“

Kaum war er indessen einige Schritte weiter, als er plötz-

lich, wie sich besinnend, still stand, sich umwandte und rief: „Wo ist die Ordonnanz des Obersten Rasinski?“

Bernhard wollte vom Pferde springend sich melden, doch der König rief ihm zu: „Bleibt sitzen! Diese Ordre für den Oberst! Eilt!“ Mit diesen Worten entfernte er sich, und Bernhard sprengte sofort dem Bivouak seines Regiments zu.

Mit einem glücklichen Ortsinn begabt, gelang es ihm trotz der Finsterniß und den von allen Seiten verwirrend flackernden Wachtfeuern, die, weil ihre Ferne und Nähe so schwer zu schätzen ist, oft wie Irrlichter vom rechten Wege ableiten, dennoch in kurzer Zeit die Lagerstelle seiner Kameraden aufzufinden. asinski erbrach die Depesche mit hastiger Ungeduld und durchflog sie beim Glanz des Feuers.

„Gut, gut“, murmelte er für sich; „ich fürchte aber, es wird nicht nöthig sein.“

Die Nacht verstrich ohne ein merkwürdiges Ereigniß; man hatte die Wachen verdoppelt, und ein Theil der Leute blieb unter Waffen; indessen wurde die Ruhe der andern durch nichts gestört. Mit Anbruch des Tages erwartete man den Feind in Schlachtordnung aufgestellt zu sehen. Doch es war eine Täuschung. Der weite Raum, den man ihm zum Schlachtfelde gelassen, war leer. Die Stadt mit ihren alten, dicken, von achtzehn Thürmen gekrönten Mauern lag schauerlich still in der Morgendämmerung da; kein Laut schien sich in derselben zu regen. Das ganze französische Heer war unter Waffen, jeden Augenblick konnten die Truppen in die Schlachtordnung einrücken. Man sah den Kaiser, von Marschällen und Adjutanten begleitet, mehrmals über das Feld reiten; er jagte eine Anhöhe nach der andern hinauf und sah umher, theils um im Fall der Schlacht seine Anordnung zu treffen, theils in der steten Hoffnung, endlich den Feind irgendwo debouchiren und sich zum Kampf aufstellen zu sehen.

Ein Marschall, es war Belliard, kam auf Rasinski zugesprengt, rief ihn heran und sprach einige Worte mit ihm. Sogleich befahl dieser der ersten Escadron, welche Boleslaw führte, ihm zu folgen.

Sie ritten eine Strecke am Dniepr hinauf; bei einer Krümmung des Weges stießen sie auf etwa zwanzig bis dreißig Kosacken, die, sobald sie des Feindes ansichtig wurden, wie ein Schwarm aufgescheuchter Vögel eiligst über das Blachfeld sprengten. Im Augenblick waren sie verschwunden; doch erblickte man sie einige Minuten darauf wieder an der Spitze eines Hügels, wie sie eben an einer Stelle des Flusses, welche durch die Biegung desselben bisher verdeckt war, mit ihren Pferden nach dem jenseitigen Ufer hinüberschwammen.

„Teufel!“ rief Rasinski plötzlich aus und wandte sich zu dem Marschall, während er mit der Säbelspitze in die Ferne deutete: „Sehen Sie dort die Colonnen! Das ist die russische Armee im vollen Rückzuge auf der Straße nach Moskau!“

Der Marschall warf einen unmuthigen Blick hinüber. „Der Kaiser wird außer sich sein; bisjetzt hatte er noch immer gehofft, das Heer zur Schlacht ausrücken zu sehen, und Davoust bestätigte ihn in diesem Wahne. Nun muß jede Täuschung schwinden, denn das sind zu unermeßliche Züge von Artillerie, Infanterie und Cavalerie, welche die Straße bedecken. Doch ich will es ihm sogleich melden.“ Im gestreckten Galop jagte der Marschall jetzt über das Feld zurück, dem Gezelt des Kaisers zu.

Rasinski beauftragte Boleslaw, mit der Schwadron den Fluß hinauf zu recognosciren, ob er eine Furt finden könnte, durch die man mit Cavaleristen und im Nothfall auch mit Artillerie und Infanterie das andere Ufer erreichen könne; denn er dachte sogleich mit Recht, daß der Kaiser den Be-

fehl geben werde, der Armee in die Flanken zu fallen und ihren Rückzug zu stören.

Boleslaw ritt mit seinen Leuten den Fluß über eine Stunde weit entlang. Ueberall, wo sich nur der Anschein einer Furt bot, war er der erste, welcher den Versuch machte, hindurchzureiten. Doch fand er nicht, was er suchte, und hätte fast einige Leute dabei eingebüßt. Verdrießlich, daß es ihm nicht gelingen wollte, den Auftrag zu vollführen, wollte er eben umwenden, als er hinter sich den Donner einer Batterie vernahm. Er schaute rückwärts und erblickte das Ufer mit gewaltigen Massen von Artillerie besetzt, welche auf die jenseit des Stroms langsam sich fortbewegende russische Armee feuerte. Jetzt stellte auch diese einige Batterien auf, um das feindliche Feuer zum Schweigen zu bringen, und bald gewahrte man die furchtbaren Wirkungen desselben. Eine schwarze Wolke lagerte sich gleich einem Ungeheuer über das Gefilde; nur einzelne rothe Blitze züngelten daraus hervor, denen der tobende Donner sogleich folgte. Boleslaw, der die Hoffnung, eine Furt zu finden, aufgegeben hatte, beschloß nunmehr mit seinen Leuten zurückzureiten. So hatte er denn das Feld der Verwüstung und des Todes vor sich; denn nicht allein daß jene Batterien ununterbrochen aufeinander feuerten, sondern auch das ganze Gefilde vor Smolensk wogte vom erbitterten Gefecht.

Der Kaiser hatte den Angriff auf die Stadt befohlen, der er sich jetzt auf das schnellste bemächtigen wollte. Darum rückten die schwarzen Massen der Infanterie von allen Seiten heran, um den Feind, nachdem er durch das Feuer der Artillerie geschwächt war, zu vertreiben. Die Erde schien unter dem dumpfen Getöse angstvoll zu beben; graue Rauchwolken zogen langsam, dicht überhin und beschatteten das Feld des Todes. Wie ein blutiges Auge blickte die umdüsterte Sonne

herab. Die Vögel flatterten ängstlich und erschreckt hinweg und flüchteten von dem Schauplatz der Verheerung. Außer dem dumpfen Donner der Schlacht, den Boleslaw nur in der Ferne vernahm, war kein Laut hörbar. In tiefer Stille lag die Natur regungslos; kein Lüftchen bewegte die Zweige. Sie schien, erstarrt vor dem unheilvollen Treiben der Menschen, ihr Todeslos zu erwarten. Schweigend und ernst ritt Boleslaw an der Spitze der Seinigen auf dem Rücken des Hügels entlang, dem Schlachtfelde näher. Der Kampf, der die Krieger mit flammendem Muthe erfüllt, wenn sie sich mitten in dessen Wogen gestürzt sehen, erzeugte jetzt, da sie ihn aus der Ferne betrachten mußten und keinen Antheil an der Entscheidung hatten, eine spannende Beklemmung in ihrer Brust. Außerhalb des Ereignisses gestellt, empfanden sie dessen furchtbare Bedeutung tiefer, weil sie es weiter überschauten.

„Dort in dem Loche tobt der leibhaftige Satan, glaube ich", sprach der alte Petrowski und zeigte nach einer Stelle hin, wo die französische Artillerie im dichtesten Dampfe verhüllt stand.

„Sie scheinen im dreifachen Kreuzfeuer zu stehen", erwiderte Boleslaw.

„Freilich, die drei schwarzen Wolken da drüben blitzen ja darauflos! Und sie treffen. Die Protzkasten fliegen in die Luft, als ständen sie auf Contreminen. Da trabt eine Reservebatterie heran; sie müssen schon verdammt zusammengeschossen sein. Die Moskowiter fangen an Ernst zu machen. Hätten wir sie nur auf dem Blachfelde, wo die Cavalerie ihnen auch beikommen kann! Der Säbel ist mir heute so leicht in der Faust wie ein Spazierstock! Wetter, ich wollte — Pest und Hölle! Wieder ein Protzkasten zum Teufel!"

In der That glich die Stelle, auf welche Petrowski gedeutet

hatte, zumal jetzt, wo man näher kam, einem feuerspeienden Vulkan. Der Rauch wirbelte in schwarzen, gethürmten Wolken darüber empor und zog langsam, sich tief und schwer wälzend, hinter der Batterie ins Feld hinein. Darum wurde eben das Feuer des Feindes so verderblich, weil er den Vortheil hatte, den Gegner deutlich zu sehen, während er selbst durch den vorwärts ziehenden Rauch dicht verhüllt war. So schlugen denn die Kugeln und Granaten unaufhörlich mit verheerender Gewalt in die Batterie ein. Räder und Achsen splitterten, die Pferde bäumten sich und zerrissen das Geschirr, Granaten platzten, Pulverkasten wurden gesprengt, die Trümmer flogen weit durch die Lüfte. Und zu dem allen krachte das eigene Lagerfeuer der Batterien, daß der Grund, auf dem sie standen, zitterte.

„Wir müssen, glaube ich, noch weiter links reiten", sprach Boleslaw zu Petrowski, „sonst kommen wir in die Schußlinie."

„Ich denke auch", erwiderte der Alte; „wir könnten ganz ohne Noth ein paar Pferde lassen, und ich verliere nicht gern etwas, wo ich nichts wiedergewinnen kann."

„Du hast recht, Alter! Es wird uns sogar nichts übrig bleiben, als hinter dem Hügel dort herumzureiten", antwortete Boleslaw, nachdem er einen Blick über die Gegend geworfen hatte.

Er bog in eine Thalsenkung ein und war so bald außer dem Bereiche des feindlichen Feuers, konnte aber auch nichts mehr von dem Schlachtfelde übersehen. In kurzem erreichte er den Bivouak wieder, wo er Rasinski von seinem vergeblichen Bemühen benachrichtigte.

„Ich wußte es schon", antwortete dieser, „denn wir haben indeß einige Leute aufgetrieben, die der Gegend kundig sind. Allein es gibt weiter aufwärts noch einen Uebergang, nur

können wir ihn nicht eher als gegen Abend mit Vortheil benutzen; denn er ist nur für wenige Leute einzeln zu passiren, und man kann keine Artillerie hinüberschaffen, weil die Ufer sehr steil und verwachsen sind. Der Angriff eines ganzen Corps auf die Arrièregarde der Russen ist also nicht denkbar, doch können wir vielleicht einen blinden Schrecken unter sie bringen, einen Trupp Nachzügler gefangen nehmen und etwas Beute machen. Der Auftrag ist uns gegeben. Ich freue mich, daß wir denn doch einigen Antheil an dem heutigen Tage haben werden, wo freilich die Cavalerie nur den Zuschauer machen kann."

Indessen dauerte die Schlacht unter den Mauern der Stadt mit Erbitterung fort. Rasinski war mit seinen Offizieren auf einen Punkt geritten, von dem aus sich das ganze Gefecht verfolgen ließ. Auch jetzt noch war die Stellung der Batterien am Flusse diejenige, wo Tod und Verheerung am fürchterlichsten wütheten. Mit Besorgniß richteten sich die Blicke der Zuschauenden dahin, wo so viele Kameraden dem Erfolge des Tages geopfert werden mußten. Eine Anzahl von Reitern kam aus den dichten Rauchwirbeln hervorgeritten und nahm ihren Weg über das Blachfeld gegen das Zelt des Kaisers zu. Mit Erstaunen erkannte man, als sie näher kamen, den König von Neapel. Er ritt langsam, den ehrfurchtsvollen Gruß der Offiziere erwidernd, ohne sich weiter nach ihnen umzusehen, vorüber. Ein Offizier aus seinem Gefolge sprengte jedoch gegen Rasinski heran. Es war der Oberst Regnard.

„Um des Himmels willen", fragte Rasinski ihn, „was hattet ihr da drüben in dem siedenden Kessel zu thun, und vollends was wollte der König dort?"

„Was er wollte? Schwerlich, was er jetzt thut, wieder zurückreiten. Es müssen gestern seltsame Dinge zwischen ihm

und dem Kaiser vorgefallen sein, denn er ist ganz verwandelt. Er beharrte darauf, sich in jenem Höllenschlunde niederschießen zu lassen. Als wir ihn beschworen, zurückzureiten, rief er: «Ich will niemand mit mir verderben», und wollte seine Adjutanten zurückschicken. Einstimmig betheuerten sie, keinen Schritt von ihm zu weichen. In diesem Augenblicke schlug eine Granate ein und schmetterte das Pferd seines Lieblings Duteuil zu Boden, sodaß er diesen getödtet glaubte. Bestürzt sprang er vom Pferde und zog ihn selbst unter dem sich wälzenden Rosse hervor. Da er ihn noch am Leben und unversehrt sah, küßte er ihn und sprach: «Laßt uns denn zurückreiten.»"

Bernhard hörte dieser Erzählung mit gespannter Theilnahme zu, denn er brachte sie in Zusammenhang mit dem, was er gestern vor dem Zelte des Kaisers beobachtet, aber niemand mitgetheilt hatte.

„Und vermuthet man, was zwischen dem Kaiser und seinem Schwager vorgegangen sein kann?" fragte Rasinski.

„Ganz allgemein", erwiderte Regnard und zuckte die Achseln; „er wird so wenig wie Duroc, Daru, Lobau und am Ende wir alle mit dem Feldzuge zufrieden und darüber mit ihm in Streit gerathen sein. Das alte Lied mit dem alten Refrain. Nun, wenn wir heute ein zwanzigtausend Mann lassen, um den Steinhaufen dort zu erobern, so wird es wol überlaut im ganzen Lager gesungen werden. Wenigstens wird's jeder still für sich trällern oder in den Ohren haben. Guten Morgen!" Mit diesen Worten ritt er weiter, nicht ohne ein ernstes Bedenken in Rasinski rege gemacht zu haben.

Viertes Kapitel.

Die Angriffe auf Smolensk wurden den ganzen Tag über unabläſſig erneuert. Die Russen vertheidigten sich kaltblütig, aber furchtbar. Tausende von Kriegern sanken auf dem Felde des Todes, und noch immer war der Preis dieser Opfer nicht gewonnen, als schon die Sonne sich zu neigen begann und hinter grauen Gewölken verschwand.

Jetzt war die günstige Zeit für Rasinski's Plane gekommen. Er ließ aufsitzen und zog mit dem Regimente dem Dniepr entlang, jedoch so weit von dem Ufer desselben entfernt, daß man ihn von jenseits nicht entdecken konnte. Nachdem man eine Stunde geritten war, wurde diese Vorsicht unnöthig, denn es war völlig dunkel geworden.

„Jeder beobachte die tiefste Stille! Keiner darf rauchen oder Feuer schlagen!“ lautete der Befehl, den Rasinski von Glied zu Glied laufen ließ. Er hatte einen jungen Menschen aus der Gegend bei sich, der ihm als Führer diente; mit diesem unterhielt er sich in russischer Sprache, so, daß von seiner übrigen Umgebung niemand verstehen konnte, was er mit ihm sprach. Der ganze Zug wurde als ein Geheimniß behandelt. Man befand sich in einem ziemlich dichten Gehölz, als Rasinski halt machen ließ. Er selbst ritt, nur von seinem Boten begleitet, weiter vorwärts und hieß das Regiment seine Rückkehr abwarten.

Es herrschte eine erwartungsvolle Spannung. Ringsum leises Schweigen; der Donner der Schlacht, den man noch lange in der Ferne gehört hatte, war verstummt. Die hereinbrechende Nacht hatte dem blutigen Spiel ein Ende gemacht.

Nur der Wind rauschte in den Wipfeln der Birken und Tannen, und von Zeit zu Zeit hörte man den Ruf des Auerhahns. Eine halbe Stunde brachte man auf diese Weise zu. Da kam Rasinski zurück und gebot vorzurücken. Es geschah im Schritt. Man mußte einige abschüssige Hügel, die mit Gebüsch und Farrnkräutern bedeckt waren, hinauf und hinab; dann stand man unvermuthet an einem steilen Abhange, unter dem der Dniepr rauschte, in dessen Wellen sich der schwarze Nachthimmel düster abspiegelte. „Zu zweien abgebrochen und mir gefolgt!“ sprach Rasinski leise, doch so, daß er von den Nächsten gehört werden konnte; murmelnd lief der Befehl weiter. Er ließ hierauf sein Pferd vorsichtig den Abhang hinabklettern, und ritt dann durch den hier kaum drei Fuß tiefen Fluß; ihm folgten zunächst Boleslaw mit seiner Schwadron. Die andern mußten, da der Uebergang nur langsam zu bewerkstelligen war, eine ganze Zeit auf der Höhe halten.

Bernhard, der sich immer aufs genaueste zu orientiren suchte, stieß Ludwig leise an und sprach, indem er mit dem Finger nach der Gegend jenseit des Flusses deutete: „Sind das da drüben nicht matterleuchtete Fenster? Mir däucht, ich müßte mich sehr irren, wenn wir uns nicht ganz in der Nähe des Schlosses befänden, das uns heute früh schon auffiel.“

„Möglich!“ entgegnete Ludwig. „Aber sieh nur den hellen Schein dort hinter uns! Was mag das bedeuten? Ueber der Waldspitze ist der Himmel ganz geröthet.“

„Es wird der aufgehende Mond sein“, sprach Jaromir, der hinzugekommen war.

„Das kann nicht sein“, entgegnete Bernhard, „denn der kommt erst um Mitternacht.“

Da zuckte plötzlich ein rother Blitz durch den Nachthim-

mel, und ein blutiger Widerschein wurde in den Wellen des Stromes sichtbar.

„Das ist Feuer!“ rief Jaromir. „Seht, seht! Jetzt bricht es aus, die Flammen schlagen mächtig empor. Es ist Smolensk, das in Brand steht.“

Man konnte nicht mehr daran zweifeln, denn die düstere Glut, von hellern Feuerstreifen durchzuckt, wuchs jetzt mit jedem Augenblick gewaltiger am Horizont empor und fing an, ihren leuchtenden Glanz bis auf den Ort zu verbreiten, wo die Reiter hielten. Jetzt wurden auch die schwarzen Thurmzinnen der Stadtmauer auf dem rothglühenden Hintergrunde sichtbar, und die Waldspitzen in der Nähe erschienen wie von der späten Abenddämmerung röthlich beleuchtet. Das schöne, aber furchtbare Schauspiel erfüllte jede Brust mit einem seltsamen Schauer.

„Siehst du, daß ich recht hatte“, fing Bernhard jetzt wieder zu Ludwig an, indem er nach dem jenseitigen Ufer zeigte; „erkennst du nun das Schloß in dem rothen Widerscheine der Flammen? Horch! die Glocke aus dem Dorfe. Ich glaube, man läutet Sturm!“

In der That lag das alterthümliche Gebäude ganz deutlich, und kaum eine Viertelstunde entfernt, vor ihren Augen da. Eine wunderbare Empfindung regte sich in Ludwig's Brust. Sollte die halb im Scherz gesprochene Prophezeiung wahr werden? Sollten Mord und Brand auch hier wüthen?

Doch es blieb ihm keine Zeit zu diesen Betrachtungen, denn eben setzte sich auch der Zug, zu dem er gehörte, in Bewegung, um durch den Fluß zu reiten. Bernhard schloß sich dicht an ihn an; als ihre Pferde den Fuß in die Wellen setzten, sprach er halb im Scherz, halb schauernd: „Reiten wir durch den Phlegethon, durch den Styx oder Kokytos?

Man weiß wahrlich nicht, ob es ein schwarzer oder ein feuriger Höllenstrom ist!“

Der blutige Widerschein der Flammen, der sich brechend weit über die Wellen hinstreckte, veranlaßte ihn zu diesem Gleichniß. „Mindestens“, fuhr er fort, „ist es für uns der Rubicon, den wir passiren. Jacta est alea! Wir wissen kaum, ob wir hinüberkommen, geschweige, ob wir diesen Weg zurückreiten werden. Ich mache hiermit jedenfalls mein Testament, Bruder, hörst du? Sollten mich die Fische im Dniepr, oder die Raben von Altrußland fressen, du bist mein Universalerbe. Aber mein Herz — ich verlange nicht, daß du mir den fühllosen Fleischklumpen aus der Brust schneidest — bringe deiner Schwester Marie mit zurück und theilt euch darein.“

„Wie kommst du jetzt auf die Schwester?“ fragte Ludwig bewegt.

„Sie ist ein Goldmädchen, ein prächtiges, braves Kind, und verdiente einen bessern Bruder als du bist! Warum sie aber eben in dieser Minute vor meiner Seele steht, als hätte ich sie so treu wie ihr Spiegelbild porträtirt, weiß ich nicht; denn wir sehen wol die Gedanken blühen, wissen aber nicht, wo sie gesäet sind. Genug, obwol meine Gedanken täglich zwanzig- bis dreißigmal nach Dresden und Teplitz reisen, so haben sie doch in dieser Minute einen ganz eigenen, mächtigen Flug dahin genommen, sie ziehen wie Schwalben nach der Heimat. Es muß seine Ursache haben, denn alles in der Schöpfung hat seine guten Gründe; ich will mir's aber merken, daß ich am 17. August genau abends zehn Uhr an Marien gedacht habe, und daß sie mir gerade in dieser Minute noch zehnmal lieber geworden ist als sonst.“

Ludwig drückte dem Freunde warm die Hand. Schon oft hatte er zu entdecken geglaubt und sich im stillen darüber gefreut, daß in Bernhard's Brust eine leise, warme Liebe für die Schwester wohne, doch der eigenthümliche Mensch ließ selbst den Freund fast niemals anders als durch die verzerrenden, gefärbten Gläser scherzenden Humors in das Innere seiner Brust schauen. Und überdies hatte Ludwig stets das Gefühl, als wenn Bernhard's Seele von so vielfachen, größern Empfindungen und wildern, tiefern Leidenschaften, selbst solchen, unter denen sich eine weibliche Gestalt verschleierte, bewegt würde, daß die stille Blume einer Liebe zu der sanften, freundlichen Marie in diesem stürmenden Chaos unmöglich Wurzel schlagen konnte. Es lag etwas in seiner Natur, das zu sagen schien: ich möchte wol unter dem Schatten dieser Bäume weilen, diese Frucht brechen, in dieser Hütte traulich wohnen; aber ich kann nicht, ich darf nicht, denn eine unbekannte, übermächtige Gewalt treibt mich wider meinen Willen vorwärts. Gleich dem Strome muß ich an den freundlichen Ufern vorüber, und spiegele ich auch bisweilen den blauen, lächelnden Himmel ab, rasch brausen die wilden, schäumenden Wogen nach und verzerren das sanfte Bild wieder. So sehr sich diese Brust nach einem fremden Herzen sehnt, ich darf keins zu mir heranziehen, denn ich müßte es in den tobenden Strudel meines Geschicks hinabreißen. Eine zarte Blüte würde ich, wenn ich sie an diese glühende Brust risse, nur versengen, daß sie schnell verdorrt herabsänke —. ich würde sie vernichten, und wäre sie mir theuerer als mein Leben. Semele stirbt an der Brust des Zeus, selbst der Vater der Götter vermag ihr Geschick nicht zu wenden, so tief die Wunde in sein eigenes unsterbliches Herz dringt. — Doch diese eine warme Aeußerung,

welche Bernhard soeben gethan, verscheuchte plötzlich alle diese Empfindungen bis auf die Erinnerung daran; mit herzlichem Tone erwiderte Ludwig daher: „Es ist wol natürlich, daß du an sie denkst. In ernsten, tiefaufregenden Augenblicken unsers Leben treten die Gestalten unserer Lieben um so lichter hervor, je düsterer der Grund ist, auf dem sie sich abmalen. Auch ich —"

„Ja, ja, du hast recht", sprach Bernhard, halb ablenkend, halb scherzend, „das Bild hier ist verteufelt schwarz grundirt; aber es kommt schon Licht hinein, denn die Pechfackeln da unten am Himmel brennen immer loher auf. Man wird bald die Mäuse auf dem Felde laufen sehen. Aber ich finde, der Dniepr ist verwünscht kalt, und dein Gaul hat mir noch dazu ein ganzes Maul voll Wasser über die Lende gespien. Wenn du ein guter Kamerad sein willst, so mußt du besser auf dein Pferd aufpassen. Gott sei Dank! Land! Ich habe nie viel von den Seereisen gehalten."

Unter diesen Worten ritten sie das jenseitige, fast noch steilere Ufer hinauf.

Als das Regiment versammelt war, rückte Rasinski, dem der Bote fortwährend zur Seite blieb, in möglichster Stille gegen das gerade vor ihnen liegende Schloß heran.

Sie waren jetzt nur noch einige hundert Schritte davon entfernt. Rasinski ließ halten. „Freunde", sprach er, „wir sind am Ziele. Dort im Schlosse sind, wie ich mit Sicherheit weiß, viele russische Generale und Vornehme zu einem Hochzeitsfest beisammen. Sie aufzuheben ist die Absicht unserer gewagten Unternehmung. Jetzt laßt uns leise heran, bis wir den Boden eben vor uns sehen, daß kein Hinderniß mehr uns aufhalten kann. Dann aber wie die Windsbraut

drüber hin! Nun vorwärts, Freunde, haltet euch wacker, seid schnell, kühn, doch behutsam! Vorwärts!"

Sie rückten vor bis an einen sanften Abhang. Jetzt ließ Rasinski zum Angriff blasen, und im vollen Laufe der schnaubenden Rosse sprengte die Schar den Weg zu Schloß und Dorf hinan.

Siebentes Buch.

Erstes Kapitel.

Die gewaltigen Erschütterungen, welche sich in einem so kurzen Zeitraume zusammengedrängt und Feodorowna's Herz bestürmt hatten, mußten sie endlich, trotz der frommen Ergebung und sittlichen Fassung, womit sie ihrem Schicksale entgegentrat, überwältigen. Sie war aufs Krankenlager gesunken, ein heftiges Fieber glühte in den aufs äußerste gereizten Nerven; der Arzt hielt ihre Lage für gefährlich. Axinia wollte daher jetzt durchaus nicht von der Seite der theuern Gebieterin weichen, so bange Befürchtungen auch Paul und sie selbst über ihr eigenes Geschick hegten, wenn Feodorowna sterben sollte, ehe sie das Land verlassen hätten. Und um so weniger konnte Axinia sich von dieser Pflicht entbinden, da die Kranke sichtlich nur ihre Nähe und Wartung ertrug und sogleich in einen gereiztern und somit gefährlichern Zustand gerieth, wenn eine andere Hülfe sich ihr zu nahen suchte. Am meisten war dies mit ihrer Mutter der Fall, da ihre Gegenwart Feodorowna mit einer Art von Schauder berührte, sodaß sie in die heftigste Angst verworrener Fieberträume gerieth, sobald dieselbe ihrem Lager nahte. In ruhigern Zeiträumen durfte Jeannette die erschöpfte Axinia ablösen; sowie aber der fieberhafte Zustand sich verschlim-

merte, verlangte Feodorowna mit krankhafter Sehnsucht wieder nach Axinia's Pflege. Fast ein Monat verstrich in dieser traurigen Weise. Da fing Feodorowna an sich langsam zu erholen, doch war sie so erschöpft von der Krankheit, daß ihrem Leben noch immer Gefahr drohte. Denn waren gleich nicht stürmische Anfälle des Fiebers mehr zu fürchten, so schien es doch zweifelhaft, ob der Körper noch Macht genug habe, sich von der zehrenden Ermattung zu erholen. Die milde Jahreszeit aber wirkte segensreich ein; der Juli mit seiner warmen Sonne, die selbst der nördlichen Erde einen reich grünenden Teppich entlockt, pflegte die geknickten Keime des Lebens zu einer neuen Blüte heran. Feodorowna genas, fast wider ihren Willen; und hätte nicht der tiefe, verschlossene Schmerz, der an ihrem Herzen nagte, seine Spuren leise um Wange und Lippe gezogen und den reinen Schimmer ihres blauen Auges leicht verschleiert, so würde die holde Gestalt wieder so lieblich aufgeblüht sein wie eine Rose, in der noch die Tropfen des vorübergezogenen Gewitters glänzen. Aber sie war nicht erfrischt durch die Ströme des Himmels, sie war nur geknickt durch seine Stürme.

Wer selbst duldet, hat ein zartfühlendes Herz für Wünsche und Leiden anderer. So erkannte Feodorowna, daß es jetzt ihre erste Pflicht sei, das letzte drohende Gewölk von dem Himmel Axinia's zu verscheuchen und ihre Verbindung und Abreise zu beschleunigen. Gregor gab dem jungen Paare die kirchliche Weihe; an demselben Tage noch verließ es, reichlich beschenkt, das Schloß, um sich mitten durch das Getümmel des Kriegs hindurch eine Bahn zu friedlichem Glücke auf andern Fluren zu suchen.

Feodorowna stand nun ganz einsam; denn trotz ihres unermeßlichen Opfers, trotz der willigen Demuth, mit der sie

sich in das Gebot der Aeltern gefügt hatte, blieb die Mutter doch völlig kalt gegen sie. Nicht einmal Mitleid schien sie für die Qual zu haben, welche Feodorowna um ihretwillen duldend trug. Es ist wahr, sie hatte sich niemals anders gezeigt und die innigste Liebe der Tochter auch in frühern Jahren höchstens mit einer vornehmen Freundlichkeit erwidert. Indessen war Feodorowna daran gewöhnt gewesen und hatte in diesen kalten Formen nur das Uebergewicht des mütterlichen Ansehens erkannt und geehrt; jetzt aber fühlte sie, daß ein liebendes, aufopferndes Kind eines andern Mutterherzens bedürfe. So verwandelte sich auch ihre Liebe in eine bange Scheu der Ehrfurcht, und was in der Krankheit so stark hervorgetreten war, ließ jetzt wenigstens noch deutliche Spuren zurück; es ergriff sie fast ein unheimlicher Schauer, wenn sie sich in der Gegenwart derjenigen befand, bei der ihre wunde Brust Trost und Linderung hätte suchen sollen.

Ochalskoi und Dolgorow waren bei der Armee; doch in den ersten Tagen des August schrieb dieser, er werde binnen kurzem auf das Gut kommen, um die Vermählung Feodorowna's mit dem Fürsten zu begehen, zu der nunmehr alles Nothwendige vorbereitet war. Die Hindernisse, die bis dahin obwalteten, hatten besonders in den Familienverhältnissen Ochalskoi's gelegen, der einem alten Familienvertrage zufolge der Bewilligung einiger Verwandten bedurfte, bevor er sich verheirathen konnte. Da das Interesse derselben zum Theil im Spiele war, indem sie aus eigennützigen Absichten eine Verbindung des Fürsten mit einer nähern Verwandtin gewünscht hätten, so hatte es einige Mühe gekostet, ihre Einsprüche zu beseitigen, und war nicht ohne Aufopferungen von seiten Ochalskoi's möglich gewesen. Jetzt war ihm ein dreitägiger Urlaub bewilligt, um seine Verbindung zu schließen, worauf seine junge Gattin sogleich mit ihrer Mutter über

Kaluga nach seinen Gütern in Asien abreisen sollte, damit sie ganz aus den unruhigen Gegenden des Kriegsschauplatzes entfernt würde. Es war dies gerade der Augenblick, in dem die große russische Armee sich aufs schleunigste nach Smolensk geworfen hatte, um nicht von dem französischen Kaiser umgangen zu werden. In der Nacht nach dem schon zum Theil angetretenen Rückzug derselben aus der Festung nach Moskau trafen Dolgorow und Ochalskoi auf dem Schlosse ein. Auf den folgenden Mittag war die Trauung durch Gregor angesetzt; die Feier der Brautnacht sollte nach Dolgorow's Willen noch im Schlosse begangen werden. Am nächsten Morgen aber wollten alsdann die Männer wieder auf ihren Posten zum Heere abgehen, während die Frauen über Jelnia und Kaluga ihre Reise nach Ochalskoi's Gütern antreten sollten.

So war denn also der schreckensvolle Augenblick gekommen, wo Feodorowna den finstern Kerker sich öffnen sah, in dem sie ihr Leben verseufzen sollte. Selbst der schöne Trost, daß sie mit diesem Opfer ein fremdes Glück gegründet habe, wurde machtlos bei der nahenden Wirklichkeit. Thränen hatte die Arme nicht mehr zu vergießen; nur mit einem kalten Grauen blickte sie in die Zukunft. Alles vereinte sich, um den Tag zu einem fürchterlichen für sie zu machen. In der Ferne der dumpfe Donner des Geschützes aus der belagerten Festung; wenn sie in das Fenster ihres Gemaches trat, noch immer lange wilde Züge von Reiterscharen, welche als die letzten Theile der zurückziehenden großen Armee, über die Felder neben der eine halbe Stunde von dem Schlosse vorüberführenden breiten Landstraße nach Moskau verbreitet, dahinzogen. Der Anblick dieser Horden von Tataren, Baschkiren und Kosacken, die aus fern von der europäischen Cultur entlegenen Landschaften stammten, wo sie ihren künftigen

Wohnsitz aufschlagen sollte, erfüllte sie mit einem düstern Grauen. „O warum habe ich schönere Länder, sanftere Sitten, edler gebildete Menschen kennen gelernt!“ seufzte sie bang auf. „Glücklich war ich auch dort nicht; nur kurze schöne Träume webten sich gleich einem schnell verschwindenden Farbenbogen auf den dunkeln Hintergrund meines Lebens! Aber ich träumte einst holdselig! Und nun! Du sanft schimmernder Leitstern auf meinem dunkeln Pfade, der du so schnell wieder in der tiefen Finsterniß verschwandest, du freundlich edle Gestalt, die mir einst eine so treue Hand gereicht, du Freund in bitterer Noth, dem mein Herz ewig gehören wird — o zürne nicht über den Verrath, den ich jetzt an dir übe! — Du bist der Lenker meines Lebens, sprach eine mächtige Ahnung, ein Gebot heiliger Dankbarkeit und Liebe in meinem Herzen; dir, rief ein hehres Wort göttlicher Bestimmung mir zu, dir ist mein Dasein geweiht! — Und doch war es eine Täuschung! Die Hand der Vorsehung, der ich vertraute, zerriß das Band; ein wilder Sturm verwehte die Bilder des schönen Traums, die Decke spurloser Nacht und Vergessenheit hüllt alles ein!“

Jetzt flossen wieder sanfte Thränen aus Feodorowna's Auge, weil sie der Tage gedachte, wo die holde Blume erster, einziger Liebe schüchtern die Knospe in ihrem jungfräulichen Herzen entfaltete. Ach, sie wurde grausam gebrochen, ehe sie erblühen konnte!

In gramvolles Sinnen verloren stand die unglückselige Braut am Fenster und blickte auf die öde Landschaft, welche von dem Getümmel des Kriegs durchzogen wurde, in den blaßgrauen Himmel, durch den sich die dampfenden Wolken der Schlacht wälzten, hinaus. Plötzlich wurde sie leise von einer Hand berührt. Es war Jeannette mit dem Brautkleide über dem Arm; Feodorowna schauderte zusammen und

seufzte aus erschöpfter Brust tief auf. Doch sprach sie keinen Laut der Klage aus; geduldig ließ sie sich schmücken wie ein Opfer, das zum Altar geführt wird.

Eben hatte Jeannette ihr den Kranz in die Locken gedrückt, als Ochalskoi eintrat, um sie zu begrüßen und hinüberzugeleiten in die Kirche, wo Gregor ihrer harrte. Wo die Nothwendigkeit eintrat, fand Feodorowna Heldenstärke in ihrer großen Seele. Ernst, schweigend, doch ohne zu wanken, schritt sie an Ochalskoi's Arme die breiten Stufen hinab. Im Saal empfingen sie ihre Aeltern und die versammelten Gäste. Es waren nur einige männliche Verwandten beider Familien, meist ältere Männer von höherm Range, und mehrere Generale, die als die Vorgesetzten Ochalskoi's geladen waren. Der Zug, das Brautpaar an der Spitze, bewegte sich nach der Kirche. Die Dorfbewohner waren zusammengeströmt und bildeten eine Gasse, durch die Feodorowna, mit wehmüthiger Freundlichkeit ringshin grüßend, dahinschritt. Man hatte Blumen auf den Pfad gestreut; sie konnten den dunkeln Abgrund nicht verhüllen, den die Braut unter ihnen sich öffnen sah. Ernst waren selbst die Gäste und das Volk, denn ein Hochzeitsfest, wo sich in den frommen Klang der Kirchenglocken der nahe Donner der Schlacht mischt, wo tausend blutende Opfer im Hintergrunde fallen, während die Worte des Friedens und des Segens ertönen, ist kein freudiges zu nennen! Gregor sprach tief bewegt, ernst, tröstend; alles horchte in feierlicher Stille. In wenigen Minuten waren die kirchlichen Gebräuche vollendet, und der Zug nahm seinen Weg nach dem Schlosse zurück, wo ein Mittagsmahl die Gäste versammelte.

Während des Mahles dauerte der Kanonendonner fort, ja er wuchs noch. Die Gräfin Dolgorow wurde ängstlich und meinte, ob es nicht besser sei, bald aufzubrechen.

„Wir sind hier in völliger Sicherheit", begann einer der Generale, die sich bei der Tafel befanden; „Smolensk ist der Schlüssel dieser Straße. Solange dieses Thor nicht gesprengt ist, kann der Feind nicht weiter vordringen. Und überdies decken uns gegen kleine Neckereien noch immer starke Schwärme von Kosacken, die das Ufer des Flusses auf und ab schwärmend bewachen."

„Ich wünschte doch", sprach Dolgorow mit finsterm Blicke, „daß man ernstere Anstalten zum Widerstande hier getroffen hätte, wiewol es mit meinen Familienplanen sehr übereinstimmt, daß es nicht geschehen ist. Denn ich hätte sonst schwerlich einen Tag gefunden, wo die Verheirathung meiner Tochter möglich gewesen wäre. Doch das Wohl des Vaterlandes steht mir höher, und diesem, glaube ich, wäre es angemessener gewesen, unter den vortheilhaften Umständen, die sich uns darboten, hier eine Schlacht anzunehmen. Ich kann mich, das gesteh' ich ganz offen, nicht mit den Ansichten des Feldmarschalls vereinigen, der immer nur im Rückzug sein Heil sucht."

„Gewiß keiner von uns", erwiderte der General entschieden. „Wäre Graf Barclay de Tolly ein geborener Russe, so würde er die Schmach unsers Vaterlandes auch nicht so geduldig ertragen. Doch hier, wo ich nur echte Russen beisammen sehe, kann ich wol im Vertrauen ein Wort sprechen. Ich glaube, es wird die längste Zeit so gewährt haben; man spricht davon, daß der Kaiser den dringenden Vorstellungen aller Stände und der höchsten Staatswürdenträger endlich nachgegeben und sich entschlossen habe, einem andern den Oberbefehl zu übergeben."

„Dem Fürsten Bagration?" fragte Dolgorow rasch.

„Ich sollte ihn noch nicht nennen", entgegnete der General; „doch ist es ein edler, würdiger Russe. Man ist bereits in

Unterhandlung mit ihm getreten. Einem Waffengefährten Suworow's wird es aufbehalten sein, Rußlands alten Ruhm zu erneuern."

„So ist es Fürst Kutusow und kein anderer", sprach Ochalskoi feurig. „Dem würdigen Greise, er werde unser Feldherr oder nicht, sei dieses Glas dargebracht!" Zugleich stand er auf und erhob das vor ihm stehende angefüllte Kelchglas; alle Männer folgten seinem Beispiele und stießen an.

„Möge unser Führer sein, wer er wolle", sprach Dolgorow mit lauter Stimme, „wir wollen unsern Trinkspruch so fassen, daß er immer einem Würdigen gelte: Dem Sohne Rußlands, der die Schmach des Vaterlandes blutig rächt!"

„Er lebe!" riefen die Männer und klangen mit den Gläsern an.

Die Gräfin Dolgorow stand auf; in ihrem Auge glänzte ein ungewohntes Feuer, die sonst so kalten Züge belebten sich. „So will auch ich alter vaterländischer Sitte gedenken", sprach sie, „und du, Feodorowna, folge meinem Beispiele." Bei diesen Worten nahm sie den Schleier von ihrem Haupte, zerriß ihn und vertheilte ihn an die ihr zunächstsitzenden Männer. Auch die Braut nahm den Schleier, unter dem sie bisher ihr duldendes Antlitz zu verhüllen gesucht hatte, vom Haupte. Ein jungfräuliches Erröthen überflog ihre Wange, als sie ihn zerriß und vertheilte. „Nehmen Sie, mein Gemahl", sprach sie mit versagender Stimme, „dies Andenken Ihrer zurückbleibenden Gattin mit in den Kampf; nehmen auch Sie es, würdige Helden meines Vaterlandes! Möge es Sie in ernster Stunde daran erinnern, daß Ihre Tapferkeit den edeln Beruf hat, Rußlands Töchtern das Heiligthum weiblicher Unverletzbarkeit zu erhalten, und daß Ihrer der gerührteste Dank harrt, wenn Sie, mit Lorbern

geschmückt, uns dereinst dieses Zeichen der Weihe zum Kampf, das Frauenhände Ihnen reichten, von edeln Tropfen vaterländischen Blutes verschönert zurückbringen."

Feodorowna senkte das schöne Auge auf den Boden, als sie die Worte zu dem alten Krieger sprach, der den Ehrenplatz zu ihrer Rechten eingenommen hatte. Dieser aber ergriff ihre Hand, küßte sie feurig und erwiderte: „Mit einem Angedenken aus solcher Hand geht man der Schlacht so freudig entgegen wie dem Hochzeitsfeste. Bald hoffe ich, schöne Fürstin, dieses Zeichen, mit echt russischem Blute geschmückt — denn darauf würde ich stolz sein — zurückbringen zu können, damit Ihr es, wie es die Sitte unsers Vaterlandes will, einlöset."

Ein höheres Roth färbte Feodorowna's Wange, denn die Erlaubniß, dreimal die frischen Lippen der Frau oder Jungfrau zu küssen, deren Weihezeichen man so gefärbt zurückbrachte, durfte dem tapfern Sohne des Vaterlandes, nach altem Herkommen, von keiner Tochter aus Rurik's Stamme verweigert werden. Ein Gebrauch, der, längst aus der Tagessitte verschwunden, doch noch in geschichtlicher Ueberlieferung aufbewahrt wurde und den man jetzt wieder ins Leben rief. Denn bei großen Wendepunkten ihres Schicksals pflegen die Völker sich ihrer alten Gebräuche, ihrer väterlichen Sitten, ihrer Helden, ihrer Geschichte lebendiger und dankbarer wieder zu erinnern; oft nicht ohne innern Vorwurf, daß sie so lange, gewissermaßen treulos gegen würdige Vorfahren, des heilig Ueberlieferten vergessen haben.

Der Abend brach an, als die Tafel aufgehoben wurde und die Gäste sich in die anstoßenden Zimmer vertheilten. Mit qualvoller Beängstigung sah Feodorowna die Stunde näher und näher rücken, in der sie, ihrem Gatten allein gegenüber, den letzten schauerlichen Kampf mit ihrem Herzen

zu bestehen haben würde. Da nahte sich ihr Jeannette, in einem Augenblicke, wo sie, getrennt von der Gesellschaft, im Nebenzimmer etwas an ihrer Kleidung ordnete, und berichtete ihr, Gregor sei auf ihrem Gemach und verlange dringend sie zu sprechen. Wie gern eilte Feodorowna, den Wunsch des so geliebten, würdigen Greises zu erfüllen! Ach, ihr ganzes Herz drängte sich zu ihm hin, denn von ihm allein hoffte sie Trost und Stärkung für die schwere Prüfung, der sie entgegenging. Sie fand ihn auf ihrem Zimmer; ernster als gewöhnlich war der Ausdruck seiner Züge.

„Meine Tochter", redete er sie an, „die Stunde ist gekommen, wo ich von wichtigen Dingen zu dir zu reden habe. Du bist nun unwiderruflich die Gattin des Fürsten Ochalskoi, denn der segnende Spruch der Weihe hat euch vereint. Der Tod allein kann dies Bündniß trennen."

„O mein theuerer Vater", unterbrach ihn Feodorowna, „ich weiß es; aber ich werde in meiner Pflicht nicht wanken. Ihm, dem mein Wort, wiewol mit widerstrebendem Herzen, mich zugesagt, werde ich treu und ergeben sein bis an das Ende meiner Tage. Ach, ich hoffe, es wird so fern nicht sein!" Ueberwältigt von Schmerz lehnte sie das müde Haupt gegen die Brust des greisen Mannes.

„Es ist nicht das, wovon ich sprechen will, liebe Tochter", entgegnete Gregor sanft, „denn der Kraft deiner Tugend bin ich sicher. Ich kam, dir ein Geheimniß zu offenbaren, das deine Pflegerin Ruschka, sterbend, in der letzten Beichte in mein Ohr niedergelegt, und das sie, sollte der Tod auch mich abrufen, diesen Papieren anvertraut hat. Ich hatte ihr bei meinem priesterlichen Eide gelobt, es dir erst dann zu entdecken, wenn deine Vermählung vollzogen sei. Es ist geschehen, jetzt darf ich meine Lippen öffnen. Du bist nicht die Tochter Dolgorow's, keine Eingeborene dieses Landes; Deutsch-

land ist dein Geburtsland, aber deine Aeltern sind längst dahingegangen. Graf Dolgorow nahm dich an Kindesstatt an, weil seine Gemahlin ihm keine Hoffnung gab, Vater zu werden. Dies sind die Bildnisse deiner Aeltern, die mir Ruschka übergeben." Mit diesen Worten übergab er Feodorowna einen Brief und ein geöffnetes Taschenbuch mit zwei Bildnissen, eine junge Frau und einen Offizier darstellend.

Mit starren, staunenden Blicken, bebend, fast regungslos stand Feodorowna vor Gregor und versuchte vergeblich zu sprechen; halb bewußtlos nahm sie, was ihr Gregor darreichte, und legte es auf den Tisch vor ihrem Sessel. Endlich brachte sie, indem sie die gefalteten Hände krampfhaft gegen die Brust drückte, wie mit einem Schrei der Angst die Worte hervor: „Nicht ihre Tochter! Und dennoch — o allmächtiger Gott!"

„Fasse dich, meine Tochter", erwiderte Gregor sanft, „wende dein Herz fromm zu Gott, der die Geschicke der Menschen wunderbar leitet. Ich habe dir das Wichtigste, das Nothwendigste entdeckt. Lies diese Papiere durch, und du wirst das Uebrige erfahren. Ich verlasse dich jetzt! Laß erst den gewaltigen Sturm sich beruhigen, der jetzt alle Wogen in deiner Brust emporschwellt. Wenn du allein bist, wirst du dich selbst wiederfinden. Bedarfst du dann meiner, so sende zu mir."

Mit diesen Worten verließ der Greis das Gemach; Feodorowna vermochte ihm nichts zu erwidern, mühsam schwankte sie einem Sessel zu und stützte das schwere, von dem unerwarteten Schlag betäubte Haupt in beide Hände. Es dauerte lange, ehe sie die Papiere, die ihr das Geheimniß ihres Lebens enthüllen sollten, zu entfalten vermochte. Die Bildnisse ihrer Aeltern lagen vor ihr; sie sah mit unverwandten Blicken darauf hin, doch die strömenden Thränen verdunkelten ihr Auge. Endlich löste sie die fünf Siegel des an

sie gerichteten Briefes und las, was Ruschka mit eigener, vor Alter zitternder Hand geschrieben.

„Mein theuerstes Kind!

„Solange ich lebe, band ein strenger, fürchterlich erpreßter Eid meine Zunge; bin ich dahin, so soll noch aus meinem Grabe meine Stimme erschallen, um Dir die Geheimnisse zu entdecken, die Deine Jugend umschwebt haben. Du bist nicht die Tochter Dolgorow's, noch der Gräfin. Wenige Tage warst Du alt, als sie Dich in Deutschland nach dem Tode Deiner Mutter an Kindesstatt annahmen. Der Graf war damals schon vier Jahre vermählt; er hatte die Hoffnung, Vater zu werden, aufgegeben. Die Leere einer kinderlosen Ehe, noch mehr aber die Lust, fremde Länder kennen zu lernen, hatte ihn bewogen, große Reisen zu unternehmen. Im Mai des Jahres 1793 befand er sich zu Pyrmont; hier lernte er Deine Mutter kennen, die als Witwe mit ihrem fünfjährigen braunlockigen Knaben, Namens Benno — Du warst noch nicht geboren — dahin gekommen war, um ihre zerrüttete Gesundheit herzustellen. Sie hieß Luise Waldheim; ihr Gatte war Offizier gewesen und in einem Duell erschossen worden. Dadurch plötzlich in eine mehr als beschränkte Lage gerathen, kränkelnd der Geburt eines zweiten Kindes entgegensehend, schön, sanft, erregte sie trotz ihrer tiefen Zurückgezogenheit doch bald die Aufmerksamkeit einiger reichern Badegäste. Die Gräfin Dolgorow, welche das mittlere Stockwerk des Hauses gemiethet hatte, in dem Deine Mutter ein kleines Zimmerchen bewohnte, machte ihr den Antrag, als Gesellschafterin zu ihr zu ziehen und dabei zugleich die Pflicht zu übernehmen, den Grafen und sie selbst in der deutschen Sprache zu unterrichten, welche beide damals aufs gründlichste zu lernen sich bemühten. Deine Mutter nahm den Antrag, der sie ihrer dringenden Noth entriß, an; drei

Monate später, als wir Pyrmont schon verlassen hatten und auf einer Reise nach der Schweiz und Italien begriffen waren, wurdest Du geboren. In einem einzeln stehenden Wirthshause unweit Freiburg, mitten im Schwarzwalde, hast Du das Licht der Welt erblickt. Der Graf wollte anfangs, als die Niederkunft Deiner Mutter herannahte, sie den redlichen Leuten daselbst übergeben, mich zurücklassen und die Reise mit der Gräfin allein fortsetzen, bis wir ihm nachfolgen könnten. Doch ein leichtes Unwohlsein der Gräfin selbst bestimmte ihn, unsere Einsamkeit zu theilen, bis Deine Mutter völlig genesen sei. Allein es geschah nicht; am elften Tage nach Deiner Geburt starb sie. Ich war ihre Pflegerin in den letzten Stunden ihres Lebens; sterbend empfahl sie mir die Sorge für ihre Kinder und übergab mir ihr ganzes kleines Vermächtniß für euch. Darunter war ihr eigener und ihres Gatten Trauring. Gleich nach der Bestattung bemerkte ich, daß der Graf mit einem wichtigen Plane umgehen mußte. Er schloß sich mehrmals mit der Gräfin ein und hatte lange, oft sehr heftige Unterredungen mit ihr, und häufig sprach er, wenn ich zugegen war, englisch, welches ich nicht verstand; nur bemerkte ich, daß Du der Gegenstand des Gesprächs sein mußtest, weil beide Dich oft mit seltsamer Aufmerksamkeit betrachteten. Einige Tage darauf verabschiedete der Graf die beiden deutschen Bedienten, die er bei sich hatte, unter dem Vorwande, daß er in Italien sich Eingeborene zu Dienern wählen wollte, gab ihnen Reisegeld und ließ sie in ihre Heimat zurückkehren. Endlich rief er mich eines Morgens zu sich und erklärte mir, er habe die Absicht, Dich als seine Tochter anzunehmen. Natürlich war ich sehr erfreut darüber, denn das Schicksal der beiden Kinder hatte mich sehr beunruhigt; allein meine Freude wurde zur tiefsten Betrübniß, als er mir erklärte, für den Bruder werde er auf andere

Weise sorgen, da es durchaus verschwiegen bleiben müßte, daß die Gräfin nicht die rechte Mutter des Kindes sei. «So sollen die Geschwister getrennt werden?» rief ich erschrocken und erstaunt aus. «Es wird kein Unglück für diejenigen sein, die einander niemals gekannt haben», entgegnete der Graf streng. Ich schwieg bestürzt. Er aber fuhr fort: «Du bist die einzige, die um das Geheimniß weiß; aber ich fordere von dir, daß du einen Eid auf die geweihte Hostie schwörst, es niemals zu entdecken. Weigerst du dich, so erinnere dich, daß du und deine Brüder Leibeigene sind und daß ich mit einem Worte euch wieder in den tiefsten Stand der Unterwürfigkeit zurückschleudern kann.» Diese Drohung war fürchterlich. Meine Brüder waren durch die Gunst des alten Grafen, des Vaters Deines Pflegevaters, zu wohlhabenden Kaufleuten in Moskau geworden. Aber der Stolz der russischen Großen, reiche Leibeigene zu besitzen, war Ursache, daß er ihnen, so wohl er ihnen sonst wollte, dennoch ihre Freibriefe nicht gegeben hatte. Ich wußte, welch ein schreckliches Los ihrer und meiner harrte, wenn ich den Eid verweigerte. Da überdies des Grafen Entschluß Dein Glück entschied, da ich bedachte, daß Du an einem Bruder, den Du niemals gekannt, nichts verlieren könntest, endlich da er mir auf mein Bitten versprach, für den Knaben großmüthige Sorge zu tragen, so entschloß ich mich, seinem Willen nachzugeben. Doch jetzt in der Stunde meines herannahenden Todes, wo ich Dich, mein liebstes Kind, fern von mir weiß, jetzt erst befällt es mich mit schwerer Gewissensangst, daß ich Dein treu liebendes Herz mit einer ewigen Lüge verwirren soll. Ich weiß, welche Ursachen den Grafen bestimmten, Dich für seine Tochter zu erklären. Die Gräfin konnte einen bedeutenden Theil ihrer Güter nur dann erben, wenn sie Mutter war. Es war nicht Liebe, es war Eigennutz, der beide

diesen Plan entwerfen ließ. Erst vor zwei Jahren, kurz vor seiner Abreise nach England, ist ihr diese Erbschaft zugefallen, die nur eben hinreichte, des Grafen, durch Hang zu einem seine Kräfte übersteigenden Aufwand zerrüttetes Vermögen herzustellen. Jetzt denkt er, durch Dich, deren Schönheit und Engelgüte jedes Herz gewinnen müßte, einen reichen Eidam zu gewinnen. Du bist in dem Stande der Vornehmen, der Reichen erzogen, Du hast die Vortheile einer freien Geburt gewonnen! O Liebe, sie sind unermeßlich! Erfährst Du das Geheimniß Deiner Geburt zu früh, so kannst Du sie verlieren. Darum soll es Dir erst mitgetheilt werden, wenn Dir, als Gattin eines freien Russen, für ewig die Rechte Deines Standes gesichert sind. Dem frommen Vater Gregor habe ich gebeichtet, was meine Seele drückte; ich vertraue es diesem Papier an, damit er es in der Sakristei aufbewahre, es vernichte, wenn Du unvermählt dahinstirbst, und es Dir übergebe, wenn niemand Dir das, was Du mit dem Verluste eines Bruders gewonnen, entreißen kann."

Feodorowna mußte das Blatt aus der Hand legen, da ihre Thränen sie hinderten weiter zu lesen. Doch trieb eine hastige Ungeduld, mehr und vor allem das Schicksal ihres Bruders zu erfahren, sie bald wieder aus ihrer Ermattung auf.

„Nachdem ich den Eid geleistet, den Dolgorow von mir gefordert, verließ ich sein Gemach. Der kleine fünfjährige Knabe, Dein Bruder, sprang mir fröhlich, aber leise entgegen und zeigte mit seinem Fingerchen auf die Wiege, um mir bemerklich zu machen, wie Du so ruhig schlummertest. Jetzt gedachte ich der beiden Ringe. Eine dunkle Ahnung, von der ich mir selbst nicht Rechenschaft zu geben wußte, trieb mich an, dem Knaben wenigstens dies eine Andenken zu sichern. Ich nahm schnell sein Sonntagskleidchen und

nähte den einen Ring im Gürtel desselben fest. Wohl mir, daß ich es gethan; denn wenige Minuten nachher trat der Graf ein und hieß mich den Knaben ankleiden, weil er mit ihm ausfahren wolle. Ein bedeutsamer Blick sagte mir, was er vorhabe. Ich vollzog den Befehl unter Thränen. Der Knabe begriff nicht, weshalb ich weinte, sondern freute sich nur auf die Spazierfahrt. Seine Ungeduld, ja sein Ungestüm — denn er war ebenso wild und heftig als gutherzig — konnte den Augenblick, wo er mit dem Grafen einsteigen sollte, gar nicht erwarten. «Mich drückt hier etwas», rief er unwillig, als ich ihm das Kleidchen zuknöpfte, und griff nach dem eingenähten Ringe. Besorgt, daß er selbst auf diese Art verrathen könne, was ich gethan, schnitt ich schnell mit der Schere eine eingenähte Falte in dem Röckchen auf, damit die Spannung nachließe. Hätte der Graf mein Geheimniß entdeckt, es würde mir übel gegangen sein. Doch ich konnte es nicht unterlassen. Zu meinem Erstaunen sah ich, daß der Reisewagen des Grafen mit Postpferden bespannt wurde. Einige Minuten später stieg er mit dem Kinde ein, und ich habe es seitdem niemals wiedergesehen. Was aus ihm geworden ist, weiß ich nicht, denn am nächsten Morgen fuhr ich, mit der Gräfin und Dir, dem, wie es hieß, vorangereisten Grafen nach. Nach drei Tagen trafen wir ihn erst in Köln wieder. Er schwieg, ich wagte nicht zu fragen. Von dort gingen wir nach Holland und dann nach England, weil die Zeitereignisse es gefährlich machten, nach Italien zu reisen. Nach drei Jahren erst kehrten wir nach Rußland zurück, und Du galtest nun für die Gräfin Feodorowna Dolgorow und wurdest als solche erzogen. Der Ring, den ich Dir, theuerstes Kind, bei meiner Abreise gab und dich so dringend bat, ihn ja nicht zu verlieren, sondern stets zu meinem Andenken zu tragen, ist der Trauring Deiner Mutter. Durch ihn kannst

Du dereinst vielleicht Deinen Bruder wiederfinden. Mehr weiß ich Dir nicht zu entdecken. Ich beschwöre Dich aber, bewahre diese Geheimnisse treu und entdecke sie auch nicht Deinen Pflegeältern, denn ich fürchte sie nehmen Rache an meinen noch lebenden Brüdern. Niemand als Du und der fromme Vater Gregor wissen darum, und ihm bindet das heilige Geheimniß der Beichte auf ewig die Lippen.

„Nun lebe wohl, mein holdes Kind. Vergib mir, was ich an Dir verbrochen, um der Liebe willen, die ich für Dich gehabt. Möge es Dir so glücklich auf dieser Erde ergehen, wie Du gut und schön bist, dann wirst Du nicht so viel Thränen vergießen, wirst nicht so viel angst- und kummervolle Nächte zubringen, als ich in meinem Leben verseufzt habe. Deine alte, treue, siebzigjährige Pflegerin

Ruschka.“

Zweites Kapitel.

Feodorowna war in der äußersten Wallung. Sie wußte in ihrer Beängstigung keinen Entschluß zu fassen. Bald wollte sie Gregor rufen, bald zu ihren Pflegeältern hinabstürzen, bald ihrem Gatten alles entdecken. Mit thränendunkeln Augen betrachtete sie die Bildnisse ihrer Aeltern. „O wie hold sind die Züge meiner Mutter, wie edel, feurig, männlich die meines Vaters!“ Der Anblick der geliebten, ungekannten Todten drang mit sanfter Rührung in ihre Seele. „O, ihr würdet euere Tochter wärmer geliebt haben!“ seufzte sie bebend; „jetzt weiß ich, warum ich geopfert wurde!“ Lange stand sie unschlüssig, von Schmerz und Bangigkeit der

Seele bewegt. Endlich schellte sie Jeannetten und hieß sie Gregor rufen. Er hatte im Vorsaal gewartet. „O mein Vater, mein Retter, was hab' ich zu thun?" rief sie ihm entgegen und rang die Hände; „was soll ich Unglückliche nun beginnen?"

Da fühlte sie Ruschka's Ring an ihrem Finger. „Dies ist das einzige Zeichen", sprach sie, „an dem ich meinen Bruder wiedererkennen kann. Ach, und ich war jüngst nahe daran, es unwiederbringlich zu verlieren! Doch Gott wachte über mir! Es geschah — o vergebt, ich wollte bei einer müßigen Erzählung verweilen, jetzt, wo die Secunden unschätzbar sind. Was rathet Ihr mir, mein Vater? Was soll ich thun? Ich bin nicht mehr des Grafen Dolgorow Tochter, ich bin ihm nicht mehr das Opfer meines Lebens schuldig."

„Du hast es gebracht", unterbrach sie Gregor sanft, aber mit heiligem Ernst, „du bist die Gattin des Fürsten Ochalskoi, das unauflösliche Sakrament der Kirche hat euch vereinigt, denn dieses Band vermag nichts zu trennen als der Tod."

„O himmlische Barmherzigkeit!" rief Feodorowna aus, „auch dann nicht, wenn es durch Trug und Lüge geschlossen ist?"

„Auch dann nicht, meine Tochter!"

„So mag ich seine Gattin heißen; aber niemals will ich es sein, bis mir der Bruder, den sie mir geraubt, zurückgegeben ist. O warum leuchtete das Licht der Wahrheit nicht einen einzigen Tag früher in das schwarze Gewebe des Trugs, ehe es die unauflöslichen Ketten um mich schlang! Gregor, Ihr konntet mich retten aus diesem Abgrunde des Jammers, aber Euere eherne Lippe schwieg!"

Erschöpft sank sie auf einen Sessel und ließ die Arme ermattet niedersinken. Gregor trat zu ihr und ergriff mit der Rechten sanft ihre Hand, während er mit der Linken

zum Himmel deutete. „Gelübde sind heilig, sind unverbrüchlich, meine Tochter. Der Herr segnet die, die ihm ihr Wort mit Treue halten. Dessen gedenke auch du, die du heute an heiliger Stätte ewige Treue, Liebe und Gehorsam gelobt hast. Und bedenke die Bitten der Sterbenden, bedenke, daß das Schicksal —"

„Wie?" rief Feodorowna heftig, „soll mich die Furcht von einer neuen Frevelthat dessen, der mir den Bruder raubte, zurückschrecken, meine heiligsten Rechte geltend zu machen? Ruschka fürchtet das Schicksal ihrer Brüder; soll ich darum dem meinigen auf ewig entsagen? Nein, hintreten werde ich vor den Grafen Dolgorow und ihn fragen: Wo ist mein Bruder? Nur seine Lippe vermag ihn mir zurückzugeben —"

„Theuere Tochter, du bist außer dir, du weißt nicht, was du thun willst", entgegnete Gregor besänftigend; „aber du mußt ruhiger werden und anders handeln. Wie, wenn Graf Dolgorow Ruschka's Bekenntnisse verleugnete? Und muß er es nicht, wenn er nicht die verderblichsten Folgen auf sein Haupt laden will? Oder wähnst du, der Muth zur Lüge werde dem fehlen, der den Muth zur That besaß? Welche Beweise hast du wider ihn? Wird sein Zeugniß nicht so viel gelten als das der Leibeigenen Ruschka? Hast du die heilige Taufe nicht als seine Tochter empfangen? Habe ich selbst dir nicht in dieser Kirche die Schläfe genetzt mit dem geweihten Wasser des Herrn? O meine Tochter, bezwinge jetzt dein überwallendes Herz, denn nur Leid auf Leid würdest du häufen! Den Haß des Vaters, der Mutter, des Gatten würdest du auf dich laden, Zwietracht und Verwirrung aussäen und durch sie doch selbst nicht Rath, nicht Trost gewinnen. Und könntest du der heiligen Gelübde vergessen, die du vor wenigen Stunden gethan? Ist es

dein Gatte, der dich getäuscht hat? Darfst du ihm Treue und Gehorsam versagen, weil andere gegen dich ein Unrecht übten? Und war dieses Unrecht nicht mit tausend Wohlthaten gegen dich verknüpft? Bist du nicht mit Sorgfalt und Liebe gepflegt worden? Waren deine Pfleger nicht gleich deinen Erzeugern? Nein, meine Tochter, weiche nicht ab von dem Pfade der Sanftmuth und Duldung, den der Herr dich gehen heißt. Bleibt dir noch eine Hoffnung, den Bruder wiederzufinden, so bleibt sie dir nur, wenn du jetzt schweigend das Geheimniß in der Tiefe deiner Brust begräbst. Und weißt du denn, ob du nicht das Verderben über sein eigenes Haupt heraufführst, wenn du forderst, daß er dir zurückgegeben werde? Ahnest du, wie fern oder wie nahe er dir ist? Höre die Worte deines alten treuen Vaters, gelobe es in seine väterliche Hand, daß du seinem Rath folgen willst, dann wird er dir, solange er noch auf Erden wandelt, mit getreuer Liebe zur Seite stehen. Und ruft ihn der Herr hinüber, so soll sein Gebet dir noch jenseits den Segen des Himmels erflehen."

Der Greis hielt Feodorowna's Hand in seiner Rechten. Ein krampfhaftes Zucken bebte durch ihre im heftigsten Kampfe streitende Brust. „Nun wohl denn, es sei", sprach sie endlich. „Auch das ist überwunden! Ich gelobe dir zu schweigen, Gregor. Aber", fuhr sie aufstehend, sich groß emporrichtend mit gen Himmel erhobener Rechten fort, „ich gelobe auch — und hier möge der Allmächtige meinen Eid vernehmen! — ich gelobe auch, von dieser Stunde an unabläßig nach meinem Bruder zu forschen, und wenn ich ihn finde, so soll keine Macht auf Erden mich zurückhalten, ihn an das Herz zu schließen und zu rufen: Ich bin deine Schwester! — Ich muß jetzt wieder hinabgehen; ich kann es, ich bin gefaßt. Verlaßt mich, mein Vater; aber seht mich

morgen noch einmal, bevor ich dieses Schloß vielleicht auf ewig verlasse."

Sie reichte ihm die Hand. Gregor legte segnend die Rechte auf ihr gebeugtes Haupt und schied dann in schweigender Rührung.

Feodorowna bedurfte noch einiger Augenblicke, um sich so weit zu sammeln, daß sie wieder in der Gesellschaft erscheinen könne; eben wollte sie das Gemach verlassen, als die Thür desselben sich öffnete und Ochalskoi eintrat. Erschreckt wich sie unwillkürlich einen Schritt zurück. Doch mit zuvorkommender Gewandtheit trat Ochalskoi ihr entgegen, küßte ihre Hand und sprach: „Habe ich Sie erschreckt, Liebe? Doch Sie werden es mir gewiß verzeihen, wenn meine Sehnsucht mich trieb, Sie aufzusuchen. Fast seit einer Stunde vermißt man Sie. Ich kann es nicht tadeln, daß Sie die Gesellschaft fliehen; aber Sie werden begreifen, daß mich dieselbe Neigung treibt. Feodorowna! Die glückseligste Stunde meines Lebens hat geschlagen! Ich schließe die Schönste, die Beste, die Liebenswürdigste ihres Geschlechts in meine Arme. Die Scheidewand der äußern Verhältnisse, die uns trennte, ist nun gefallen; werden auch Sie nun ganz mit Liebe die Meinige sein?"

Er hatte sie bei diesen Worten vertraut umfaßt und küßte ihr die bleichen Lippen und Wangen. Zitternd vermochte sie weder zu widerstreben noch auf seine zärtlichen Worte zu antworten; verstummend duldete sie die Liebkosungen, zu denen er berechtigt war.

„Wenn du willst, Feodorowna", fuhr er vertrauter fort, „so ist der Augenblick unserer Vereinigung da. Wir müssen die raschen Minuten unsers Glücks einer eisernen Zeit so flüchtig entreißen, daß es grausam wäre, sie nur um einen einzigen Augenblick zu verkürzen. Holde, Geliebte, vermöch-

test du das? Wir sind in dem vertrauten Heiligthum der Liebe, niemand wird uns mehr unterbrechen. Die Mutter selbst hieß mich dich aufsuchen. Die Gäste haben soeben das Schloß verlassen. Nur die Landleute und die Dienerschaft feiern jetzt noch auf ihre Weise bei Tanz und Spiel den Tag unsers Glücks — bereits habe ich auch Jeannetten hinabgesandt; oder bedürftest du noch etwas? Du Süßeste, es ist nur eine kurze Nacht, die wir dem strengen Schicksal rauben, das uns morgen schon wieder trennt! Nicht wahr, du heißest mich nicht wieder gehen?"

Die Beklemmung raubte der Unglücklichen die Sprache. Ochalskoi hielt ihr Schweigen für bräutliches Verschämen, ihr stummes Dulden für liebendes, nicht mehr widerstrebendes Hingeben, das krampfhafte Pochen ihrer Brust für die Wallung selig überdrängender Liebe.

Heftig preßte er seine brennenden Lippen auf ihre erbleichenden und schloß sie mit der Rechten fest an seine Brust, während er mit der Linken, wie im süßen Spiel und Dienst der Liebe, ihre reichen Flechten löste.

Mit schon weichenden Kräften suchte sich Feodorowna in betäubter Angst seiner Umarmung zu entwinden. Er hielt dies für ein Widerstreben der jungfräulichen Scheu, da die Kerzen noch auf ihrem Tische brannten.

„Ich verstehe dich, holdseliges Mädchen", flüsterte er, „und deine stumme Lippe ist süß beredt! Nur im heiligen Dunkel duftet die zarte Nachtblume der Liebe."

Mit einer raschen Bewegung löschte er die Kerzen und zog die halb Ohnmächtige zu sich in den Schos, indem er sich auf ihr Ruhebette niedersetzte.

„Das Brautgemach ist bereit, Feodorowna; umsonst ist dein scheues Widerstreben. Jetzt darf mir kein Sterblicher, kein Gott mehr das süße, heilige Recht rauben, diese holde

Rose zu brechen, für mich zu brechen! Fliehe, du schüchternes Reh, verbirg dich in die weiche seidene Hülle des Lagers, das uns beide umfangen soll, fliehe, aber ich folge dir; zwei Minuten und wir sind auf ewig vereint."

Hier ließ er die angstvoll sich Sträubende aus seinen umschlingenden Armen los. Sie wollte ihm entfliehen, aber sie wußte nicht mehr, was sie that; bebend schwankte sie der Thür des Brautgemachs zu, öffnete sie, aber mit einem lauten Schrei fuhr sie zurück und sank bewußtlos auf den Boden nieder.

Ochalskoi sprang, selbst erschreckt, hinzu, denn indem Feodorowna die Thür geöffnet hatte, sah er ihre Gestalt von dunkelrother Glut beleuchtet, und ein breiter blutiger Feuerschein fiel in das Zimmer.

„Tod und Hölle, was ist das?" rief er, als ihm der glühende Widerschein aus dem Nebengemach entgegendrang.

Es war das brennende Smolensk, dessen Flammen eben gewaltig durch die schwarze Decke des Rauchs brachen, die sie solange verhüllt hatte. Die Festung lag gerade den Fenstern des Brautgemachs gegenüber; die Vorhänge waren noch nicht herabgelassen.

Ochalskoi hob die ohnmächtige Feodorowna empor, hielt sie in seinen Armen und suchte sie zu beruhigen. „Fasse dich, Theuere! Es ist eine furchtbare Brautfackel, die uns leuchtet, aber doch soll sie unsern holden Bund nicht stören! Die Zeit wird kommen, wo wir die Fackeln der Rache schwingen!"

Feodorowna's Auge blieb geschlossen. Ochalskoi wußte nicht, ob er Hülfe rufen oder allein den Versuch machen solle, sie zu wecken. Der dunkelrothe Widerschein der Feuersbrunst verhüllte die Todesblässe der Ohnmächtigen. Sie schien wie vom Rosenschimmer des Abends bestrahlt. Ochalskoi's

Glut entzündete sich mächtiger an dem reizenden Anblicke. „Du wirst an meiner Brust erwachen, Süße", sprach er, halb zu ihr flüsternd, halb zu sich selbst, und verlor sich in dem Anblick ihrer Schönheit. „Ich thue, was ich darf", rief er stammelnd, faßte sie in seine Arme und trug sie auf das bräutliche Lager.

Mit bebender Hand löste er den Gürtel ihres Gewandes und öffnete die Busenschleifen, damit sie frei athmen sollte. „Feodorowna, erwache", rief er, indem er glühende Küsse auf die hervorwallende Brust drückte; „oder nein, bleib in dieser reizenden Ohnmacht, bis du in meiner Umarmung zu einem neuen Leben erwärmt bist!" In diesem Augenblicke fielen drei Schüsse ganz in der Nähe.

„Was war das?" rief Ochalskoi und sprang auf, indem er die Geliebte losließ. Er riß hastig das Fenster auf und blickte hinaus. Der Ruf verworrener Stimmen und gleich darauf eine unregelmäßige Salve von Gewehr- und Pistolenschüssen, die aber von einer bedeutenden Anzahl unsern Kämpfender herrühren mußte, drang durch die Stille der Nacht in sein Ohr. „Ueberfall! Verrath!" rief er wild. „Tod und Verderben, und in dieser Stunde!" Mit diesen Worten sprang er heftig nach der Thür und stürzte hinaus.

Im Schlosse herrschte schon ein unbeschreibliches Getümmel. Dienerschaft und Landleute waren zuerst durch den Ton der Sturmglocke, die die Feuersbrunst anzeigte, im Tanze gestört worden. Jetzt hatte man die krachenden Schüsse gehört und wähnte den Feind schon in den Mauern des Schlosses. Auf den Gängen und Treppen, in der Hausflur, in den Gemächern rannten Knechte und Mägde, Spielleute, Bauern und Landmädchen im verworrensten Getümmel durcheinander.

„Verrammelt die Thür!“ rief Dolgorow. „Die Brücke herauf! Sammelt euch auf dem Schloßhof. Unverzagt! Es kann nur ein blinder Lärm sein!“ Aber noch indem er durch diese Befehle vergeblich einige Besonnenheit und Ordnung herzustellen suchte, stürzte ein Landmann athemlos ins Schloßthor und rief: „Der Feind, der Feind! Sie überfallen uns! Flüchtet alle in den Wald!“

Das erschreckte Gesinde, die Landleute und alle Mädchen stürzten mit lautem Angstgeschrei und Wehklagen in den Hof und Garten, theils um sich zu verbergen, theils um zu flüchten. Andere drängten sich durch das Schloßthor, um ihre Häuser im Dorf zu erreichen. Das Aufziehen der Brücke wie das Sperren des Thores war dadurch gleich unmöglich.

Dolgorow hieb im heftigsten Zorn mit dem Säbel auf die Flüchtenden, die ihm nicht gehorchten, ein und erhöhte dadurch Schrecken und Verwirrung.

Jetzt sprengte ein Trupp flüchtender Kosacken am Thor vorüber und schrie: „Der Feind, der Feind! Flüchtet, zündet an!“

Getümmel und Verwirrung waren unbeschreiblich; keiner hörte den andern mehr.

„Es ist vergeblich, Widerstand zu leisten“, rief Ochalskoi, der sich indeß mit Säbel und Pistolen bewaffnet hatte; „lassen Sie uns nur die Frauen retten! Wir flüchten durch den Garten und erreichen so den Wald, der uns vollständige Sicherheit gewährt!“

„Wenigstens das Thor muß gesperrt werden“, schrie Dolgorow außer sich, „sonst hilft uns die schimpfliche Flucht nichts mehr.“

Jetzt fand sein Befehl Gehör, da eben der Eingang einen Augenblick frei wurde. Er selbst, Ochalskoi und drei

beherzte Diener rissen schnell die Ketten, mit denen die Thorflügel gegen die Mauer der Hausflur geschlossen waren, zurück, warfen die Pforte zu und schoben die eisernen Riegel vor.

Es war die höchste Zeit, denn in diesem Augenblicke sprengte Rasinski an der Spitze seiner Ulanen den Hügel heran, und kaum war das Thor geschlossen, so hörte man die donnernden Hufe ihrer Rosse auf der Zugbrücke.

Dolgorow und Ochalskoi flogen die Treppe hinan in das Brautgemach, um Feodorowna zu retten, während die Gräfin eiligst ihren Schmuck und das Nothwendigste zusammenraffte, dessen sie auf der Flucht bedurfte. Das Getümmel hatte die Ohnmächtige aus ihrer Betäubung erweckt. Mit Fassung — denn äußerer Schrecken übte wenig Gewalt über sie, die jetzt nichts mehr fürchtete — hatte sie bereits ihre Kleidung geordnet, ihre wichtigsten Besitzthümer — es waren nur Papiere und die Bildnisse der Aeltern — zu sich genommen. Rasch warf sie den Mantel über und eilte festen Schrittes an der Seite des Vaters und des Gemahls in den Saal hinab, wo man die Gräfin antraf. Als man die Hausflur erreichte, tobten die Anstürmenden so gewaltig gegen das Thor, daß man in jedem Augenblicke ihres Eindringens gewärtig sein mußte. Doch konnten die Flüchtenden nicht sogleich den Hofraum erreichen, denn eine große Anzahl von Dienern und Knechten, die ihre Besonnenheit wiedergewonnen hatten, schleppten eben Heu, Stroh und Reisig in großen Bündeln heran, um den Thorweg zu stopfen. „Wir wollen sie durch einen Feuerwall von uns trennen", rief Dolgorow und schoß ein Pistol in das trockene Stroh ab, daß es sogleich Feuer fing. „Nur mehr Stroh, Holz und Heu heran, daß der Rauch und Qualm die Hunde erstickc, wenn sie in das Schloß eindringen wollen!" rief

der erbitterte Russe, und die Diener tödteten im Eifer fast die Flamme durch das rasch aufgeworfene Brennmaterial. „So, recht, ihr Bursche“, rief der Graf, „zündet das ganze Schloß an; da wir es verlassen müssen, wollen wir es wenigstens dem Feinde nicht gönnen.“

Da er sah, daß sein Befehl erfüllt wurde, eilte er nun dem Garten zu, durch den Ochalskoi und die Frauen bereits flüchteten, um durch dessen Hinterpforte den Wald zu gewinnen. In wenigen Minuten hatten auch die zurückgebliebenen Diener die Herrschaft wieder erreicht, und als man sich umsah, stieg bereits eine schwarze, dichte Rauchsäule im Schloßhofe empor.

„Sie werden nicht lange im Schlosse hausen“, rief höhnisch jubelnd einer der Knechte, „denn in jedem Stalle brennt ein Bund Stroh. In zehn Minuten muß die Flamme hoch über die Schloßthürme zusammenschlagen. Sie soll uns, denke ich, auch ein Weilchen im Walde leuchten. Schade nur, daß wir die Pferde nicht mitnehmen konnten, aber dazu war nicht Zeit, vollends zum Satteln und Zäumen!“

„Schweigt jetzt“, gebot Dolgorow; „unsere Flucht sei so still als möglich.“ Leise, aber mit schnellen Schritten eilten die Fliehenden vorwärts.

Noch hatten sie nicht die Grenzmauer des Parks erreicht, als schon die rothe Flamme hell durch die Bäume des Gartens blitzte. Durch die kleine Hinterpforte gewann man das Feld und eilte auf einem schmalen Pfade dem nahen Walde zu. Eben hatte man den Saum desselben erreicht, als eine Reiterschar im gestreckten Galop um die Gartenmauer sprengte, um den Flüchtigen nachzusetzen. Vollen Laufes eilten diese dem Walde zu, doch die Reiter sprengten ihnen mit verhängten Zügeln nach, und noch ehe der sicher liegende Zufluchtsort erreicht war, pfiffen Pistolenkugeln durch

Luft, und gleich darauf schwirrten schon die blinkenden Säbel über den Häuptern der Fliehenden.

Indessen hatte Rasinski mittels zweier rasch herbeigeschaffter Baumstämme das Thor des Schlosses gesprengt. Sowie es sich öffnete, drang ihm ein erstickender, funkensprühender Qualm entgegen. Doch plötzlich fuhr der Sturmwind durch die ihm geöffnete Bahn und jagte die Flamme hineinwärts, gegen Hof und Garten zu, und das glimmende Heu, Stroh und Reisig wurde von dem heftigen Luftstrome mit fortgetrieben; so bedurfte es keines künstlichen Mittels, um die Bahn zu brechen. In zwei Minuten hatte der Sturm es schon gethan, sodaß nur noch etwas Rauch und Asche in dem Vordergebäude des Schlosses die Spuren des angelegten Feuers verrieth. Unverzüglich drang daher Rasinski mit seinen Scharen ein und rief: „Besetzt alle Eingänge! Laßt niemand hinaus. Boleslaw, du reitest links mit deiner Schwadron um die Schloßmauer, Jaromir rechts. Alle Gefangenen werden hierher gebracht. Niemand reite ins Dorf! Das Schloß ist der Sammelplatz für uns."

Somit sprang er vom Pferde und schritt hastig, von dem Boten, von Ludwig, Bernhard und mehreren Offizieren und Reitern begleitet, die Stiegen hinan, um das Innere des Schlosses zu durchsuchen. Leicht drang er durch die Reihe der Gemächer, in denen alle Thüren offen standen, alles die schleunigste Flucht der Bewohner verrieth. Unzufrieden verweilte er endlich in dem großen Saale, indem er verdrießlich rief: „Sollte es doch fehlgeschlagen sein? Ich fürchte, das brennende Smolensk hat uns um die Beute betrogen und die Hochzeitsgäste zu früh auseinander gejagt!"

Der Bote zuckte die Achseln und erwiderte: „Meine Schuld ist es nicht, Herr Oberst; ich hatte gut berichtet. Wäre die Festung nicht in Brand gerathen, so würden wir

im Schloß gewesen sein, ehe ein Mensch unsere Gegenwart geahnt hätte, und die Generale sowie sämmtliche andere hohe Personen wären unsere Gefangenen gewesen."

„Ihr habt Euern Lohn verdient", erwiderte Rasinski, „nehmt." Er warf ihm eine Börse mit Gold hin, die der Bote begierig einsteckte.

„Wenn wir jetzt nur etwas Infanterie und ein paar Kanonen hätten", sprach Rasinski gegen die Offiziere gewendet, „so würde ich mich keinen Augenblick besinnen, damit der Armee auf die Arrièregarde zu fallen und ihr durch einen unvermutheten Angriff wenigstens einen Schrecken einzujagen. Doch so ist es nicht gerathen, etwas weiter hinein ins Land zu unternehmen. Die Infanteriepatrouillen und der Pulk Kosacken, auf den wir an dem Dorfe stießen, muß doch Lärmen gemacht haben, und leicht dürfte eine überlegene Masse gegen uns anrücken, die uns bei dem einzigen schmalen Pfade des Rückzuges, den wir haben, höchst verderblich werden könnte. Ich bin also der Meinung, wir lassen zur Versammlung blasen, ziehen unsere detachirten Trupps wieder ein und gehen so still wieder über den Fluß, als wir gekommen sind."

Die Offiziere stimmten ein.

In kurzer Zeit kehrte Boleslaw, ohne auf etwas Merkwürdiges gestoßen zu sein, mit seinen Reitern zurück, bald darauf auch Jaromir. Der letzte brachte einige Gefangene von der Dienerschaft des Grafen mit. „Ich stieß", berichtete er, „hart am Wald auf Fliehende. Es waren die Bewohner und Diener des Schlosses und einige Frauen dabei. Wir sprengten schnell auf sie ein; ein Theil flüchtete, der andere leistete Widerstand. Beim Glanz der Flammen, die von dem Schloßhofe herüberschlugen, bemerkte ich einen Offizier, der ein junges Frauenzimmer auf seinen Armen in das dichte Gebüsch, wohin unsere Pferde nicht vordringen konn-

ten, zu tragen suchte. Rasch sprang ich ab, um ihn zu erreichen; als ich mich durch das Gehölz arbeitete und ihm nahe kam, setzte er die Dame auf den Boden und wandte sich mir entgegen. Ich rief ihm zu, sich zu ergeben, doch er schoß nach mir, fehlte aber. Sogleich erwiderte ich den Schuß: er stürzte nieder. Eben wollte ich zuspringen, als einige Russen sich zwischen ihn und mich warfen und mich zurückdrängten, sodaß ich fast von ihnen überwältigt worden wäre. Zum Glück erreichte ich noch eine freie Stelle, wo meine Leute mir rasch beispringen konnten. Sie arbeiteten mich los und wir machten drei Gefangene. Ihrer Aussage nach war der Getroffene der Fürst Ochalskoi, der sich heute mit der Tochter des Grafen Dolgorow, dem dieses Schloß gehört, vermählt haben soll."

„Wäre uns wenigstens der eine Fang geglückt", rief Rasinski unmuthig aus; „doch schelte ich dich nicht deshalb, Jaromir, denn du hast mehr als deine Pflicht gethan", setzte er wohlwollend hinzu. „Aber das Glück hat uns nicht genug begünstigt! Laßt uns jetzt wieder aufbrechen, damit uns das Schicksal nicht gar noch einen ärgern Streich spielt!"

Nachdem man sich überzeugt hatte, daß unter den Gefangenen kein einziger von Bedeutung war, entließ man sie unter der Drohung, sie niederzuschießen, wenn sie sich wieder ergreifen ließen. So suchte Rasinski es zu verhüten, daß man seinen Rückweg ausspürte, weil er in dem Augenblick, wo er über den Dniepr zurückging, durch einen Angriff in die mislichste Lage kommen konnte. Auch wollte er die Leute bei der absichtlich ausgesprengten Vermuthung lassen, daß er einen Rückhalt an einem starken Corps habe, welches in der Nacht über den Dniepr gegangen sei.

So setzte man sich denn wieder in Marsch, indem man die brennenden Ställe und Scheunen den Flammen überließ.

Erst als sie wieder über die Furt des Dniepr setzten und am Ufer desselben dahinzogen, bemerkte Rasinski, daß der alte Petrowski und Bliski, ein gewandter, tapferer Reiter, fehlten. Voll Besorgniß um sie sandte er Boleslaw mit einer kleinen Mannschaft zurück, um sie aufzusuchen. Zwei Stunden harrte er der Rückkehr desselben; endlich kam er, aber seine Bemühungen waren vergeblich gewesen. Die beiden wackern Kameraden schienen verloren.

„Sollten wir diese beiden Tapfern zum Opfer bringen müssen?“ rief Rasinski, und düstere Falten zogen sich um seine Stirn. „Freunde, laßt uns noch hoffen! Vielleicht sind sie nur versprengt und finden sich wieder zu uns. Wir müssen nun die Nacht schon vollends darangeben und wollen daher ganz langsam weiter ziehen und von Zeit zu Zeit Zeichen geben. Hier sind wir ja in Sicherheit.“

So geschah es; die treuen Kriegsgenossen gehorchten gern, denn das wahrscheinliche Los ihrer Kameraden erfüllte sie mit stummer Trauer.

Schmerz und Ingrimm mischten sich in ihrer Brust; still bewegte sich der Zug weiter am Ufer des Flusses dahin.

„Horch! Was war das?“ fragte Rasinski den neben ihm reitenden Boleslaw. „Rauscht es nicht im Fluß? Es war, als ob am andern Ufer jemand hineinspränge. — Halt!“ Sie lauschten mit scharfem Ohr.

„Wahrhaftig, es schwimmt jemand herüber“, sprach Boleslaw leise; „sollen wir anrufen?“

„Wart noch ein wenig, bis wir genauer sehen; man kann nicht wissen, was es ist, denn wir sind jetzt schon dicht an der Festung. — Es sind zwei Schwimmer!“

„Wer da? Halt! Antwort!“

„Gut Freund“, antwortete Petrowski, und alles

jauchzte auf vor Freude. Zwei Minuten später erreichten sie das Land.

„Nur keine Umarmung!“ rief Bliski, einige Kameraden drollig abwehrend; wir sind von oben bis unten voll Schlamm und Entengrütze. Brr! das Bad war frisch.“

„Woher kommt ihr zu Fuß? Redet, erzählt!“ fragte Rasinski, der ihnen entgegengesprengt war.

„Bliski war mein Retter!“ fing Petrowski an.

„Pah, laß mich erzählen“, unterbrach ihn der muntere Schwarzkopf Bliski. „Er stürzte, als wir nach dem Schloß zurückreiten wollten; drei russische Spitzbuben, die sich im Busch verkrochen hatten, sprangen daraus hervor und fielen über ihn her, um ihn zu plündern. Zum Glück sah ich's und fuhr unter sie. Doch einer schlug meinen Gaul mit einem Knittel über die Nase, daß er scheu auffuhr und mich in den Sand setzte. Desto besser, dachte ich, und war schnell auf den Füßen. Gegen zwei hielten die Schufte nicht aus; aber die Pferde waren ins Feld gelaufen. Wir wußten nicht, ob das Krüppelholz nicht noch voll ähnlicher Früchte stecke, und suchten daher das Schloß zu Fuß zu erreichen, in der Hoffnung, unsere Thiere würden wol den andern nachgelaufen sein. Doch da schnitt uns flüchtendes Gesindel aus dem Dorfe den Weg ab. Wir mußten in den Wald und kreuzten im Dunkel lange hin und her; die brennenden Dächer von Smolensk dienten uns jedoch zum Führer. Plötzlich stießen wir auf einen großen Weg, den ich gleich für die Straße nach Moskau erkannte, denn ich bin lange in Rußland gewesen und weiß hier Bescheid. Indem wir nun aus dem Gebüsch treten wollen, sieht Unteroffizier Petrowski zum Glück einen Trupp Reiter herankommen. Wir schnell unter das Birkengesträuch geduckt und keinen Laut von uns gegeben. Kaum waren die Reiter vorbei, so hörten wir das Rasseln von Kanonen, und gleich

darauf sahen wir Artillerie anrücken. Es waren gegen hundert Geschütze und Pulverwagen, auch anderes Fuhrwerk in Menge; dann kam Infanterie, in langen dichten Colonnen, dann wieder Cavalerie, kurz ein ganzes Armeecorps, das über eine Stunde lang an uns vorüberzog. Endlich wurde das Terrain frei, wir brachen hervor und sahen uns um; eine Zeit lang folgten wir der Straße, dann schlugen wir uns links und erreichten den Dniepr in fünf Minuten."

So voller Freude Rasinski auch war, seine Leute gerettet zu sehen, so erregte doch Bliski's Erzählung seine Aufmerksamkeit noch in einer andern Weise. Er schöpfte nämlich die fast zur Gewißheit gewordene Vermuthung, daß wenigstens ein Theil der Garnison, vielleicht aber sogar die ganze, aus der Festung abgezogen sei. Deshalb beschloß er, den Versuch zu machen, durch die Wasservorstadt, die der Cavalerie zugänglich war, in die Stadt einzudringen, um der erste zu sein, der den offenen, wenngleich jetzt gefahrlosen Vortheil benutzte. Er befahl daher, in größter Stille vorzurücken, und hielt sich fortwährend dicht am Flusse. So erreichte er die ersten Häuser, ohne nur auf eine Schildwache zu stoßen. Eben begann der Tag zu grauen, als er in die Gassen eintritt. Kein Laut, keine Spur verrieth, daß noch Bewohner in dem halb zerschossenen, halb brennenden Steinhaufen verweilten. Man erreichte eine Quergasse; voll Erstaunen sah Rasinski auch durch diese Reiter hereinkommen. Sie waren von dem Corps des Fürsten Poniatowski; man begrüßte einander in froher Ueberraschung und setzte den Weg auf verschiedenen Wegen fort. Rasinski ritt dicht an dem Hauptwalle hin. Da sah er im Halbdunkel einen Menschen behutsam umherschleichen. Er hielt ihn für einen Russen, und rief ihn in dieser Sprache an; doch derselbe antwortete nicht, sondern suchte zu entspringen. In der Hoffnung, daß der

Mensch Auskunft geben könne, ob die Festung noch besetzt sei, sprengte Rasinski ihm nach, und mit Hülfe einiger Ulanen hatte er ihn bald so erreicht und umringt, daß er nicht weiter flüchten konnte. „Vive l'empereur!“ rief der entschlossene Soldat und legte sein Gewehr auf Rasinski an. Jetzt erst erkannte dieser die französische Uniform und verständigte sich mit dem, den er für einen Feind gehalten hatte. Es war ein Unteroffizier vom Davoust'schen Corps, der den verwegenen Versuch gewagt hatte, allein über die Mauer in die Festung einzudringen. So wurde denn der Ruhm, den feindlichen Platz zuerst betreten zu haben, zum dritten mal zweifelhaft. Indessen die Hauptsache war erlangt, man befand sich darin; sehr bald überzeugte man sich auch, daß die Russen die Festung verlassen und sich nach Abbrechung der Brücken auf das andere Ufer gezogen hatten, wo sie wahrscheinlich den daselbst gelegenen Theil der Stadt noch besetzt hielten.

Der Tag begann zu leuchten; seine Strahlen fielen auf ein düsteres Schauspiel. Ringsum rauchende Trümmer, Haufen von Leichen, die halb blutend, halb verbrannt, meist entkleidet auf dem Boden lagen. Andere sah man ausgedörrt, schwarz vom Rauche und Brande, auf dem dampfenden Schutt; Theile des Körpers waren ganz vom Fleisch entblößt, weil die Flammen es weggezehrt hatten. Nur das nackte, verbrannte Gebein ragte noch hervor. Rasinski hatte das Regiment zurückgeführt, um die engen, durch eingestürztes Gebälk und Stein- und Aschenhaufen gesperrten Straßen nicht unnütz zu stopfen. Doch er selbst ritt, von Jaromir begleitet, wieder in die Festung zurück, um den Schauplatz der Verwüstung näher zu betrachten. „Ein trauriger Sieg“, sprach er zu Jaromir; „es scheint nicht der Mühe zu lohnen, so ungeheuere Kräfte an die Eroberung der russischen Steppen

zu setzen, in denen man statt der Dörfer und Städte bald nichts mehr finden wird als die Aschenhügel, unter denen sie begraben sind."

Selbst der fröhliche, lebensfrische, an die Gemälde des Kriegs gewöhnte Jüngling Jaromir war von einem stillen Grausen befallen, als er unter diesem dampfenden Chaos von Schutt und Leichen umherritt. „Freilich wol", entgegnete er auf Rasinski's Bemerkung; „und noch unbegreiflicher ist es mir, wie dieses verheerte Land die ungeheuern Massen der Völker nähren soll, die es überströmen. Ehe hier nicht aufs neue gesäet und geerntet ist, sollte man glauben, daß kein lebendes Wesen sein Dasein nur einige Tage fristen könnte."

„Der Wolf wird nach Polen und Preußen auswandern müssen", warf Rasinski, innerlich grauend über den halb scherzhaften Klang seiner Rede, hin, „weil er hier Hungers sterben müßte. — Horch! Musik!"

Es waren die französischen Garden, welche soeben mit klingendem Spiele in die Stadt einrückten. Der fröhliche Schall in dieser Stunde, in dieser Umgebung, glich dem furchtbarsten Hohne. Rasinski zog sein Pferd in eine Seitengasse zurück und ließ die Truppen an sich vorüberziehen. Die Spielleute bliesen die Marseiller Hymne, deren feurige Klänge sonst in jedem französischen Herzen die glühendste Begeisterung, in jedem Auge die Flammen des Muths entzündeten. Doch diesmal redete sie eine unverständliche Sprache zu den kampfgewohnten Scharen. Tiefer Ernst blickte aus ihren Zügen; starr hefteten sie das Auge auf die Verwüstung um sie her und zogen die schwarzen Brauen düster zusammen. Man entdeckte zwar keine Spur des Verzagens auf dem rauhen, sonnverbrannten, mit breiten Narben gezeichneten Antlitz dieser Krieger, doch auch kein Schimmer der Freude

leuchtete in ihren Blicken. Mit stolz gehobener, aber finster gefaltener Stirn schritten sie über Leichen, Gebeine und glühende Asche dahin; sie glichen einem heraufziehenden Gewitter in ihrer stummen eisernen Haltung.

Jetzt kam der Kaiser auf seinem arabischen Schimmel heran. Er warf die scharfen Blicke überall aufmerksam umher, ließ sich jedoch dadurch in seinem lebhaften Gespräch mit dem Grafen Lobau, der ihm zur Seite ritt, nicht stören.

„Der Kaiser sieht aus wie bei der Parade in Dresden", bemerkte Jaromir leise, doch mit dem Ausdruck des Erstaunens.

„Es ist in seiner Art", erwiderte Rasinski, „sich im Sturme und Sonnenscheine stets gleichzubleiben. Doch wir wollen folgen; ich bin gespannt, seine nächsten Anordnungen zu vernehmen. Sie können uns vielleicht recht lebhaft in Thätigkeit setzen."

Mit diesen Worten sprengte er, von Jaromir begleitet, über die rauchenden Trümmer und neben dem Gedränge der einrückenden Colonnen dahin, um sich dem Generalstabe anzuschließen, mit dem der Kaiser die Festung näher besichtigte.

Drittes Kapitel.

„Ich bin dieses Lebens doch fast überdrüßig", sprach Bernhard, indem er einen schweren Sack von der Schulter auf die Erde herabsenkte, wobei ihm Ludwig behülflich war. „Für mich hätte ich den weiten, gefahrvollen Weg in die Raubhöhle der Muschiks nicht unternommen; aber mein armer

abgemagerter Brauner mußte einmal etwas anderes fressen als unreifen Hafer und Gras."

„Du bist glücklich gewesen", entgegnete Ludwig, „wir haben soviel nicht gefunden. Alles ringsumher wüst und öde; die Dörfer verlassen, verbrannt. Ich sehe nicht, wie das enden soll!"

„Laß gut sein; es ist wahr, wir schiffen in das wüste Weltmeer hinaus, aber wir haben einen Columbus am Bord, dessen Compaß ihn noch lange leiten wird, wenn unser Auge schon längst keinen Stern am Himmel mehr sieht, dem wir folgen könnten. Aber hilf mir die Pferde füttern, ich mag die Thiere nicht warten lassen, bis Rasinski's Reitknecht kommt; sie werden Augen machen über das Gastmahl, das wir ihnen auftischen."

„Gern", entgegnete Ludwig. „Es ist gut", sprach Bernhard, indem er Hafer in die Futterbeutel schüttete und sie den hungerigen Thieren vorhing, „daß wir hier etwas abgesondert liegen und doch wenigstens eine alte Scheuer zum Stall haben bei diesem rauhen, regnichten Herbstwetter. Ständen wir auf freiem Felde, daß man meilenweit sehen könnte, was wir an Fourrage erbeutet haben, so würden wir mehr ungebetene Gäste bekommen, als Fliegen zu einem Napf süßer Milch heranschwärmen. Sieh, sieh, wie es den alten Burschen schmeckt! Ja, mein Braunerchen, solcher Hafer ist für dich ein Austernschmaus."

Indem beide das vergnügliche Geschäft, ihre Rosse zu pflegen, mit Eifer betrieben, trat unbemerkt Rasinski ein, der von einem Gange aus dem Hauptquartier, wohin er zur Parade gewesen war, zurückkehrte. „Was Tausend", sprach er, „ihr füttert ja so reich und prächtig wie im Marstall von St.-Cloud. Wo habt ihr denn diesen Schatz gefunden?"

„Ei, guten Abend", wandten sich die Angeredeten zu Rasinski um.

„Nicht wahr", fragte Bernhard, „das wird den Kleppern wohl behagen nach der langen Fastenzeit und Kräutercur? Ich hatte die Dragoner belauscht; sie schleppten einige Säcke Hafer dort drüben aus dem Walde heraus. Hm, dachte ich, da ist vielleicht noch mehr zu haben, schlich hin, folgte wie Däumling der Spur der verlorenen Körner und der breiten Stiefeln und kam bald an einen Flecken, der vor acht Tagen vielleicht ein Dutzend Häuser gehabt haben mag, jetzt aber nur noch ein Dutzend Feuerstellen aufweisen kann. Auf dem einen Herd waren aber die Flammen zu früh ausgegangen; das halbe Wrack stand noch da. Ich kletterte über Asche und Kohlen hinein und fand in einer finstern Ecke gerade noch diesen Sack mit Hafer, den die Dragoner entweder nicht gesehen, oder, weil sie ihn nicht fortbringen konnten, dort versteckt haben mußten."

„Du bist immer geschickt, Bernhard", sprach Rasinski freundlich, aber doch mit einem Ausdruck von Wehmuth im Gesicht, der beiden auffiel.

„Glücklich, nur leiblich glücklich", erwiderte Bernhard.

„Glück ist ein Geschick", fiel Ludwig ein.

„Ja, ein Geschick, das heißt ein Schicksal, aber keine Geschicklichkeit. Studire deine Muttersprache besser, Ludwig, das rathe ich dir an, denn du drückst dich sonst zu unbestimmt aus. Aber du hast ja Briefe", wendete er sich ablenkend zu Rasinski.

„Für Ludwig; und wichtige Nachrichten für uns alle. Morgen wird es zur Schlacht kommen."

„Wirklich?" rief Bernhard lebhaft.

„Endlich!" sprach Ludwig, meinte aber damit die Ankunft der seit vielen Wochen vergeblich erwarteten Briefe von

den Seinigen. Indem er sie öffnete, berührte Rasinski Bernhard's Schulter leise und gab ihm einen Wink mit den Augen in Beziehung auf Ludwig.

Bernhard verstand nicht, was dies bedeuten solle, schwieg aber und heftete nur aufmerksame Blicke auf Ludwig. Dieser las mit heftiger Bestürzung; er erblaßte, große Thränen rollten über seine Wangen; plötzlich ließ er die Linke mit dem Briefe sinken, bedeckte sich mit der Rechten die Augen und reichte sie dann, indem er einen schmerzlichen Seufzer ausstieß, als wolle er Trost und Stütze suchen, verlangend gegen Bernhard hinüber. Dieser ergriff sie mit Wärme, während zugleich Rasinski dem Erschütterten wehmüthig die Hand auf die Schulter legte und ihn gerührt anblickte.

„Meine Mutter — meine Mutter —, lies selbst —", mehr vermochte Ludwig nicht hervorzubringen und reichte Bernhard den Brief hinüber.

„Ich wußte das bereits", sprach Rasinski, indem er den Freund mit Wärme an seine Brust drückte; „wußte es durch meine Schwester, die mir den Brief im Einschlusse sendete. Aber du solltest es nicht von mir erfahren. Denn wer mag einen bittern Kelch mit sanfterer Hand reichen als eine Schwester?"

Bernhard las indessen mit einer Rührung, deren selbst seine starke Seele nicht Herr werden konnte:

„Mein geliebtester Bruder!

„Wie soll ich es beginnen, um mit der herben Trauerkunde, die ich Dir nicht ersparen kann, auch den Trost der Liebe in Dein Herz zu flößen? Der Liebe, die Dich in weiter Ferne kaum noch zu erreichen vermag! Ach Ludwig, unsere Mutter ist nicht mehr! Diesen Morgen entschlummerte sie in meinen Armen! Das alte Uebel ihrer kranken Brust, das ich

lange schon sorgend beobachtet, wuchs durch unselige Zufälle plötzlich so übermächtig heran, daß es die Keime des Lebens mit furchtbarer Schnelligkeit zerstörte. Doch waren die letzten Stunden sanft, und die Seele der treuesten Mutter weilte nur bei ihren Kindern. O, mein Bruder! In diesem tiefen Schmerze fühle ich noch den tiefern, Dich so fern und einsam zu wissen, hinausgetrieben in eine öde Weite, wo die Stimme Deiner Klage unter rauhem Kriegsgetöse verhallt. Sanft ist meine Trauer um die Dahingeschiedene; aber bang und schwer bedrängt fühlt sich mein Herz, wenn ich Deiner gedenke. O könnte ich zu Dir, könnte meine schwesterliche Hand Deine Wange liebkosen, wenn sie sich mit Thränen netzt! Du bist hinweggerissen von allen Gütern des Lebens, deren holdes Antlitz uns in dunkeln Tagen Trost zulächelt. Ausgetrieben aus der Heimat, geschleudert in eine öde Fremde, ist Deine Thätigkeit mehr eine Geisel als ein Stab für Dich. Du kannst Dich nicht freudig aufrichten in Deinem Berufe! O ich fühle, Ludwig, wie viel zermalmender der Schlag Dich treffen muß als mich. Mir entführte ein sanfter Genius die Dahingeschiedene aus meinen Armen; Dir reißt sie ein fürchterlicher Dämon von der blutenden Brust. Laß ja keine Sorge, keinen Kummer um meinetwillen Deinen Schmerz mehren. Daß ich um die Mutter weine, kannst Du Dir freilich nicht verhehlen; aber ich trauere nicht einsam; mütterliche Freundschaft und schwesterliche Liebe weilen mir zur Seite. Fürchte ja nicht, daß ich verlassen und allein stehe; denn eben weil die verlassene Jungfrau ganz hülflos ist, darum bietet ihr jeder die Hand, jeden rührt ihr Geschick und sie sieht sich — so erging es mir — mit freiwillig dargebotenen Gaben der schönsten Liebe überschüttet. Aber von dem Manne fordert man streng, er soll durch eigene Kraft bestehen; weil er selbst Rath und Hülfe kennt, geht jeder fremd an ihm vorüber, und so ist

er oft verlassener als wir selbst. Denn wer vermag sich allein zu erhalten in dieser Welt voller Stürme? — Ach, warum kann ich nicht nur die eine erste, bittere Stunde an Deiner Brust ruhen und Deine Thränen liebkosend trocknen? Gewiß, Du solltest minder leiden! Die warme Hand der Liebe würde die kalte des Schmerzes von Deiner Brust entfernen. Nur von Männern weiß ich Dich umgeben. Wird ihre rauhe Seele Deinen Schmerz so tief mitfühlen? Können sie Dich so sanft lieben wie mein Schwesterherz? Kannst Du Dich je zu ihnen so wenden wie zu mir? Doch, sie werden Dir ja theilnehmend und tröstend sein und Dich nicht verlassen in Deinem Schmerz, wie sie in andern rauhen Schicksalen Dir treulich zur Seite standen. Das hoffe ich zu Gott, der so gnädig ist, selbst in seiner Strenge — ach, und mein ganzes Herz soll es ihnen ewig danken.

„Lebe wohl, mein Bruder! Du, das Einzige, was mir auf dieser Erde noch bleibt! O mögen tausend gute Engel Dich auf deinem gefahrvollen Pfade umschweben! Wie ich es überstehen sollte, wenn auch Du — nein, nein, dahin läßt es der gütige Vater im Himmel nicht kommen, denn er weiß, wie viel wir zu tragen vermögen. Lebe wohl! Sein Segen, sein Trost ist mit Dir.

Deine Marie."

„Du hast einen mächtigen Schild vor dir, der dich decken wird morgen in der Schlacht", sprach Bernhard, nachdem er gelesen, mit so fester Stimme, als er vermochte; „umschwebten mich solche Schutzgeister, ich wollte in dem Krater des Hekla ruhig schlummern. Bruder Ludwig, wir sollen dich trösten? Tröste du uns, zu denen niemand ein solches Wort der Liebe spricht. Lies, lies", wandte er sich zu Rasinski und reichte ihm den Brief hinüber; „es ist das Evangelium unsers heutigen Tages."

„Ich sollte sie also nicht wiedersehen!" sprach Ludwig

mit unterdrückter Stimme und lehnte sein Haupt an Bernhard's Brust.

„Daß der Teufel uns auch noch bis morgen hinzerren will auf der Folterbank", rief Bernhard unwillig; „jetzt könnte ich die Schlacht brauchen, gleich! Tapfer? Tapfer werde ich nicht sein; ob mir aber jemals in meinem Leben etwas Gleichgültigeres begegnen kann als eine Batterie, die einen Niagarastrom von Kartätschen über mich ausspeit, das möchte ich schwerlich glauben. Kommt, laßt uns nach den Hütten hinübergehen, wo Jaromir und Boleslaw liegen; am Abend vor der Schlacht muß man sich doch auch einmal aussprechen. — Aber ist's denn Ernst?"

Bernhard hatte, solange er sprach, Ludwig's Hand nicht aus der seinigen gelassen und sie fast krampfhaft gedrückt. Die letzten Worte richtete er an Rasinski, der aus düsterm Sinnen auffuhr.

„Ernst? So gewiß als das herbe Schicksal, das unsern Freund getroffen." Er fuhr mit der Hand zweimal über die Stirn, als werde es ihm schwer, sich zu sammeln und zu besinnen. „Was wollte ich doch sagen? — Ja — Kutusow will morgen schlagen — es ist unbezweifelt. Der Kaiser hat schon das Schlachtfeld recognoscirt. Der Tag von gestern war nur das Vorspiel. Der siebente September ist bestimmt, um in die Jahrbücher der Geschichte eingeschrieben zu werden."

„Man wird ihn also roth im Kalender anstreichen; und blutig roth, denke ich", entgegnete Bernhard. „Mir gleich. Je mehr der Tod in Masse erntet, je kühler sehe ich zu. Was gibt es Gleichgültigeres als die summarischen Sterbelisten eines großen Reichs am Schlusse des Jahres? Und keine Schlacht, die erbittertste selbst, ist so mörderisch als ein einziges Jahr des ruhig fortlaufenden Zeitstroms. Was sage

ich? Ein Jahr? Ein Tag, eine Stunde, ein Augenblick, wenn wir den Blick über die nächste Scholle, auf der wir stehen, hinwegschweifen lassen! Ich weiß überhaupt nichts Alberneres, als auf den Tod oder auf Todesgefahr Gewicht zu legen; das Gefährlichste ist: geboren werden, denn damit fängt nicht nur die Lumperei des Sterbens, sondern sogar auch die des Lebens mit seinem Füllhorn von Drangsalen, Jammer, Elend, Schurkereien und Abgeschmacktheiten an. Aber kommt, Freunde! Die Pferde fressen, daß es eine Lust ist. Was sollen wir länger hier?"

Anders als seine Worte waren Bernhard's Handlungen. Denn mit Wärme schlang er den Arm um Ludwig und leitete ihn hinaus ins Freie.

„Ich folge euch sogleich", rief Rasinski den Gehenden nach.

„Nun, ein Eisbär bin ich gerade auch nicht", murmelte Bernhard, als sie allein waren; „aber meine Thränen habe ich nur für mich und für die, die ganz ich selbst sind."

Hier preßte er den Freund rauh an seine Brust und drückte einen langen Kuß auf seine Lippen. Ludwig fühlte Bernhard's warme Thränen und mit ihnen seine ganze Liebe, den vollen Trost seiner ausharrenden Treue.

Sie gingen zusammen eine kleine Anhöhe hinan, von der sie das mit Roß und Mann bedeckte Feld weit überschauen konnten. Schon hatte der Herbst das Laub gefärbt; die Birken streuten welke Blätter auf den Rasen, alles Grün war todt, fiel ins Graue; der Himmel hing farblos, bleiern über dem Gefilde, rauhe Windstöße fuhren von Zeit zu Zeit durch die feuchte, nebelige Luft.

„So sieht es jetzt in meiner Seele aus, lieber Bernhard", sprach Ludwig mit weichem Tone der Stimme, „so öde und freudlos, und doch so ungestüm bewegt wie ir

dieser todten, aber dennoch von wildem Verkehr erfüllten Landschaft."

„In der meinigen ist das eigentlich die Alltagsfarbe", erwiderte Bernhard; „nur selten blickt die Sonne, wie zu hohen Festtagen, ein wenig durch den grauen Dunsthimmel. Und selbst dann ist ihr Erscheinen, wie jedes zu flüchtige Glück, eher ein Schmerz als eine Freude. Es weckt nur die Sehnsucht unsers Herzens aus unserm dumpfen Schlummer. Traumgestalten nahen uns so; wir sind voller Liebe, wenn wir aber die Arme ausbreiten, sie zu empfangen, sind sie zerronnen. Ich meinestheils pflege alsdann noch gewöhnlich das Glück zu haben, mit den Knöcheln gegen die Wand zu stoßen, oder mir die Bettdecke ins Gesicht zu pressen statt der Geliebten. Du wirst vielleicht nicht böse, Ludwig; aber es verdrießt mich etwas und ich muß es dir sagen. Es hätte mir was bedeutet, wenn das Datum und die Stunde gestimmt hätten; indessen es ist nichts."

„Wie so, Lieber?"

„Als wir durch den Dniepr ritten, mußte ich, du weißt's ja, so lebhaft an deine Schwester denken, als ob sie neben uns hinschwebte. Wenn es die Todesstunde der Mutter gewesen wäre — ich bin ein Mann, ich weiß es, doch ich hänge einmal an dergleichen. Aber sie ist ja morgens und drei Tage früher hinübergegangen."

Ludwig lächelte wehmüthig, Bernhard neigte das Haupt; beide schwiegen einige Minuten und blickten in die Landschaft hinaus.

„Die gute Marie!" begann Ludwig wieder, „sie kümmert sich um meine Einsamkeit und steht doch selbst so ganz verlassen!"

„So muß es jedem scheinen, der nicht immer zunächst an sich denkt. Auch kommt eine sehr allgemeine Täuschung dazu.

Der Mensch kann niemals ganz aus seinen Empfindungen und in fremde hinein. Weil Marie dich so weit getrennt von ihr fühlen muß, so fühlt sie dich getrennt von allem; und du umgekehrt ebenso. Nichts ist uns natürlicher, als uns einen Bewohner Sibiriens oder des Feuerlandes als ganz verstoßen vom Erdkreise zu denken; denn nichts fällt uns weniger ein, als daß dem Kamtschadalen ein Einwohner von Paris ebenso entfernt, so an der äußersten Grenze der bewohnten Erde erscheinen muß, ja ebenso enterbt und verlassen von allen Wohlthaten der Natur, weil alles Dortige ganz außer dem Kreise seiner Vorstellungen und Wünsche liegt. Doch sieh, wie der Wind den Rauch der Wachtfeuer durch die Ebene weht; er drückt ihn ordentlich auf den Boden nieder. Die Luft athmet sich schwer. Denkst du mit Besorgniß an die Schlacht?"

„Nein, Bernhard", sprach Ludwig offen; „meine Seele ist so ganz anders beschäftigt. Vielleicht wenn wir mitten im Getümmel sind, daß mich's mit fortreißt. Ich habe mir's vormals als das größte Erlebniß gedacht, einer Schlacht beizuwohnen: hat mich das gefahrvolle unstete Treiben des Kriegs überhaupt, diese häufige Wiederholung des Vorspiels zu dem Hauptdrama, daran gewöhnt, oder ist es, weil meine Gedanken ganz verschieden beschäftigt sind; allein ich empfinde es jetzt fast nur als ein gleichgültiges Ereigniß, daß morgen sich das Geschick zweier Völker entscheiden soll, wiewol meine Vernunft mir das Gegentheil sagt."

„Lieber", begann Bernhard, „ich fragte nicht ohne Absicht danach, sonst hätte ich jetzt wol von andern Dingen mit dir gesprochen. Aber vergib mir, ich denke mit an Marien; der Schluß ihres Briefes — ich glaube zwar, daß ihre Bitten im Grunde soviel gelten als zehn Schutzheilige — dennoch — deinetwegen fürchte ich die Schlacht,

und es wäre mir, geradeheraus, lieb, wenn du nicht darein verwickelt würdest. Laß mich mit Rasinski sprechen."

„Nein!" entgegnete Ludwig sanft, aber fest. „Du weißt, daß kein innerer Beweggrund mich zum Kampfe treibt, daß meine Wünsche sich sogar mehr für die Sache des Gegners entscheiden, weil ihr Sieg unser Vaterland wenigstens von der Unterdrückung, die es in diesem Augenblicke duldet, befreien würde; allein dennoch widerstrebt etwas in mir deinem Vorschlage so entschieden, daß ich keinen Augenblick wanken kann. Zuerst bin ich ein Mann; ich müßte mich als solcher herabgesetzt fühlen, wenn ich in der Stunde der Gefahr mich selbst bedächte."

„Wahrlich, ich denke nur an Marien", rief Bernhard, „und weiß, daß du ein Opfer bringen würdest; aber ich weiß nicht, ob du es nicht solltest!"

„Nur für sie wünsche ich zu leben", entgegnete Ludwig, „und der Himmel ist mein Zeuge, daß ich, soll ich fallen, nur der einsam Zurückgebliebenen gedenke. Doch — nein — nein; der Scharfsinn meiner Gründe möchte besiegt werden können durch scharfsinnigere, aber nimmermehr das Gefühl in meiner Brust. Marie selbst würde sich meiner schämen; so wenig wie sie mir das Leben durch etwas Unwürdiges zu erhalten vermöchte, so wenig kann sie erwarten, daß ich es für sie thue. Nein, Bernhard, deine Liebe führt dich zu weit!"

„Du bist mit deinem wahren Muthe über diesen Schein des Verdachts erhaben; ich bin es auch und würde mich, falls ich eine Ursache in mir fände, von der Schlacht zurückzubleiben, keinen Augenblick bedenken."

„Auch ich nicht, wenn das Zurückbleiben selbst der Zweck meines Handelns wäre; nicht aber, wenn es das Mittel sein soll. Ueberdies vergiß nicht, daß der Stand, den wir wähl-

ten, eigentlich unser Leben beschützt; so wird es für uns eine verdoppelte Pflicht, das Heiligthum seiner Ehre unverletzt zu erhalten. Und dann, Bernhard, diesen einen Weg des Todes willst du versperren; was aber thust du mit den tausend andern, auf denen er zu uns dringen kann? Erfülle dich mit dem gläubigen Vertrauen, das Marie selbst empfindet! Sie fordert nicht, daß ich die Gefahr meiden soll, doch ihre heldenmüthige Seele vertraut darauf, daß eine höhere Macht mich beschirmen werde. Und würdest du denn mich und Rasinski und Jaromir und Boleslaw in die Schlacht ziehen sehen können und wohlgesichert aus der Ferne zuschauen, wie das Schwert des Todes über den Häuptern der Freunde schwebte? Bernhard, frage deine eigene Seele und gib dir selbst die Antwort."

„Recht hast du freilich; aber könnte ich das Unrechte für dich thun, ich thäte es dennoch. Wäre ich an Rasinski's Stelle, ich ließe dich heute unter einem Vorwande in Ketten und Banden zehn Tagemärsche zurück ins Gefängniß schicken."

„Du thätest es gewiß nicht", sprach Ludwig und lächelte gerührt.

„So laufe denn das Rad des Schicksals!" rief Bernhard und stampfte unwillig mit dem Fuße. „Es zermalme, wen es will! Das aber sage ich dir, es soll nicht Raum finden zwischen mir und dir hindurchzurollen! — — Kommen dort nicht Jaromir und Boleslaw herauf?"

Sie waren es. Rasinski hatte ihnen Ludwig's trübes Geschick erzählt; mitleidig kamen sie, um dem Freunde ihre Liebe zu zeigen. Der jugendliche, leicht bewegte Jaromir bezwang eine Thräne nicht; Boleslaw, durch eigenes stummes Dulden gehärteter, vermochte nur sanften Ernst zu zeigen.

Sie gingen zusammen den Hügel hinab, um sich an dem Wachtfeuer vor Rasinski's Hütte zu lagern, wohin dieser alle Offiziere des Regiments beschieden hatte, weil es seine Gewohnheit war, den Abend vor der Schlacht soviel als möglich in der nächsten Vertraulichkeit mit allen seinen Kameraden zu leben.

Die Sonne mußte hinab sein; seit Mittag schon war sie hinter dem grauen Gewölk verborgen. Die Nacht kam empfindlich kalt herauf, sodaß selbst das Feuer und die dichten Mäntel der Gelagerten die Schauer des Frostes nicht ganz abzuhalten vermochten. Der ganze Tag war in dumpfer Todesstille vergangen, gewissermaßen nach einer schweigenden Uebereinkunft zwischen den beiden furchtbaren, einander gegenüber gelagerten Heeren. Es schien, man wolle sich die kurze Ruhe gönnen, um am nächsten Morgen mit desto gestärktern Kräften den erbitterten Vertilgungskampf beginnen zu können. Diese schwer auf der Brust lastende, alle frischern Lebensregungen lähmende Lautlosigkeit wurde durch die Stimmung jedes einzelnen noch vermehrt; denn jeder ging natürlich dem gewaltigen Ereigniß mit ernster Brust entgegen. So wollte auch das Gespräch der im Kreise gelagerten Kameraden nicht lebhaft werden. Selbst wenn Ludwig und diejenigen, die ihm zunächststanden, nicht besondere Ursachen zu jenen schweigend in sich zurückkehrenden Betrachtungen gehabt hätten, so würde dennoch keine freie, kriegerisch sorglose Heiterkeit geherrscht haben. Die Zukunft rückte zu bedeutungsvoll heran; der Himmel war zu düster verhangen, seine Donner grollten zu unheimlich in der Ferne, um einen freien Schlag des Herzens zu gestatten. Vergeblich versuchte es Rasinski, bald durch einen Toast, bald durch die Erinnerung an ein früheres bedeutendes Erlebniß, bald durch Anregung schöner Hoffnungen, eine lebhaftere Bewegung in

die Freunde zu bringen; einen Augenblick entzündete sich der Antheil, aber nach wenigen Minuten war jeder wieder zu den Gedanken und Besorgnissen in seiner Brust zurückgekehrt.

Die Dämmerung graute schon, als ein plötzlicher Kanonenschuß aus dem feindlichen Lager her die äußere und innere Stille unterbrach. Man sprang auf, man forschte, fragte. In solchen Stunden, unter solchen Umständen ist ein Schuß fast immer das Zeichen eines wichtigen Ereignisses; jeder hielt ihn für eine Warnung, auf alles gefaßt zu sein. Allein diesmal war die Spannung auf etwas Wichtiges vergeblich gewesen; doch schon nach wenigen Minuten erfuhr man, daß dieser einzige Schuß verhängnißvoll und entscheidend für den ganzen Krieg hätte werden können. Denn er war auf eine Gruppe von Reitern geschehen, unter denen sich der Kaiser befand, welcher, von der Unruhe gefoltert, das russische Heer könne abermals durch stillen, nächtlichen Abzug seine Hoffnung auf eine Schlacht täuschen, sich auf das Pferd geworfen und die Dämmerung benutzt hatte, um die Stellung des Feindes noch einmal zu recognosciren. Zu seiner Freude hatte er aus den in schwarzen Zügen heranrückenden Reservecolonnen, die sich in der Ebene verbreiteten, aus den langen, von Moskau heranziehenden Reihen der Munitions- und Proviantwagen, aus der furchtbaren, noch immer mehr und mehr befestigten Verschanzungslinie auf den Anhöhen, die Gewißheit geschöpft, daß der Tag der Schlacht gekommen sei. Er trug nun kein Bedenken mehr, sie seinen Truppen zu verkünden. Eine halbe Stunde nach jenem einzelnen Schusse wurde die Proclamation an das Heer ertheilt; Rasinski erhielt sie durch einen Adjutanten. Er sammelte sogleich die Seinigen um sich her und las sie ihnen bei dem Glanz des roth aufflackernden Feuers mit ernster Stimme vor.

„Soldaten! Der Tag der Schlacht, den ihr so lange herbeigewünscht, ist da. Der Sieg steht bei euch; er ist uns nothwendig, er wird euch Ueberfluß, ein sicheres Winterlager, eine schnelle Rückkehr in die Heimat gewinnen. Zeigt euch wie zu Austerlitz, Friedland, Witepsk und Smolensk, daß euere späten Enkel noch mit Stolz von ihren Ahnen sagen können: Er focht in der gewaltigen Schlacht unter den Mauern von Moskau!"

Die kurzen, ernsten, gewichtigen Worte fielen mächtig in die Brust der Krieger. Ein edles Feuer flammte aus ihren Blicken, und als Rasinski den Säbel zog, ihn mit der Rechten hoch emporhob und laut ausrief: „Es lebe der Kaiser!" da donnerte der tausendfache Ruf der Begeisterung mächtig in die Luft, daß er weit durch die Nacht erscholl, und der Wind ihn hinübertrug in das Lager des Feindes.

Der kommende Tag forderte große Anstrengungen; Rasinski gebot daher seinen Kriegern, jetzt der Ruhe zu pflegen; damit der Morgen sie mit den frischesten Kräften fände. Den Führern schlug er jedoch, um die freiere Stimmung zu unterhalten, hauptsächlich aber um Ludwig zu zerstreuen, einen Gang durch das Lager der Garden nach dem kaiserlichen Gezelt vor, welches nicht fern von dem Bivouak der Cavalerie aufgeschlagen war. Man nahm den Vorschlag gern an.

Bald hatte man das große Viereck erreicht, welches die Garden beschützend um das Gezelt des Kaisers geschlossen hatten. Der Anblick dieser auserlesenen Krieger, wo man keine Stirn ohne Narbe, keine Brust ohne Orden sah, mußte eine männliche Seele mit kraftvollem Selbstgefühl durchdringen; sogar der wehmüthig gestimmte Ludwig richtete sich freier auf, als er durch die Reihen dieser Helden schritt. Noch lebendiger wurde Bernhard aufgeregt.

„Wahrlich, eine ganze Galerie von Genrebildern!“ rief er aus, indem er sich zu den Freunden wandte. „Zehn Jahre wollte ich hier sitzen und zeichnen. Und welch ein Studium von Köpfen und Trachten! Bemerkt einmal den Grenadier dort, der eben sein Gewehr putzt. Mit welchem Ernst er die Waffe prüft und betrachtet; in jedem Zug sieht man es, daß er sie wie ein Heiligthum in Ehren hält. Wie er den Schein der Flamme darauf spielen läßt und sich selbst in dem blanken Lauf spiegelt! Hm, der alte Knabe darf sich wol ansehen, und mir däucht, die breite Narbe, die ihm die Brauen über dem linken Auge spaltet, kann ihm gefallen. Jetzt ist er fertig; er thut einige Griffe, schlägt an. Sicher denkt er schon daran, wie er morgen mitten im dichtesten Pulverdampf seinen Feind aufs Korn nehmen und mit Augen betrachten wird, die noch durchbohrender scheinen als die Kugel im Lauf.“ Im Fortwandeln schweifte Bernhard's geübtes Malerauge über alle Gruppen zur Rechten und zur Linken hin, und wo er einen charakteristischen Kopf sah, machte er die ruhiger hinwandelnden Freunde in seiner scherzenden lebendigen Darstellungsweise darauf aufmerksam. Zugleich lag ihm dabei der dunkle Trieb in der Seele, die tief bekümmerte Brust Ludwig's aufzuheitern. „Seht dort drüben den bärtigen Sergeanten, der sich die blutende Stirn verbindet“, rief er. „Wie gleichgültig er dazu sieht! Freilich, sie ist der Narben gewohnt! Ich sehe da so einige breite, zackige Hieroglyphen, die vermuthlich ein Mameluckensäbel an den Pyramiden hineingezeichnet hat. Deine Stirn ist ein verteufeltes Stammbuch! Wer sich eingeschrieben hat, bleibt dir gewiß im Gedächtniß, schwerlich aber im freundschaftlichen. Der Kerl dort gefällt mir! Wahrhaftig er rasirt sich; glatt geschabt, wie zum Sonntagstanz vor der Barrière von Neuilly, oder in die lustigen Weinhäuser von St.-Denis, wo es so v'

schwarzäugige Grisetten gibt, will er morgen in die Schlacht gehen. Es ist ein Spartaner, die sich auch putzten und bekränzten für den Kampf. Ich glaube, dieser Grenadier sieht keinen großen Unterschied dazwischen, ob er mit seinem Mädchen eine Française aufführt, oder am Flügel des Regiments gegen eine Batterie marschirt. Musik gibt es bei beiden Festlichkeiten. Ich möchte wetten, er denkt morgen Abend in Moskau einzumarschiren, und putzt sich heute schon dazu auf, weil es morgen an Zeit fehlen möchte. Sein ganzes Gesicht ruft: «Vive la bagatelle!» und eine Schlacht, ein ganzer Feldzug zählt mit in der Reihe der Bagatellen. Trotzdem ist er nicht mehr jung; er sieht aus, als würde er von Marengo und Arcole zu erzählen wissen. Glück zu, guter Freund, ich wünsche dir, du mögest morgen noch so fröhlich sein wie heute, und bei deinem Abendessen die Carmagnole so gedankenlos trällern wie jetzt eben."

„Ich habe doch diese Krieger schon in einer ganz andern Stimmung gesehen", entgegnete Rasinski; „so bewegt das Lager dem erscheinen mag, der es in diesem Feldzug zuerst kennen lernt, so ganz anders sieht es der, welcher es seit langen Jahren kennt. Es ist Entschlossenheit, Fassung auf das Schlimmste, in den Gesichtern dieser Leute zu lesen; aber nicht jenes freudige Vertrauen, jene brennende Begierde nach Kampf und Sieg, die man sonst an Tagen vor der Schlacht aus ihrem Auge leuchten sah. Seht dort das Zelt des Kaisers. Was mag das Gedränge dahin für Ursache haben?"

Man sah die Krieger in großen Scharen zu dem Gezelt eilen und sich in einer schwarzen Masse um dasselbe versammeln. Die Zurückkehrenden sahen fröhlich aus und sprachen lebhaft miteinander. Ausrufungen des Erstaunens, der Freude drangen aus dem dichten Gewimmel hervor.

„Was gibt es dort?“ fragte Rasinski einen Grenadier, der aus dem dichtesten Haufen kam.

„Was es gibt, mein Colonel? Ah, etwas sehr Schönes, und Erfreuliches! Ein Kind, ein prächtiges Kind! Der Sohn des Kaisers! Ja, mein Oberst, es ist ein Bildchen wie von Schnee und Rosen! O, man ist auch Vater! Ich habe einen Sohn, der nur um acht Tage älter ist. Sein Bild kann ich freilich nicht nachkommen lassen, allein ich hab' es im Gedächtniß. Der Schelm sitzt mir hier (dabei deutete er auf die mit dem Orden der Ehrenlegion geschmückte Brust) so deutlich abgemalt, daß ich keines Bildes bedarf! Aber es ist doch schön, eins zu haben! Gehen Sie nur, mein Oberst, und sehen Sie selbst!“

Der vor Freude in Redseligkeit überfließende Soldat wurde durch den Strom fortgedrängt. Rasinski und seine Begleiter kämpften sich hinan. Das Gedränge war zu groß; sie konnten nur aus der Ferne, ohne die Züge zu unterscheiden, wahrnehmen, daß dicht an dem Zelt des Kaisers, unter der Obhut zweier bärtigen Grenadiere ein Gemälde — es war das des Königs von Rom — aufgestellt war, welches die Soldaten mit theilnehmender Neugier betrachteten.

„Es hat etwas sehr Rührendes für mich“, sprach Ludwig zu Bernhard, „daß mitten in dieser kriegerischen Zurüstung sich nicht nur der Feldherr, sondern auch der liebende Vater zeigt, und daß er seine Tapfern so an seiner Freude theilnehmen lassen will.“

„Ja, ja“, sprach Rasinski lächelnd, „er ist ein großer Kenner der Menschen. Durch nichts kann er seine schwarzbärtigen Helden mächtiger an das Glück der Heimat erinnern als durch eine solche Mahnung. Nun schlägt jedem das Herz nach dem Vaterlande, dem schönen Frankreich, wo

der seine Kinder, der seine junge Frau, die indessen vielleicht Mutter geworden ist, der sein munteres Liebchen zurückgelassen hat. Es gibt keinen andern Weg nach Paris als über Moskau, das wissen sie zu gut. Wie grimmige Löwen werden sie daher auf die einstürmen, die ihnen die Bahn sperren wollen!"

„Ich dächte", meinte Ludwig, „durch solche Erinnerungen müßte gerade das Herz des Soldaten schwer werden, er müßte den Krieg, der ihn von allem, was ihm theuer ist, trennt, hassen, müßte unwillig weiter vordringen."

„Gewiß", antwortete Rasinski; „nur nicht am Tage vor der Schlacht. Mühseligkeiten erträgt der Soldat schwer, Gefahren leicht; er wagt lieber, als er duldet. Die Zeit der Mühe ist jetzt vorüber, es kommt ein kurzer Augenblick der Gefahr; diesem geht er freudig entgegen; denn es ist mehr Hoffnung des Gewinns als Furcht des Verlustes dabei. Zeigt ihm nur einen sichern Preis des Sieges; wahrlich! ihn kümmert es nicht viel, ob er die Hölle stürmen muß, um ins Paradies zu kommen. Das aber muß ihm sicher sein. Seine Glaubensworte lauten: Sieg, Frieden, Heimkehr. Regt ihm daher nur die Sehnsucht zu der letzten mächtig an, so darf euch um den ersten nicht bange sein."

„Guten Abend, Graf", redete eine bekannte Stimme Rasinski an; es war Regnard. „Gut, daß wir uns heute noch sprechen", fuhr er fort, „morgen wird man nach manchem vergeblich fragen. Ich denke, die Schlacht wird den Anstalten dazu Ehre machen. Man marschirt nicht achthundert Lieues, um ein Vorpostengefecht zu liefern."

„Nun, bisjetzt ist es uns doch nicht viel anders ergangen", erwiderte Rasinski.

„Jede Frucht will reif werden, Graf. In Rußland erntet man später als bei uns. Gebt Acht, morgen haben die

Sensen etwas zu thun. Die Russen meinen es diesmal sehr ernstlich!"

„Weiß man das schon gewiß?"

„Es läßt sich nicht mehr daran zweifeln. Eben war ich dabei, als ein Ueberläufer seinen Bericht abstattete. Der alte Kutusow ist gewiß, daß wir morgen angreifen, und hat beschlossen, Stand zu halten wie eine Festung. Aber ernstlich, der Russe ist auf einen entscheidenden Kampf gefaßt, ist förmlich zum Tode geweiht. Ihr hörtet doch gegen den Nachmittag die seltsame Musik herüberschallen und habt die Bewegung im Lager beobachtet, als die Leute unter Waffen traten?"

„Freilich! Und was bedeutete sie?"

„Es war die Traurede zu der Hochzeit, die wir feiern sollen. Der alte Fürst hatte sich mit allen seinen Priestern und Archimandriten umgeben, die in ihren Prachtgewändern das Lager durchzogen. Sie trugen ein heiliges Bild, das sie aus Smolensk gerettet, durch die Reihen der Krieger. Der Russe betet es als wunderthätig und beschirmend an. Seine Kirche erfüllt ihn mit fanatischem Muthe. Seine Priester haben ihn nun zum Kampfe geweiht; wer fällt, dem ist die Seligkeit des Jenseits gewiß. Ihr kämpft morgen für den Altar euers Gottes, hat man ihnen zugerufen; ihr müßt euere heilige Stadt Moskau, die der Feind verheeren will, beschirmen, euere Weiber und Töchter vor Schmach und Sklaverei beschützen. So etwas wirkt; der gemeine Russe dürstet jetzt ordentlich nach dem Märtyrerthum, von unsern Kugeln zu fallen. Ich habe auch die Proclamation gelesen; man schmeichelt uns darin eben nicht, und ich versichere euch, es würde schwer halten, den Grimm eines Kettenhundes so giftig gegen uns zu reizen, als der alte Cyklop da drüben seine Eisbären gegen uns heranhetzt. Mir sieht die Sache

verteufelt ernsthaft aus, denn zum Scherz, das wißt ihr wohl, stört man den Soldaten nicht so auf, da dergleichen Stimmungen nicht sechs Wochen vorhalten, und man sich hüten muß, sie vergeblich zu erregen, weil dann die Wiederholung schlecht ausfällt. Darum sage ich euch, wir finden morgen den Feind noch auf dem alten Fleck; vielleicht noch übermorgen. Denn eine eherne Mauer rennt sich so leicht nicht um, und Fanatiker sind noch zäher als Eisen."

„Wie! Ihr zweifelt am Siege, Regnard?" rief Rasinski fast unwillig.

„Keineswegs! Aber er wird blutig werden. Ein zwanzig-, dreißigtausend Mann dürften wol morgen Abend die Erde hier düngen und so friedlich nebeneinander liegen, wie sie sich am Tage grimmig gepackt haben. Sollten wir darunter sein, Oberst, so laßt uns jetzt Abschied nehmen, denn ich muß zu meinem Corps zurück." Er reichte Rasinski die Hand dar, die dieser kameradschaftlich schüttelte. „Leben Sie wohl, meine Herren!" wandte er sich zu den übrigen. „Auf Wiedersehen; morgen Abend oder in Moskau; wir nehmen's indessen nicht übel, wenn auch einer oder der andere von uns gehindert wäre, Wort zu halten."

Mit diesen Worten verschwand er in der Menge. Kaum war er fort, als Petrowski sich eilig durchdrängte und Rasinski eine versiegelte Depesche übergab.

„Wir müssen zurück", sprach dieser, als er gelesen hatte. „Es werden noch in dieser Nacht veränderte Stellungen der Truppen genommen werden. Kommt denn, Freunde, es ist keine Zeit zu verlieren."

Sie erreichten ihr Lager wieder. Rasinski befahl die Feuer zu löschen, die Leute mußten unter die Waffen treten. Bald darauf brachte ein Adjutant, so schien es, den Befehl zum Aufsitzen, und das Regiment setzte sich in Marsch. Im

Reiten bemerkte man, daß im ganzen Lager der Franzosen die Feuer erloschen waren, oder doch nur spärlich und düster brannten. In dem russischen Lager dagegen flammten sie hoch auf und beschrieben einen weiten, düster glühenden Sternenkreis um den dunkeln Horizont.

Der Marsch war nur kurz; man hatte sich näher gegen das Centrum der Armee gezogen.

Am Abhange einer Anhöhe, die hier breiter emporstieg, machte man halt; rechts war das Terrain mit Gebüsch bedeckt, das den Uebergang zu höherer Waldung bildete. Große Massen Cavalerie schienen hier versammelt zu werden. Gegen elf Uhr hatte man feste Stellung genommen. Rasinski ließ absitzen, doch blieben die Pferde gesattelt. Die Leute lagerten sich auf dem Boden. Stumme, gespannte Erwartung trieb das Herz in jeder Brust zu schnellern Schlägen an. Der Schlaf nahte sich nur scheu, doch endlich bezwang die körperliche Ermüdung die geistige Aufregung, und trotz der rauhen, kalten Herbstnacht sanken alle Krieger in tiefe Ruhe.

Sogar Ludwig; doch bange, wehmüthige Träume schreckten ihn oft wieder wach, und er sah dann die Wirklichkeit noch düsterer um sich her gestaltet als selbst seine Träume.

Viertes Kapitel.

Der große, furchtbare Morgen des Schlachttages brach an. Der Himmel war heiter; nur wenige Nebelstreifen lagen über den tiefgehöhlten Betten der Kalotscha und einiger andern Bäche, die das Schlachtfeld durchströmten. Ein frischer Morgenwind zertheilte die Dunstgebilde in wenigen Minuten,

jetzt hob die Sonne sich hinter den düstern, dunkelglühenden Gipfeln des Fichtenwaldes bei Utiza herauf und warf ihre Strahlen blendend über das Gefilde, wo die Massen des französischen Heeres, schon zur Schlacht geordnet, aufgestellt waren. Die langen Reihen der Bajonnete funkelten rothblitzend, die Adler strahlten, und in dem Harnisch der Kürassiere glühte das volle Bild der Sonne, sodaß es sich, zahllos aneinander gereiht, einer blutigen Schlange gleich durch die Flur ringelte.

„Das ist die Sonne von Austerlitz“, rief der Kaiser, der auf einer Anhöhe zur Linken der aufgestellten Cavalerie, neben einer vorgestern erstürmten Redoute hielt, und deutete mit den Fingern auf das glänzende Gestirn.

Rasinski war nebst mehreren andern Commandeuren den Hügel hinangesprengt, um das Schlachtfeld besser überblicken zu können; er hielt so nahe, daß er die Worte des Kaisers hören konnte. Die Generale, an welche sie gerichtet waren, erwiderten nichts.

Ludwig und Bernhard hielten, da sie Rasinski begleiteten, dicht hinter den Commandeuren. Auch sie hatten den lauten Ausruf des Kaisers gehört.

„Die Strahlen fallen uns zu blendend ins Auge“, sprach Bernhard leise zu Ludwig; „wir können den Feind nicht sehen, doch muß er uns desto deutlicher unterscheiden. Diese Sonne ist uns also wenigstens jetzt noch nicht günstig.“

Ludwig erwiderte nichts. Ringsher herrschte das tiefste Schweigen.

Jetzt sah man die Batterien, welche in der Nacht ihre Stellung zu entfernt von der befestigten Linie der Russen genommen hatten, vorrücken, um näher gelegene Höhen zu besetzen. Der Feind benutzte diesen günstigen Augenblick nicht. Es schien, als wolle er in diesem Kampfe, wo er

sich stets nur vertheidigt hatte, selbst auf dem erwählten Schlachtfelde nicht das erste Blut vergießen, sondern dem Angreifer auch jetzt noch Wahl und Muße lassen, von seinem Unternehmen abzustehen.

Da ertönt plötzlich von dem linken Flügel her der dumpfe Donner des Geschützes; man sieht Rauch und Staub bei dem Dorfe Borodino aufsteigen. Die heilige Stille ist gebrochen, der schwarze Wolkenschleier des Verhängnisses zerrissen, der Blitz flammt verheerend herab.

Mit zermalmender Wucht entrollt das eherne Rad den Händen des Geschickes; zertrümmere, wen es mag, keine Gewalt greift jetzt mehr hemmend in seine Speichen.

Die Befehle des Kaisers fliegen durch das Gefilde. Im Augenblick donnert es von allen Höhen, die eben noch gleich schlummernden Ungeheuern in dumpfer Schreckensstille ruhten. Rauch und Flammen brechen aus ihren Gipfeln hervor, die Erde bebt, die Lüfte zittern in dem furchtbaren Getöse. Ein hereinbrechender Höllenstrom wälzt sich, eine breite, schwarze Flut des Dampfes, wirbelnd über das Gefilde; kaum das Blutauge der Sonne dringt durch die wogenden Finsternisse hindurch.

Mit bang gepreßter Brust betrachteten Bernhard und Ludwig diese Entwickelung des den Gewohntesten erschütternden Schauspiels, welches für sie noch alle Schrecken der Neuheit und des Unbekannten mit sich führte. Doch fanden sie, wie jeder Bewußte und Gebildete, Fassung und Ruhe in dem Gefühle der Pflicht, der Männerwürde. Rasinski mochte ahnen, was in ihnen vorging. Er ritt zu ihnen heran und sprach: „Ihr habt euch mit mir eingeschifft, Freunde; jetzt stürmt und brandet die See. Ich wollte, ich wüßte ein sicheres Eiland, wo ich euch aussetzen könnte."

„Es wäre nur ein Zufluchtsort der Schande", entgeg-

nete Ludwig fest; „wir wollen froh sein, daß unsere männliche Gesinnung eine ernste Probe zu bestehen hat. Sie darf es nun, und dieser Gewinn ist nicht klein, um so leichter verschmähen, die Gefahr aufzusuchen, um sich vor sich selbst zu bewähren.“

Ueber die ganze Hügelebene verbreitete sich jetzt der Kampf. Unweit zur Rechten vor der Stelle, wo Rasinski hielt, doch außerhalb der Schußweite, lagen drei feindliche Redouten, welche den eisernen Tod aus unzähligen Schlünden auf die anrückenden Truppen entsendeten.

„Marschall Davoust wird viel Leute verlieren“, sprach Rasinski, als die Colonnen desselben sich in der Ebene entwickelten, um die furchtbaren Redouten zu stürmen.

Fest geschlossen, doch mit reißender Schnelligkeit drangen diese, durch die strenge Kriegszucht zu einem Körper, in dem nur eine Seele lebte, zusammengeschmiedeten Massen gegen den verschanzten Feind vor. Dreißig Geschütze begleiteten sie. Bald waren sie so in Staub und Dampf gehüllt, daß man nichts mehr von ihnen sah.

Mit Adlerblicken überflog Rasinski das Schlachtfeld. Auf dem rechten Flügel hatte auch Fürst Poniatowski bereits den Angriff begonnen; er debouchirte aus dem Walde, welcher seine Stellung gedeckt hatte, und drängte, so schien es, den linken Flügel des Feindes mit entschiedenem Uebergewicht, doch nur langsam zurück.

Aus dem feuerspeienden Vulkane, durch welchen Davoust und seine Scharen verschlungen zu sein schienen, sprengte jetzt ein Adjutant mit verhängtem Zügel heran. Er jagte gerade auf die Stelle zu, wo der Kaiser sich befand, der seinen Standpunkt um einige hundert Schritte weiter vorwärts genommen hatte, um einen deutlichern Ueberblick des Gefechts zu haben.

Man konnte nichts von der Meldung des Adjutanten vernehmen. Doch sah man ihn gleich darauf in Begleitung des Generals Rapp mit stürmender Eile wieder in das Schlachtgetümmel sprengen.

Um zu erfahren, wie der Kampf sich wende, ritt Rasinski an einen Transport verwundeter Offiziere heran, der soeben in der Nähe vorbeigebracht wurde.

„Nun, Kameraden? Wie steht's? Ihr seid die ersten Opfer?" fragte er.

„Wir werden aber nicht die letzten sein", antwortete ein Kapitän, der den Arm in der Binde trug; „die Batterien dort oben speien einen Hagel von Kartätschen aus. General Compans ist gefallen, der Marschall verwundet!"

„Marschall Davoust?"

„Freilich, wer sonst?"

„Das Gefecht ist also blutig?"

„Es wird leichter sein, die Uebrigbleibenden zu zählen als die Todten!"

„Ich danke Ihnen, Kamerad, und wünsche Ihnen gute Besserung"; mit diesen Worten ritt Rasinski zurück.

Die Schlacht hatte sich jetzt schon allgemeiner entsponnen. Eben rückte Marschall Ney mit seinen drei Divisionen vor.

Ein verwundeter General wurde aus dem Getümmel gebracht. Es war Rapp, den, als er kaum in das Gefecht gekommen war, eine Kartätschenkugel vom Pferde schmetterte. Die zweiundzwanzigste Wunde erhielt dieser unerschrockene Krieger an diesem Tage. Langsam trug man ihn gegen die Anhöhe hinauf, wo der Kaiser stand. Ney's Divisionen entwickelten sich jetzt im freien Gefilde; unter dem verheerenden Feuer des Feindes drangen sie kampflustig gegen die Höhe an. Es schien, als dürfte dadurch bald eine Entscheidung eintreten, der zufolge auch

die Cavalerie in Thätigkeit kommen würde; deshalb hielt sich Rasinski dicht am Regiment, um jeden Augenblick bereit zu sein.

Der König von Neapel sprengte heran. Seine Adjutanten flogen nach allen Seiten. Er nahm die leichte Cavalerie zusammen, um den Feind auf der Höhe anzugreifen. Rasinski erhielt Befehl, sich anzuschließen. Im langsamen Trabe setzte sich die Masse in Bewegung, um für den entscheidenden Augenblick näher zur Hand zu sein. Jetzt wirbelten die Trommeln der Infanterie zum Sturmschritt. Mit Blitzesschnelle sah man diese die Höhen hinanfliegen. Der Donner der Kanonen verdoppelte sich; die ganze Ebene war ein Meer von Rauch, Staub und Feuer. Man sah nicht wer fiel, nicht wer vordrang. Da verstummte plötzlich der Kanonendonner; ein lautes Jubelgeschrei theilte die Lüfte, die Redouten waren durch Ney's und Davoust's tapfere Scharen genommen.

Mit stürmender Gewalt rasselten jetzt die von dem ritterlichen Könige von Neapel geführten Reiterscharen durch das Schlachtfeld. Staub und Kies wurden hoch emporgeschleudert, der Boden dröhnte unter dem stampfenden Hufschlage, die Rosse schnaubten; das verworrene Getöse betäubte das Ohr. Bernhard warf einen Blick auf Ludwig, der ihm zur Seite ritt; dieser erwiderte ihn. So verständigten sich die Freunde im ernsten Augenblick; denn das gegenseitige Wort war nicht mehr zu vernehmen.

In wenigen Minuten war die Höhe erreicht. Die russischen Truppen, aus den Batterien verjagt, waren größtentheils auf dem Gefilde zerstreut und wurden leicht von der Cavalerie noch ferner geworfen. Da aber vernahm man plötzlich den erneuten Donner des Geschützes, und im Augenblick darauf brach ein Strom von Kugeln und Kar=

tätschen in die Reihen der Krieger ein. Zugleich sah man neue Corps in schwarzen Massen sich auf den Höhen des gerade vorgelegenen zerstörten Dorfes Semenowskoi entwickeln. Es war der Fürst Bagration, der, auf Kutusow's Befehl, mit diesen frischen Scharen heranrückte, um dem geworfenen Corps zu Hülfe zu eilen. Rings auf allen Höhen war Artillerie aufgefahren, und fast von allen Seiten zugleich schleuderte sie ihre verwüstenden Geschosse auf die Andringenden. Rasinski's Regiment schien der Zielpunkt gewesen zu sein, den sich unverabredetermaßen alle Batterien zugleich genommen hatten; denn es schlug eine solche Masse Kugeln und Kartätschen von der Fronte und halb von der Seite her hinein, daß in wenigen Augenblicken die entsetzlichste Verheerung und Verwirrung angerichtet war. Weite Lücken hatte das mörderische Geschoß gerissen; Pferde und Menschen stürzten übereinander hin; lautes Wehgeschrei der Verwundeten, halb Zerschmetterten theilte die Lüfte und zerriß das Ohr. Es war, als sei man in den Wirbel einer tobenden Windsbraut gerathen, so raste der Tod in den Reihen. Rasinski hielt den Säbel hoch empor und rief mit der Macht seiner Löwenstimme den Seinigen ein „Vorwärts!“ zu. Durch die Unerschrockenheit des Führers ermuthigt, drangen die schon stutzenden Reihen mit einem neuen, gewaltigen Anlauf vor. Doch in diesem Augenblick prasselte ihnen ein Kartätschenhagel entgegen, dessen Dichtigkeit fast die Luft verdüsterte. Ludwig's Pferd wurde getroffen, es bäumte sich hoch auf, that einen Bogensatz und schleuderte den Reiter weit von sich. Bernhard sah es, ein entsetzlicher Schmerz riß ihm in die Brust; doch es war an keine Hülfsleistung zu denken, denn der nachdrängende Strom trieb ihn mit unwiderstehlicher Macht vorwärts über die Gefallenen dahin. Aber schon hatte die versprengte russische Infanterie sich wieder gesammelt

und rückte in geschlossenen Gliedern heran. Von allen Seiten stürmte der Tod in die Reihen; bald zerrissen alle Bande des Gesetzes, der Ordnung. Die Führer verschwanden in Staub und Rauch, oder weil sie selbst gestürzt waren; kein Befehl wurde mehr gehört, der Schrecken gewann die Oberhand. Zwei Escadrons Dragoner, die weiter vorgedrungen waren, warfen sich, einem furchtbaren Kartätschenfeuer weichend, in der Flucht auf Rasinski's noch Stand haltende Leute. Durch diesen Stoß wurden auch sie theils in den zurückflutenden Strom mit hineingerissen, theils einzeln flüchtig auseinander gesprengt. In wenigen Minuten war die ganze Linie der Cavalerie aufgelöst und auf der Flucht.

Bernhard war durch einige wilde Sprünge seines verwundeten Pferdes aus den Reihen gerissen worden. Betäubt durch das entsetzliche Getümmel, in dem sein ungewohnter Blick kaum noch etwas unterschied, spähte er nur nach Rasinski, um dessen Los zu dem seinigen zu machen. Indem erblickte er heransprengende Kosacken, die ihn fast schon umringt hatten. Schnell will er sein Roß wenden; da sieht er den König von Neapel in Gefahr, umringt zu werden. Er sprengt ihm zu Hülfe; mit ihm zugleich dringen auch schon die Seinigen von allen Seiten heran, um den Feldherrn zu retten. Es gelingt! Murat schwingt seinen wehenden Reiherbusch als Signal der Versammlung. Sein Pferd wird durch eine Kugel zu Boden gestreckt. Er selbst aber ist unverletzt; entschlossen, rühmlich zu fallen oder zu siegen, wirft er sich in die Redoute; die wenigen, die noch um ihn versammelt sind, folgen ihm. Auch Bernhard, dem nach Ludwig's Fall nur noch der Tod willkommen ist, schwingt sich von seinem durch die Wunde unbrauchbaren Pferde, um das Los dieser Tapfern zu theilen. Jetzt brausen zwei feindliche, dicht geschlossene Küraſſierregimenter gleich einer eher-

nen Meeresbrandung über das Blachfeld gegen die Schanze heran. Schon glaubten die Bedrängten sich verloren, da erscheint der Marschall Ney an der Spitze der wieder gesammelten Infanterie zum zweiten mal auf dem Rande der Anhöhe. Die seitwärts auffahrende Artillerie öffnet mit ihren Feuerschlünden eine Bahn in der wandelnden Mauer der fest geschlossen anrückenden russischen Kürassiere; die Infanterie gibt eine Salve und dringt im stürmenden Anlauf mit gefälltem Bayonnet nach. Der Feind stutzt, wankt; seine Reihen sind gebrochen, durch furchtbares Feuer schwerer Artillerie gelichtet; einzelne weichen der Uebermacht des Schreckens, der Strom reißt auch die Kühnern mit fort, und bald bedeckt sich das ganze Gefilde mit Flüchtigen. Jubelnd dringen die Sieger von allen Seiten nach; jetzt erst, da sie den Sieg, die Ehre, den Feldherrn gerettet sehen, halten sie, athemlos, erschöpft von der ungeheuern Arbeit, ein, um Kräfte zu neuen Thaten zu sammeln.

Bernhard benutzte den ersten Moment, wo es möglich war, nach den Verwundeten auf der Anhöhe zu sehen, um Ludwig aufzusuchen. Man war schon damit beschäftigt, einige Generale und höhere Offiziere zurückzubringen, die auf dem blutig gedüngten Felde gefallen waren. Um die Masse der übrigen konnte sich noch niemand kümmern. Obgleich die äußerste Gefahr damit verknüpft war, wagte sich Bernhard doch auf das freigebliebene Terrain zwischen beiden Heeren hinein, wo die Leichen des Regiments liegen mußten. Ein entsetzlicher Anblick bot sich ihm dar, als er über das Feld der Verwüstung schritt. Nicht die Todten erfüllten ihn mit Grausen, die hülflos Verwundeten waren es, die jammernd um Rettung flehten, deren Elend er nicht zu mildern vermochte. Schaudernd, mit weggewendetem Gesichte floh er an ihnen vorüber. Sie streckten ihm die verstümmelten blu-

tenden Arme nach, sie riefen nach ihm mit herzzerschneidendem Laut. Unmöglich! Er mußte fort. Dieser entsetzensvolle Anblick mahnte ihn doppelt daran, daß der, welcher ihm der Theuerste auf Erden war, sich in gleicher hülfloser Lage des Jammers befinde. Leichen von Menschen und Pferden hemmten jeden seiner Schritte. Ein Unglücklicher, der in krampfhaften Zuckungen sich auf dem Boden wälzte, packte den Vorüberschreitenden und schlang die Arme wie eine gewaltige Fessel um seine Füße. „Helft mir! Rettet mich, daß ich nicht hier verschmachte!“ rief er stöhnend. Es war ein Deutscher! Bernhard vernahm vaterländische Laute! Sollte er den Landsmann, den Kameraden, der ihn flehend umschlang, der mit fürchterlich zerrissenem Leibe, dem die Eingeweide entstürzten, vor ihm winselte, zurückstoßen? Sollte er mit einem Fußtritt den Ueberrest des heiligen Lebens zermalmen? Und anders konnte er sich nicht aus den krampfhaft verschlungenen Armen befreien. Da rief er aus: „Ludwig, dir muß Gott helfen! Ich darf es nicht!“ Und mit stürzenden Thränen beugte er sich nieder zu dem Unglücklichen, um ihn auf seine Schultern zu nehmen und an den Ort der Rettung zu tragen. Doch schon löste sich der feste Knoten, mit dem der Verwundete ihn gefesselt hielt; kraftlos fielen ihm die Arme zurück, das mit brechenden Augen emporgehobene Antlitz sank auf den Boden nieder, der gewaltsam verzerrende Todeskrampf war vorüber, das Leben entflohen. Ein kalter Schauer rieselte über Bernhard's Nacken, er trat bebend zurück und drückte beide Hände vor die Augen. Da ruft ihn plötzlich von weitem eine Stimme an; sie trifft wie ein Laut des Himmels sein Ohr. Er blickt auf, es ist Ludwig zu Pferde, der heransprengt, um den Freund, den er verloren glaubte, aufzusuchen. Mit beflügeltem Lauf eilt er ihm entgegen, sie umschließen sich in heißer Umarmung, Thränen der

Freude entströmen ihren Augen! Doch gilt es kein Säumen. Der brausende Strom der Schlacht duldet nicht, daß man auf seinen Wogen müßig treibe und weile; er reißt alles mit sich fort. „Schwing dich auf!“ ruft ihm Ludwig zu, „daß wir schnell die Unserigen erreichen.“ Im Augenblicke sitzt Bernhard zu Pferde hinter Ludwig, und dieser jagt mit der theuern Beute zurück, wo Rasinski schon die Seinigen aufs neue sammelt und ordnet.

Mit Jubel eilen Jaromir und Boleslaw den Kommenden entgegen. „Ihr lebt? Ihr seid unversehrt?“ tönt die gegenseitige Begrüßung. Auch Rasinski sprengt voller Freude heran und empfängt die Geretteten, die man schon verloren glaubte. „Ein Pferd hierher!“ ruft er, und schnell ist eins von denen, die, ohne Reiter, aus natürlichem Instinct mitten aus dem Schlachtgetümmel ihre alten Reihen wieder gesucht haben, für Bernhard in Bereitschaft.

Einige Augenblicke der Ruhe sind den Erschöpften verstattet.

Bernhard erzählt, wie es ihm ergangen; Ludwig, daß er, als sein Pferd gestürzt war, sich, obwol von dem Schlage etwas betäubt, doch wohlbehalten wieder unter dem Roß hervorgewunden, schnell ein lediges Pferd aufgefangen und sich dann dem Regimente wieder angeschlossen habe, bis die plötzlich rückwärts flutenden Wogen auch ihn mit fortrissen. Als die Freunde sich sammeln, wiederfinden, fehlt Bernhard. Ohne ihn kein Leben! Mit verhängtem Zügel sprengt er auf das Schlachtfeld zurück, doch, noch ehe er die Stelle erreicht hat, wo die gefallenen Kameraden liegen müssen, sieht er Bernhard von weitem, erkennt ihn an der Uniform, ruft ihm zu und rettet den, der ihn retten wollte.

So mit neuen Banden der Liebe aneinander geflochten, wächst ihre Freundschaft mit den größern Schickungen mäch-

tig empor und läutert sich wie edles Gold in der Flamme der Prüfung.

Doch aufs neue reißt der Wirbel der Schlacht sie fort. Auf das Geheiß des Königs von Neapel sammeln sich die Cavalerieregimenter wieder, um den durch gewaltiges Artilleriefeuer erschütterten Feind vollends in die Flucht zu werfen. Rasinski stößt zu den tapfern Brigaden, welche Bruyères und Nansouty befehligen. Diese Massen brechen in den Feind ein und werfen ihn auf sein Centrum zurück; doch zahllose Todte, die Opfer des Sieges, bedecken das Schlachtfeld.

Der Saum der Höhen hinter dem Dorfe Semenowskoi ist noch immer mit furchtbaren Batterien bedeckt, die unaufhörlich ihren schwarzen Hagelschauer von Kartätschen in die Ebene hinabsenden. Der Sieg schwankt hin und her wie die Woge des gehobenen Meeres. Mit Leichen erkauft man jeden Schritt vorwärts, mit Leichen zeichnet sich die Bahn des Rückzugs. Endlich stürmt die Infanterie mit dem Aufwand der letzten Kräfte die steilen Höhen hinan, das Feuer des Feindes schweigt, es tritt ein neuer Augenblick der Ruhe ein.

Rasinski hielt mit seinem Regimente in der Vertiefung einer Schlucht, wo er, während die Infanterie das Gefecht auf ein der Cavalerie ungünstiges Terrain versetzt hatte, vor den Kugeln des Feindes gedeckt war. Ernst ritt er an den gelichteten Reihen hinunter und überschlug die Zahl derer, die er vermißte. Eine düstere Wolke trübte seine Stirn, als er nicht völlig mehr die Hälfte der Seinigen unversehrt von dem Geschosse des Todes sah. Ein volles Drittheil war unter den Todten, die übrigen verwundet. Und doch stand die Sonne erst im Mittag, und vielleicht war die blutigste Arbeit noch zu thun. Ein pfeilschnell heransprengender Adjutant Murat's brachte ihm den Befehl, sich gegen den linken

Flügel der Armee zu ziehen und mit seinem Regimente die in Massen vorrückende Artillerie zu decken. Zugleich ritt der Offizier mit ihm auf die nächste Höhe und bezeichnete ihm den Punkt genauer, wohin ihn der Befehl sandte. Die Schlacht war nun schon um ein Bedeutendes weiter gegen die Stellung des Feindes vorgerückt. Dieser zog seine Reserven heran, um mit ausdauernder Tapferkeit einen zweiten Act des furchtbaren Schauspiels zu beginnen. Zur Vereitelung seiner Absichten ließ der Kaiser jetzt die ganze ungeheuere Linie seiner Artillerie sich vorbewegen, um mit dieser furchtbaren Waffe schon von fernher die andringenden Colonnen zu erschüttern. Rasinski folgte drei schweren Batterien, die einen etwas vorgeschobenen Punkt einnahmen, wo sie leicht durch feindliche leichte Cavalerie überrascht werden konnten; er war bestimmt, sie für diesen Fall zu decken.

Das Schlachtgetöse, welches man bisher vernommen, glich nur einem fern heranziehenden Gewitter gegen die krachenden Donnerschläge, die jetzt aus dieser ehernen Wetterwolke hervorbrachen. Auf den jenseitigen Höhen waren die Russen in langen Colonnen aufgestellt. Die Kugeln schlugen mit fürchterlicher Sicherheit in die schwarzen Massen ein. Man sah, wie der Feind in ganzen Reihen stürzte; doch ordnete er sich mit kaltblütiger Ausdauer immer von neuem.

„Sie leisten einen zähen Widerstand", sprach Rasinski, der von der Stelle, wo er hielt, das ganze Schlachtfeld übersah. „Aber sie opfern sich vergeblich. Nicht dort sollten sie sich sammeln, sondern entweder weiter zurück, oder sie müßten rasch vorgehen. Diesen Fehler werden sie theuer bezahlen müssen."

Da für den Augenblick der Antheil des Regiments am Kampfe nur der eines Zuschauers war, gesellten sich Bernhard und Ludwig und die andern Freunde zu ihrem Führer.

„Sieh, sieh", rief Jaromir, „wie immer der blaue Himmel hinter der schwarzen Mauer sichtbar wird, wenn die Kugeln eine Bresche legen. Sie sind wahrhaft unsinnig, ihre besten Leute so zu opfern!"

„Aber wir versäumen auch die Zeit, fürcht' ich", entgegnete Rasinski. „Wenn jetzt die Garden vorgingen und die Vortheile, die wir mit dem Blute unserer Kameraden erkauft haben, wahrnähmen, so müßten wir das ganze Heer der Russen gegen seinen rechten Flügel werfen und zwischen die Moskwa und die Kalotscha einkeilen können. Ich sehe gar nicht, wie sie entrinnen wollten."

„Der König von Neapel, davon war ich Zeuge oben in der Redoute", entgegnete Bernhard, „hat schon zuvor zum Kaiser gesandt und um das Vorrücken der Garden gebeten."

„Auch Marschall Ney", sprach Boleslaw.

„Und er verweigerte sie?" fragte Rasinski.

„Muthmaßlich."

„Unbegreiflich! Unbegreiflich! Er ist zu weit vom Schlachtfelde entfernt; er sollte hier stehen, wo wir halten, so würde er den Angriff im Sturmschritt befehlen."

„Ich kann mir nicht denken", sprach Ludwig, „daß ein solcher Feldherr wie der Kaiser nicht wichtigere Gründe haben müßte, dieser Forderung nicht zu genügen, als die ihm angeben, welche das Begehr an ihn stellen."

„Was er einwenden mag, glaube ich zu sehen", antwortete Rasinski; „freilich ist man auf den beiden Flügeln noch nicht so weit wie im Centrum. Doch sieht man, daß auch Fürst Poniatowski vordringt, und der Vicekönig von Italien hat wenigstens noch nicht unglücklich gefochten. Aber ist das nicht Regnard, der dort herankommt?"

Er war es in der That. Mit verbundenem Kopf und

Arm ritt er langsam, von zweien seiner Leute begleitet, aus dem Gefecht zurück. Rasinski sprengte zu ihm heran.

„Nun, wie steht's, Freund!“ rief er ihm zu.

„Wie es steht? Mit mir verteufelt schlecht, wie Ihr seht. Doch habe ich meinen Sicherheitspaß, daß ich in dieser Schlacht nicht das Leben lasse. Ich bin unbedeutend verwundet, aber die Höllenarbeit und der Blutverlust haben mich so matt gemacht, daß ich mich nicht mehr zu Pferd halten kann. Und das Unglück, der Verdruß, diese Arglist des Teufels möchten mich rasend machen!“

„Was denn?“ fragte Rasinski erstaunt.

„Ihr fragt noch? Seht Ihr denn nicht, wie die Schlacht steht? Bersten möchte ich vor Grimm, daß der Kaiser nicht mehr der Kaiser, oder vielmehr, daß er nur der Kaiser und nicht mehr der Feldherr ist. Er soll krank sein, das Fieber schüttelt ihn, kein Mensch kann ihn begreifen. Der Sieg liegt vor ihm, und er, der sonst in eine Charybdis stürzte, um ihn beim Schopf zu fassen, trägt jetzt Bedenken, nur den Arm danach auszustrecken. Murat, Davoust und Ney haben ihn beschworen, ihnen die Garden zur Verstärkung zu schicken. Er hat es abgeschlagen. Nur auf der Höhe sollten sie sich zeigen, daß der Feind vor unserer Reserve besorgt sein müsse. Es ist, als ob ein Dämon der Hölle seine Gestalt angenommen hätte, um uns zu verderben!“

„Wir werden dennoch siegen!“

„Freilich! Aber ist es anders möglich mit solchen Truppen? Gehen sie nicht auf den Feind wie Wölfe in die Heerde? Meine Leute haben sich beim Angriff auf die Schanze in den Tod gestürzt, als gälte es einen Wettlauf nach den Preisen auf dem Cocagnemast in den Elyseischen Feldern. Mich wundert nur, daß sie nicht die Kugeln mit dem Bajonnet aus den Kanonen herauszuspießen versuchen.

während der Artillerist die Lunte aufs Zündloch hält. Beim Teufel, ich weiß, was fechten heißt, aber so wie heute habe ich die Franzosen noch nicht gekannt."

„Der Feind thut auch das Seinige!"

„Freilich! Er wehrt sich wie ein angeschossener Eber; doch gerade an solchem eisenstarren Gegner wird der Soldat zum Löwen. Lebt wohl, Freund! Ich muß mich ordentlich verbinden lassen, denn ich kann mich kaum noch im Sattel halten."

Er reichte ihm die Hand hinüber und ritt weiter.

Indessen hatte sich die Schlacht auf eine entsetzliche Weise erneuert. Jetzt war es der heldenmüthege Eugen, der die gewaltigste Arbeit vor sich hatte. Auf einer Anhöhe inmitten zwischen Borodino und Semenowskoi hatte der Feind seine Stellung durch eine furchtbare Redoute gedeckt, aus der vierundzwanzig Feuerschlünde unaufhörlich ihre Eisenmassen in die andringenden Regimenter schleuderten.

„Dort ist der Sieg!" rief Rasinski aus, als er den Punkt ins Auge faßte, gegen welchen jetzt beide Mächte alle ihre Massen heranführten.

„Diese Redoute ist das Palladium des russischen Reichs", rief er nochmals mit funkelndem Blicke. „Aber es muß das unsere werden. Jetzt wird der Kaiser zeigen, daß er noch der Feldherr von Marengo und Austerlitz ist."

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als er schon Befehl erhielt, wieder mit seinem Regimente zu der Masse der Cavalerie zu stoßen, die sich dem zum dritten male neu hergestellten linken Centrum des Feindes entgegenwerfen sollte. In einer Thalvertiefung, wo ein kleiner Bach floß, wurden die Truppen unter dem Schutze des Terrains gesammelt. Zugleich sah man ungeheuere Colonnen Infanterie sich ent-

wickeln, die zum Sturm gegen die Redoute herangeführt werden sollten.

„Ich glaube, es ist leichter, den Sitz des Donnergottes zu stürmen als diese Höllenwerkstatt der Cyklopen“, sprach Bernhard zu Ludwig und deutete hinüber. Doch schon rückten die Colonnen in raschem Schritt mit gefälltem Gewehr heran. Da erscholl ein furchtbarer Donner. Es war eine Lage aus allen Geschützen der Redoute zugleich. Ein Hagel von Kartätschen prasselte den Truppen entgegen, als sollten sie mit einem schmetternden Schlage vernichtet werden. Der hoch aufgewirbelte Staub ließ nicht unterscheiden, was fiel und stand. Doch bald sah man die Adler wieder strahlend leuchten, und in neugeschlossenen Gliedern rückten die Stürmenden heran. Das eiserne Ungeheuer auf dem Hügel schien verstummt zu sein. Doch hatte es nur gelauert, um den Raub desto sicherer zu haben; denn als jetzt die Colonnen wieder zu einer dichtern Masse geschlossen waren, reckte es die blitzenden Zungen aus allen seinen vierundzwanzig Höllenrachen zugleich hervor, und das Erde und Himmel erschütternde Gebrüll krachte durch die Lüfte. Wie wenn der Sturmwind über ein Kornfeld rast und die Halme in breiter Fläche zu Boden drückt, so mähte jetzt die Sichel des Todes über die Stürmenden hin. Es schien, als sei die Hälfte mit einem Streich vernichtet. Der eiserne Strom, welcher über sie hinbrauste, gönnte ihnen kaum einen freien Athemzug. Mit unersättlichem Grimm sandte die Furie des Verderbens, in den düstern Mantel der dampfenden Gewölke gehüllt, ihre Blitze nieder und betäubte das Ohr mit schmetterndem Getöse. Das Entsetzen gewann die Uebermacht; die Reihen wankten, wichen, zersprengten sich in eiliger Flucht. Neue Heere wurden herangeführt und ersetzten die Zerschmetterten und Geflüchteten; aber ebenso unerschöpft ergoß sich die alles nieder-

reißende Flut der Kartätschen über das Feld. Leichen stürzten über Leichen, als wolle man einen Wall von Gefallenen um diesen Tod ausspeienden Krater thürmen.

An beide Seiten der Redoute, die wie ein uneinnehmbares Gibraltar allen Anstrengungen des verwegensten Muthes trotzte, lehnten sich die Flügel des russischen Heeres. Auch sie sandten den Tod in die Reihen der Angreifenden. Murat sendet zwei Cavalerieregimenter gegen diese Colonnen, um den Versuch zu machen, sie zu werfen und dann die Redoute in der Kehle anzugreifen und sie so zu nehmen. Allein kaum gelangen sie in den Bereich des feindlichen Feuers, so bricht der Tod verheerend in ihre Reihen ein; eine Kugel reißt ihren Führer, den tapfern Montbrun, nieder. Da sie ihn fallen sehen, stutzen sie, beginnen zu weichen. Doch schnell sprengt der General Caulaincourt heran, um Montbrun's Stelle zu ersetzen. „Freunde", ruft er, „nicht beweinen, rächen wollen wir den Gefallenen!"

Auf Befehl des Königs von Neapel setzt sich nunmehr die ganze versammelte Masse der Cavalerie in Bewegung. Zwei sächsische Kürassierregimenter bilden den linken Flügel; ein polnisches schließt sich ihnen an. Dann folgt Rasinski mit seinen Scharen, dann die übrige leichte Cavalerie.

Langsam rücken sie vor, bis sie in gleicher Höhe sind. Jetzt tönt das Commandowort, die Trompete schmettert, die eiserne Brandung wogt pfeilschnell über das Gefilde. Der Donner der Kanonen wird übertäubt von dem tobenden Stampfen und Brausen der Rosse, dem furchtbaren Schlachtruf der Krieger. Eine Staubwolke hüllt sie in Nacht, nur die Blitze der feindlichen Geschütze zeigen ihnen noch den Weg. Mann an Mann geschlossen rasseln sie dahin. Dieser ungeheuern Gewalt vermag nichts zu widerstehen. Jetzt fällt der Wurf, auf dem zwei Kaiserkronen stehen; er entscheidet die Schlacht,

die Herrschaft der Welt. Furchtbar brechen die anstürmenden Reiterscharen in die Linien des Feindes ein und werfen ihn mit siegender Gewalt zurück in die Ebene. Dieser Anblick entflammt den Muth der schon verzagenden Infanterie, welche gegen die Schanze hingeführt wird, aufs neue. Wie? Jenen sollte der Ruhm des Sieges allein bleiben? Und bräche der glühende Phlegethon dort aus den donnernden Schlünden hervor, kein Tapferer zagt, ihm die Männerbrust entgegenzuwerfen. Mit Wuthgeschrei drängen die Verwegenen vor. Die Eisenmassen stürzen in ihre Reihen und reißen Tausende hinweg. Vorwärts über die Leichen der Brüder! Die Adler fallen. Vorwärts! Die Führer sinken getroffen. Vorwärts, daß sie auf dem Felde des Sieges ihre Heldenseelen aushauchen! Und sie stürmen hinein mitten in die düstere, donnernde Wolke des Todes! Die Erde ist ein stürmendes Meer, ringsumher brüllt die See, der Abgrund des Verderbens gähnt tief auf. Noch einmal krachen die ehernen Höllenpforten und schleudern Flammen und Erz gegen die Anstürmenden. Ihre Reihen liegen gefällt! Doch „Sieg!“ rufen die Unversehrten und dringen vor.

Da wird es plötzlich still; der Donner verstummt. Der schwarze Vorhang des Rauches zerreißt und ein strahlender Glanz dringt den Tapfern blendend ins Auge. Wie? Ist das die Göttin des Sieges? Thürmt sich uns eine neue eherne Mauer entgegen? Nein, wir vernehmen Freundesruf, Siegesjubel!

Es sind die kühnen deutschen Scharen hoch zu Roß, die die Schanze genommen, den Sieg errungen haben, und stolz spiegelt sich die Sonne dieses Tages in dem Stahl ihrer funkelnden Harnische, die ein Herz von noch undurchdringlicherm Metall bedecken.

Fünftes Kapitel.

Die feindlichen Geschütze sind erbeutet, der Gegner geworfen. Doch bald nehmen ihn geordnete Scharen auf, und er scheint den Kampf nochmals erneuern zu wollen. Allein er erkennt, daß er weichen muß, aber er will nicht fliehen. Das grimmige Antlitz gegen die Schlacht gewendet, zieht er sich langsam zurück in neue, sichere Stellungen. Seine Hügel, seine Flüsse werden zu mächtigen Vertheidigern des Vaterlandes. Kein Regenbach, der nicht die steil ausgespülten Ufer den heimatlichen Söhnen zur Brustwehr darbietet, um sie gegen den nachdringenden Feind zu schirmen; kein Hügel, der sich nicht zur Feste gestaltet, um dem Verfolger aufs neue einen Damm entgegenzustellen, an dem er seine erschöpfte Kraft vollends zerschellen mag. So wurde es denn nicht die Aufgabe der leichten Reiterei, in die flüchtenden Scharen vollends Verwirrung und Verderben zu tragen; es folgte nach dem ernsten Spiel der Schlacht nicht das leichtere, dem Feinde reiche Beute abzunehmen, oder Scharen von Gefangenen im Triumphe einzuführen. Nur die ehernen Geschosse der Artillerie hefteten sich grimmig an die Fersen der langsam Weichenden und sandten ihnen den Tod nach, bis die heilige stille Nacht den Jammer und das Entsetzen dieses Tages schauerlich in ihren dunkeln Mantel verhüllte.

Um die nachrückenden Batterien gegen die feindliche Cavalerie zu decken, war Rasinski mit seinem Regimente bis zum Abend fortwährend im Gefecht gewesen. Jetzt, da die Nacht sich herabsenkte und auch dieser letzte Kampf ein Ende hatte, ritt er mit den Seinigen langsam über das Schlacht-

feld zurück, um sich die Bivouaksstätte aufzusuchen. Die tiefe Dämmerung ließ nichts mehr deutlich unterscheiden; der Himmel war mit dichten Wolken bezogen, ein kalter, feiner Regen, vom rauhen Herbstwinde gejagt, schlug den ermüdeten Kriegern ins Gesicht. Nach dem furchtbaren Getöse des Tages war eine tiefe, schauerliche Stille eingetreten. Nur in den bewegten Kronen der Wälder tönte ein hohles Sausen und Rauschen, und flatternde Raben, die schon ihre Beute witterten, krächzten über den Häuptern der Reiter. Wie die Natur ringsumher, so sah es in jeder Brust aus. Ein tiefes, düsteres Schweigen hielt die Lippe gefesselt. „Ist das das Gefühl eines Sieges?" dachte Ludwig und bebte innerlich zusammen. Sein Los erschien ihm in diesem Augenblicke wie ein schwerer düsterer Traum, aus dem er erwachen müsse. Staunend und bebend warf er einen Blick rückwärts auf die Bahn seines Lebens, die so plötzlich aus sanfter Ebene die steilsten Höhen hinangeklimmt war und an den dunkelsten Tiefen dahinleitete. Vor wenigen Monden, als der Lenz eben die Knospen der Bäume auf den italischen Fluren öffnete, wehte noch sanfte Ruhe, stille Heiterkeit in seiner Brust. Er sah das Leben ernst an, manche trübe Wolke zog an seinem Himmel vorüber; doch fühlte er sich in den nächsten beschränkten Verhältnissen glücklich und befriedigt. Damals baute er schöne Luftschlösser, von einer friedlichen, vom Geräusch der Welt abgesonderten Zukunft. Er dachte an Marien, an die Mutter, an ihre traute Häuslichkeit, an den Ernst der Wissenschaft und des Geschäfts, das seiner harrte; er fühlte sich glücklich als Sohn und Bruder. Selbst die wunderbaren Regungen seiner Brust, welche die holde, süßlockende Gestalt, der er am Fuße des St.-Bernhard begegnet war, erweckt hatte, führte nur ein Lächeln wehmüthiger Sehnsucht auf seine Lippen. Was er stets als

einen Traum, als eine flüchtig zerrinnende Erscheinung betrachtet hatte, das konnte keine tiefen Wurzeln des Grams in seine Seele treiben.

Er kannte nur den Kummer um das Los seines Vaterlandes, der freilich dunkle Schatten auf den Hintergrund seiner sonnigen Lebensflur warf, und jenen Schmerz, man möchte ihn oft auch ein Glück nennen, den das unbefriedigte, unbestimmte Drängen und Treiben erzeugt, welches in jeder jugendlichen Brust stürmt. Mit diesen Gefühlen stieg er den Hügel vor Duomo d'Ossola hinan; da erblickte er das geheimnißvolle Zeichen des grünen Schleiers — und von jenem Augenblicke an wurde die leise bewegte Flut seines Lebens in stürmischen Wellen gehoben, und die Woge verschlug ihn wild in die weiteste Ferne und Oede. Wenn er sich jetzt in der Tiefe des russischen Reichs, auf einem mit Leichen bedeckten, blutgedüngten Schlachtfelde erblickte, wenn er gedachte, daß die Mutter fern von ihm in der stillen Gruft schlummerte, die Schwester einsam und verlassen stehe, das Bild der Geliebten in das Meer einer ewigen Nacht versunken war, dann gab es Augenblicke, wo er mit krampfhaftem Schmerz ausrufen wollte: Erweckt mich, erweckt mich aus diesem fürchterlichen Traume! Da fühlte er, daß Bernhard, der still an seiner Seite ritt und den wie das Grab schweigenden Freund mitleidig betrachtete, seine lässig herabhängende Rechte mit warmer Liebe ergriff und drückte; und die verwirrenden, betäubenden Bilder des Schmerzes verließen sein Haupt, und eine sanftere Rührung senkte sich in seine Brust, wie wenn giftige Nebel bei dem Strahl einer milden Sonne als Thränentropfen des Thaues niedersinken.

„Du bist so ernst und verschlossen, Ludwig", redete der Freund ihn an; „du solltest das Auge heiter zum Himmel aufschlagen, da wir uns nach diesem blutigen Tage noch

lebend beieinander finden. Es darf uns ein Unterpfand sein, daß unser seltsames Geschick zu einem glücklichen, entscheidenden Ausgange führen wird. Ich bin nicht sonderlich fromm, wie man es gemeinhin zu verstehen pflegt, aber nach einem solchen Tage, wo die Donner Gottes ringsumher rollten und seine Blitze einschlugen, sehe ich doch etwas bewegter als gewöhnlich zu den kleinen Sternen da oben hinauf, wenngleich sie nur verstohlen durch das treibende Herbstgewölk blitzen."

„O Bernhard", erwiderte Ludwig, „wie hast du recht! Wenn ich dich neben mir sehe, lebend, frisch wie an diesem Morgen, dann wendet sich meine Seele wahrlich dankbar zu dem ewigen Vater. Doch ich fühle auch zugleich, wie namenlos tief der Abgrund der Schmerzen sein kann. Freund, ich fühle, was ich verlor, und bebe vor dem, was ich noch verlieren kann! Wenn nun der mörderische Tod, der nur so wenig von unsern Getreuen verschonte, auch die hinweggerafft hätte! O dann wäre mir besser, ich läge auch auf diesem dunkeln Felde!"

„Und Marie?" fiel Bernhard ein.

„Ihr müdes Haupt würde sich bald zu mir senken."

„Wohl, zu dir", betonte Bernhard mit einer schmerzlichen Heftigkeit, welche der Freund, durch die eigenen Bekümmernisse zu mächtig ergriffen, nicht bemerkte. Mir freilich, wollte er bitter hinzusetzen, würde kein Gedanke, kein Wunsch nachfolgen, wenn ich als eine gute Mahlzeit der Raben, die hier über uns schwirren und krächzen, auf diesem wüsten Schlachtfelde vermoderte. Doch er bannte, gewohnt sich streng zu beherrschen, die Gedanken von seinen Lippen in die Brust zurück und sagte mit fast gleichgültigem Tone: „Sprich nicht so frevelhaft, Ludwig. Freilich soll sie ihr Haupt bald zu dir neigen, aber eine von Freude ge-

röthete, von süßen Thränen genetzte, liebliche Wange gegen deine warme, lebensvolle Brust."

„Hoffst du das?"

„Gewiß, und gerade heute nach der Schlacht am meisten. Denn der Sieg ist auch der Friede, der Friede die Heimkehr, diese die Versöhnung mit allen noch grollenden Schicksalsmächten, wenn ich den französischen Schuften nicht zu viel Ehre anthue, ihre hämischen Kreuzspinnengewebe mit dem Gespinst der Parzen zu vergleichen."

Hier wurde ihr Gespräch dadurch unterbrochen, daß Bernhard's Pferd stolperte und auf die Knie niederfiel, sodaß er fast über den Kopf desselben hinabgestürzt wäre. „Was ist das?" rief er, es emporreißend. „Der Teufel, ich glaube es war ein Leichnam, über den ich gestürzt bin."

Bernhard hatte recht; denn eben waren die Zurückbleibenden auf den Theil des Schlachtfeldes gekommen, wo das russische Geschütz mächtig gewüthet hatte; bisher hatten sie nur die Stellen durchritten, wo die französische Artillerie den Feind Schritt vor Schritt verfolgte und ihm schwere Verluste beibrachte, während man selbst nur einzelne Opfer zu beklagen hatte.

„Wir sind jetzt auf der Höhe hinter Semenowskoi", sprach Rasinski; „hier müssen schon viele Todte liegen, gewiß auch noch viele Schwerverwundete. Reitet daher vorsichtig, damit wir die Qual der Hülflosen nicht vermehren."

Der menschliche Befehl war vergeblich. Denn bald wurde die Zahl der Leichname von Menschen und Pferden, die den Boden deckten, so groß, daß man fast auf jedem Schritt daran stieß.

„Wir wollen links hinab in die Schlucht hineinreiten", befahl Rasinski. „Dort hat der Tod nicht so wüthen können; wir erreichen unser Ziel zwar auf einem Umwege, aber doch

noch schneller als hier, wo wir auf jedem Schritte gehemmt sind.“

Solange sie noch auf der Höhe hinritten, blieb der Boden mit Leichnamen bedeckt.

„Es ist mir lieb, daß die Nacht den Anblick des Grauens verhüllt“, sprach Ludwig; „wenngleich die Phantasie mächtiger ist als die Wirklichkeit, so werden ihre Bilder doch nicht so gräßlich sein als die, welche der Tag hier enthüllen wird.“

Stumm ritt die kleine Schar durch das Leichenfeld hin. Oft glaubte man ein Aechzen, ein schweres Stöhnen zu vernehmen, doch der in den Bäumen des nahen Waldes rauschende Wind, das dumpfe Geräusch des Hufschlags, das Rasseln der Säbel, das Schnauben der schwerathmenden Pferde übertäubte diese einzelnen Laute des Jammers schnell wieder. Dennoch schnitten sie tief ins Herz.

Jeder athmete freier auf, als man die Schlucht erreichte, wo der Tod seine Opfer nicht so bloßgestellt gefunden hatte. Dem Lauf der Regenbäche folgend, die sich hier ihr tiefes Bett gewühlt hatten, kam man an dem Fuße des Hügels vorbei, auf dem die drei Redouten lagen, wo Rasinski mit seinem Regiment zuerst in den Kampf verwickelt worden war.

„Halt Front!“ commandirte er. Das Regiment, wenn man die wenigen Leute, die noch übrig waren, so nennen darf, stand jetzt mit der Fronte gegen die Anhöhe, wo es seine Tapfersten gelassen hatte.

„Dort oben“, sprach Rasinski mit bewegter, aber männlich kräftiger Stimme zu den Kriegern, „dort auf dem Hügel liegen unsere getreuen, tapfern Kameraden. Laßt uns ein stilles Gebet für sie sprechen.“

Mit diesen Worten nahm er seine polnische Czapka mit dem hohen wehenden Busch herab und neigte das entblößte

Haupt. Alle Krieger folgten ernst seinem Beispiel. Einige Minuten herrschte eine tiefe, heilige Stille. Dann richtete sich der Führer wieder empor, bedeckte sein Haupt und ritt im kurzen Galop die Fronte hinunter; in der Mitte, auf einem kleinen Hügel hielt er. „Rechts und links schwenkt zum Kreise!" gebot er. Es geschah. Als man etwa einen Halbkreis gebildet hatte, denn mehr ließ das Terrain nicht zu, gebot er halt und begann: „Kameraden! Der heutige Tag war blutig, aber ruhmvoll. Mehr als zwei Drittheile unserer Brüder fehlen in euern Reihen. Die Hälfte hat den Sieg mit dem Tode erkauft, die andern liegen an schweren Wunden danieder. Wir bejammern die Tapfern, die gefallen sind, aber ihr Los ist schön; ihr Verlust darf uns nicht entmuthigen, sondern wir müssen stolz darauf sein. Verbannt daher die düstere Stimmung aus euerer Brust. Wir haben gesiegt, und nach einem Siege muß das Antlitz des Kriegers freudig glänzen. Der Kampf ist geendet; noch wenige Tage, und euch wird der Lohn für die schweren Mühen und Gefahren, welche ihr rühmlich bestanden habt. Ja, meine Brüder, rühmlich; denn ob uns auch in einzelnen Augenblicken der Schlacht das Geschick entgegen war, ihr habt gefochten wie wahre Söhne Polens; es ist mein Stolz, euer Führer zu sein. Nehmt meinen Dank, Kameraden, für diesen ernsten, aber schönen Tag!"

Wie eine Flamme durch das schwere Gewölk des Rauches, das sie lange herabgedrückt hat, plötzlich leuchtend emporschlägt, so flammte nach der düstern Stimmung der Trauer jetzt die Begeisterung der Krieger hell auf. „Es lebe unser Führer, der tapfere Rasinski!" rief Jaromir zuerst, und die ganze Schar der Krieger stimmte ein. Rasinski dankte bewegt durch Händedruck und kameradschaftlichen Gruß, doch beherrschte er seine Rührung, um die kräftigende Stimmung

der Krieger, die ihm so wichtig und nothwendig schien, nicht zu unterbrechen. Er ließ die Trompeter eine Fanfare blasen, die Glieder ordnen und schließen und ritt so an der Spitze des Zuges weiter dem Bivouak zu. In kurzer Zeit hatte man ihn erreicht, und nun fühlte jeder das Bedürfniß der Rast und Erquickung zu mächtig, um noch an etwas anderes zu denken. Rasinski nahm seine Lagerstelle unter drei hohen Tannen des Waldes, an dessen Rande er den Bivouak bezog, ein.

Das Feuer loderte schnell empor; sein Widerschein beleuchtete die weit hinübergestreckten Zweige der alten, riesenhaften Bäume und das niedere Gebüsch ringsumher. Bernhard, Ludwig, Jaromir, Boleslaw und die Offiziere, welche die Schlacht verschont hatte, waren an dieser Stätte gelagert; Rasinski wünschte sie um sich zu haben.

„Nun, Freunde", begann er, „laßt uns noch eine kurze Minute des traulichen Gesprächs genießen und dann der Ruhe pflegen, die uns allen nothwendig sein wird. Es war ein harter Tag! Wißt ihr, wie viel wir unser noch sind? Nicht mehr als hundertfünfundzwanzig Mann, uns alle mit eingerechnet; dreihundertundsiebzig hat die Schlacht uns gekostet!"

Die Offiziere sahen einander mit ernsten Blicken an. Sie waren nur ihrer fünf. Sieben hatte man schwer verwundet vom Schlachtfelde tragen müssen, elf der Tod hinweggerafft; und von denen, die hier am Feuer saßen, hatte Boleslaw einen Hieb in der Stirn, den er jedoch selbst verband, weil er nicht bedeutend war, und Lichnowski, ein sehr junger Mensch, war durch einen Pistolenschuß am linken Arme gestreift. Ganz unverletzt waren von den Offizieren nur Rasinski, Jaromir und die beiden Rittmeister Bernecki und Jelski; Bernhard war gleichfalls unversehrt geblieben, doch Ludwig hatte einige Quetschungen von seinem Sturz mit dem Pferde.

„Um viele, um alle, die ich vermissen muß, thut es mir weh“, sprach Rasinski; „doch ich darf wol sagen, ein Verlust geht mir besonders nahe. Es ist unser alter Petrowski, dieser tapfere Greis, der mehr Narben als Haare auf seinem Schädel hatte, in dessen Brust aber das Jugendfeuer des Muthes und der Vaterlandsliebe glühte, wenngleich auf seinem Haupte der Schnee des Alters lag.“

„Also Petrowski todt! Und wo fiel er?“ fragte Bernhard.

„Dort oben an den Redouten, wo wir geworfen wurden, wo die meisten der Unserigen den Tod fanden. Er wollte nicht weichen, er suchte seine Section zum Stehen zu bringen, da schlug eine Kanonenkugel mitten durch ihn und sein Pferd hindurch, daß beide übereinander stürzten. Der Säbel entfiel seiner Hand, und das Auge starrte todt gen Himmel; so sah ich ihn auf der Stelle liegen. Es war unmöglich, ihn wegzutragen, denn der Strom riß uns alle fort.“

„Sollte er nicht vielleicht unter den Verwundeten sein?“ sagte Ludwig.

„Nein, lieber Freund, ich habe schon Bericht. Auch sah ich den Tod zu deutlich auf seinem Antlitz. Er liegt dort oben. Wenn uns morgen Zeit gegönnt ist, will ich sehen, daß ich den greisen Helden ruhmvoll bestatten kann, damit wenigstens seine Kameraden daheim erzählen können, wo die Gebeine dieses tapfern Polen ruhen!“ Rasinski schüttelte sich wie von einem Frostschauer durchbebt. „Wir werden zu weich, Freunde! Wer weiß, welch ein Ereigniß uns in dieser Nacht aufstürmt; laßt uns der Ruhe pflegen.“

Er hüllte sich in seinen Mantel und lehnte sich zurück, mehr um seinen Schmerz zu verbergen, als um zu schlummern. Doch hatte die ungeheuere Arbeit, und noch mehr die lange Spannung der Seele, den Körper bis zur Erschlaffung

ermüdet, und so sanken bald alle, die ihn umgaben, in festen Schlaf.

Doch mitten in der Nacht trieben Unruhe und Sorge Rasinski auf. Er durchschritt, in seinen Mantel gehüllt, die Reihen der Krieger, die im schweren Schlaf um die Feuer ausgestreckt lagen. Nur die Feuerwachen saßen aufrecht, und schürten, indem sie starr in die Flammen blickten, gedankenlos oder gedankenvoll die Glut.

„Was ist die Uhr, Freund?“ fragte Rasinski.

„Mitternacht.“

„Habt Ihr nichts vernommen? Keinen Kanonenschuß in der Ferne, keinen Trommelschlag?“

„Alles todtenstill!“

„Seltsam“, murmelte Rasinski für sich; „man sollte verfolgen, dem Feinde keine Ruhe gönnen. Aber die Sieger sind vielleicht noch ermatteter als die Besiegten!“

Er ging eine Anhöhe hinauf, die ihm einen weiten Ueberblick gestattete. Das Schlachtfeld lag schwarz und schweigend vor ihm. Die Feuer glänzten düster im weiten Halbkreise wie am Abend zuvor im russischen Lager; nur vereinzelt und spärlich brannten dieselben auf dem Boden, wo das siegende Heer gelagert war.

„Also das ist die Frucht eines so entsetzenvollen Kampfes? Der Feind unerschüttert in seiner Stellung? Morgen geht vielleicht die Sonne zum zweiten male so blutig auf? Noch ein solcher Sieg, und wir sind verloren!“ Er ging heftig auf und ab. Ein verworrenes Geräusch von Stimmen drang aus der Ferne in sein Ohr. Es war der wohlbekannte russische Schlachtruf, der aus dem Lager herüberdrang. „Sollten sie mitten in der Nacht einen Angriff wagen?“

Indem rauschte es dicht hinter ihm im Gebüsch.

„Wer da?"

„Ich bin's", antwortete Ludwig's Stimme. „Mich lassen die schweren Träume keine Ruhe finden, drum folgte ich dir, als ich dich hier hinaufgehen sah."

Rasinski legte seine Hand auf Ludwig's Schulter und seufzte. „O mein Freund! Meine Träume sind vielleicht noch schwerer! Wärest du so ein erfahrener Soldat als ich, du würdest mich begreifen. Dieser Sieg ist unser Verderben! Dieser Krieg kann nicht glücklich enden. Der Kaiser ist verblendet! Er kennt das alte Rußland nicht. Er hofft nach Moskau zu dringen und dort den Frieden vorzuschreiben. Und wenn es ihm gelingt, in die alte Hauptstadt der Zaren, die nur noch zwei Märsche vor uns liegt, einzuziehen, bedenkt er nicht, daß er dann erst an der Schwelle dieses riesigen Reiches steht, daß jenseits erst die blühendsten Provinzen liegen, die Raum und Kräfte genug haben, die Bewohner diesseit der Moskwa aufzunehmen und zu nähren, während uns der Winter hier verschlingt! Und noch sind wir nicht in Moskau! Siehst du dort drüben die glänzenden Lagerfeuer der Russen, hörst du ihr Kriegsgeschrei? Wenn sie entschlossen sind, wenn ihr Führer Einsicht und Muth hat, so werden sie uns noch drei Schlachten liefern, bevor wir Moskaus goldene Kuppeln glänzen sehen. Und dann? Wenn Tausende und aber Tausende dahingerafft sind, wie wollen wir die unermeßlichen Räume behaupten, die wir erobert haben? Jeder menschlichen Kraft ist eine Grenze gesetzt! Gewohnt, das Ungeheuere zu vollbringen, das Unmöglichste wirklich zu machen, hat unser großer Führer seine Kraft überschätzt, sein Maß verkannt. Er muß erliegen unter der Riesenwucht seines Unternehmens, das, rückwärts rollend, auf ihn selbst herabstürzt!"

Ludwig schwieg; er überließ sich seinen düstern Sorgen

und Gedanken. Auch Rasinski stand schweigend vor ihm und starrte in die Finsterniß hinaus.

„O Freund", begann er plötzlich wieder, und so weich, wie Ludwig ihn nie gesehen hatte, „wenn man auf ein solches Gefilde der Verheerung blickt, dann will man auch wissen, weshalb diese Tausende von Opfern bluten mußten! O, du ahnst nicht, welch ein entsetzliches Bild menschlichen Elends hinter diesen Finsternissen lauert. Nicht die Todten beklage ich; sie haben ihr edles Ziel erreicht. In der Schlacht zu fallen ist das Los, ist der Ruhm des Kriegers. Aber wie viele Tausende liegen hier auf der Folterbank namenloser Qualen! Diese rauhe, regnichte Nacht durchschüttelt uns mit Frost, die wir in unsern Mänteln unversehrt, wohlerquickt am Feuer ruhten. Und jene dort? Mit zerschmetterten Gebeinen, mit zerrissenen Leibern liegen sie dem rauhen Nachtsturme preisgegeben; ihre Wunden bluten, Frost und Fieber schütteln ihre Glieder; angstvoll zählen sie die trägen Secunden der Nacht, bis ihrem Elende Hülfe wird. Sie gedenken der Heimat, der Aeltern, deren zärtlicher Sorge sie, kaum den Knabenjahren entwachsen, durch die eiserne Hand des Krieges entrissen wurden; dem Vater schwebt das Bild seiner zarten Kinder, dem Gatten die Gestalt des liebenden Weibes, dem Jüngling seine weinende Braut vor Augen! Doch aus allen den Gedanken der Liebe, die ihnen in die Ferne auf das Schlachtfeld folgen, bildet sich keine schützende, helfende Engelsgestalt, um den Verzweifelnden zu trösten! Unter starre Leichen gebettet, umgeben von denen, die in dem Kampfe des Todes sich und ihren Schöpfer verfluchen, liegen sie in gräßlicher Einsamkeit oder in furchtbarer Gemeinschaft, und jede kommende Minute schüttet einen Strom des Grausens und des Jammers über sie aus. Ludwig! Wer die Schlacht gesehen hat, kennt nur das lächelnde

Antlitz des Krieges. Sie morgen das Schlachtfeld, und du wirst vor der grinsenden Larve des scheußlichen Gespenstes beben!"

Aufgeregt durch seine Worte und Vorstellungen, hatte Rasinski die Hand des im Innersten grauenden Ludwig heftig gefaßt. „Aber sehen sollst du es, mußt du es! Du mußt wissen, was der Mann für den Ruhm, für das Vaterland wagt. Der Anblick muß deine männliche Erziehung vollenden. Aber wenn der Preis verfehlt wird! Wenn in unserer Brust der schreckenvolle Gedanke keimt, es ist vergebens! Alles, alles umsonst! Alle die blutigen Thränen, die krampfhaften Seufzer des Elends, die grausenden Schauer einer Todesqual, die das Mitleid selbst dem verruchtesten Verbrecher spart — alles umsonst! Freund, dann gibt es Augenblicke, wo sonst die eiserne Kraft des Mannes morsch zusammenbricht unter der Riesenlast, die das Schicksal auf seine Schultern wälzt."

Ermattet schlang er die Arme um Ludwig's Nacken und senkte das Haupt gegen seine Brust; er vergoß keine Thräne, aber sein Herz schlug stürmisch, und seine Wange brannte wie in Fieberglut. Ludwig hatte nicht Worte des Trostes, er hatte nur den Druck der Liebe für den Mann, an dessen männlicher Kraft er sich so oft aufgerichtet hatte, und den er jetzt so überwältigt sah. Aber es waren nur Minuten. Bald richtete sich Rasinski gefaßt wieder empor und sprach wehmüthig freundlich: „Meine Brust wird ganz ruhig, Ludwig, wie die, in der kein Herz mehr schlägt; doch nun ist es vorüber, ich habe der erstickenden Beklemmung Luft gemacht, der Traum ist verweht, ich bin wieder Herr meiner selbst. Du wirst mich nicht schwach sehen, wo es gilt, mich männlich zu fassen, wo der Augenblick die That fordert. Ich wollte meine Qualen allein der Nacht vertrauen: jetzt hat sie

die Brust des Freundes getheilt, und du hilfst sie mir tragen, nicht wahr Ludwig? Ich habe ja deinen Schmerz auch getheilt, und so tragen wir beide leichter."

Arm in Arm gingen sie hinab und ruhten, bis der grauende Morgen sie weckte.

Sechstes Kapitel.

Eine Ordonnanz hatte die Nachricht gebracht, daß der Kaiser Heerschau über die Truppen halten wolle. Mit dem Frühesten saß daher das Regiment auf und rückte in die Linie vor. Erst jetzt erfuhr man von den hin und wieder reitenden Adjutanten, daß das russische Heer in der Nacht seinen Rückzug begonnen habe. Der König von Neapel mit einem Theil der Cavalerie war ausgerückt, um zu erforschen, ob es sich nach Moskau oder Kaluga ziehe.

Eine nachdrückliche Verfolgung mit dem ganzen Heere glaubte der Kaiser den ganz ermatteten, fast gänzlich aufgelösten Truppen nicht zumuthen zu können. In einer langen Linie aufgestellt, krönten die Regimenter den Saum der Hügel, die das vor ihnen ausgebreitete Schlachtfeld begrenzten. Es lag, eine traurige Wüste, vor ihnen da, doch war man zu fern, um das tausendfache einzelne Elend darauf zu erkennen. Das Heer selbst gewährte nur einen düstern Anblick. Die Truppen hatten sich um ihre Adler gesammelt; doch sahen sie nicht siegesstolz, nicht freudig aus. Ihre Uniformen waren schwarz von Pulverdampf und Staub, zerrissen von Kugeln und Säbelhieben. Hunger, Frost, übermäßige Anstrengung hatten die Kräfte der Tapfersten erschöpft. Die sonst so feu

rigen Augen blickten matt unter den buschigen Brauen hervor. Eine erhabene Trauer lag auf den tiefgefurchten Stirnen; sie schien zu wachsen mit jedem Blick auf das blutige Feld, wo soviel tausend Waffenbrüder schlummerten, oder unter grauenvollen Martern den Tod als Erlöser erwarteten. Und dieses Feld voller Leichen und Blut war die einzige Siegestrophäe, die man errungen hatte! Viele Regimenter waren auf ein Drittheil geschmolzen; ein kleines Häuflein standen sie um ihre Adler, kaum mehr zahlreich genug, sie zu beschützen.

So harrten sie des Kaisers.

Ernst ritt er an den Reihen hinunter. Er grüßte die Soldaten, lobte ihre Tapferkeit in kurzen, gemessenen Worten, verhieß Belohnungen, Beförderungen, Ehrenzeichen. Wohl erhoben die Offiziere den Ruf: „Es lebe der Kaiser!" und die Krieger stimmten ein. Doch es war nur eine alte Gewohnheit, eine Pflicht des Herzens, kein freier Drang desselben, der muthig und freudig ausbrach. Und wo sonst der Donner von tausend Stimmen erschallte, da hörte man jetzt nur Hunderte, denn vielen war die Lippe auf ewig geschlossen.

Nach der Besichtigung der Truppen wandte der Kaiser sein Roß, um über das Schlachtfeld zu reiten. Viele Generale und höhere Offiziere folgten ihm. Rasinski, und auf dessen Aufforderung auch Ludwig und Bernhard schlossen sich in angemessener Ferne dem Zuge an.

„Sieh nur, wie grau der Himmel sich verhängt", sprach Bernhard zu Ludwig, als sie langsam nebeneinander hinritten; „es ist, als scheue er sich, diesem grausenhaften Anblick ein heiteres Antlitz zu zeigen. Was muß das für eine Seele voll kühner, über das einzelne niedere Menschenrecht und Menschenglück hoch wie die Alpen hinausragender Entwürfe

sein, die ein solches Maß des Jammers verschulden kann, ohne davon zerrissen zu werden! In welcher Höhe muß der Geist über der Erde wohnen, dem so die kleinen Saaten, Früchte, Hütten, Freuden und Wünsche der Menschheit entschwinden, daß er nichts mehr entdeckt als die Massen der Länder und Völker, als die Oceane und die Feste des Erdreichs. Wie weit muß er mit seinen Gedanken über die Zeit, über die Gegenwart hinausragen, der mitten in der verworrenen tausendfältigen Schrift der Tagesgeschichte so kühn den ungeheuern Griffel der Weltgeschichte führt!"

„In seiner Nähe", entgegnete Ludwig, „will mir's scheinen, als könnte ich mich zu diesem Gefühl erheben. Wie ich mich selbst verliere und mich nur als eine einzelne Kraft betrachten kann, welcher er mit tausend andern zugleich die Richtung gibt; wie ich alle, die ich sonst als die Besten, Größten, Selbständigsten ehrte, dasselbe thun sehe; wie sie gegen sein großes Eins verschwinden, gleich den zahllosen Tropfen eines Gewitterregens, wenn sie den Ocean berühren — so wird mir begreiflich, wie ihm sich alle die einzelnen Kräfte nur in dem einen Schwerpunkt seines weltgeschichtlichen Willens zusammendrängen. Er empfindet nur die Aufgabe, diese nach innern nothwendigen Gesetzen seiner Seele zu verwenden; er sieht im Menschen nur das Atom der einzelnen Kraft, das er zur Gestaltung des Ganzen sammeln muß. Ob darüber die Atome der einzelnen Rechte zerstäuben, das erwägt er nicht, das darf er nicht erwägen, und wer sich ihm anschließt, verliert dieses Recht nach nothwendigem Urgesetz. Wer nicht, der muß es einem andern Allgemeinwillen opfern; das ist das Los der Erdgeborenen. Wer in sich die Kraft fühlt, die Fäden des Wollens so vieler Tausende in sich zu vereinen, der hat auch das Recht dazu; wer sich eitel darüber täuscht, der wird bald zerschmettert sein

von der Keule des Geschicks, die er nicht zu führen wußte. Die aber, welche dem mächtigen Gebot eines Bildners der Weltgeschichte gehorchen, dürfen nicht klagen, daß sie ihre Freiheit einbüßen. Sie folgen hier wie sonst einem Naturgesetz, nur daß das höhere des Geistes weniger erkannt wird als das niedere der körperlichen Stoffe. Darfst du dich empören, daß du sterblich bist? Soll den Gott, der dich diesem Gesetze unterwarf, ein Vorwurf treffen? Nimmermehr. Darum ist ein großer Mann so fern von der Verantwortlichkeit für die Leiden der einzelnen wie diese von dem Rechte des Vorwurfs. Und darum fühlt er Beruf und Gesetz in sich vereint und findet seine Seele nicht belastet durch ihren Jammer, und sie wenden ihren Fluch nicht gegen ihn. Jeder erträgt und vertritt in seinem Gleise, was eine ewige Schickung der Wahrheit und der Gerechtigkeit ihm auferlegt. Nur so gestaltet sich der Gedanke Gottes; wer daran nicht festhält, der darf über das summende Insekt, das ihm den Schlaf raubt, eine Beschwerde gegen die Allmacht führen."

„Blick auf! Sie hier zur Rechten!" sprach Bernhard unterbrechend.

Eben kam ein Transport Wagen heran, auf die man Verwundete geladen hatte. Der Ausdruck der bleichen, blutbedeckten Züge war meist der eines stillen, ergebenen Leidens. Einige sahen trotzig, wild aus, als erhöben sie sich über ihr Schicksal. Nur wenige stießen Jammerlaute des Schmerzes aus. Noch andere empfanden nur die Freude der Hülfe, die ihnen wurde, und blickten heiter umher, als wollten sie sagen: „Diesmal sind wir noch aus dem offenen Rachen des Todes entsprungen."

Man erreichte jetzt die ersten Punkte, wo der Tod heftig gewüthet hatte, indem man durch den Hohlweg ritt, den Rasinski gestern wählte, um das mit Leichen bedeckte Feld

zu vermeiden. Doch jetzt war es anders. Viele der Verwundeten hatten sich hierher geschleppt, um Schutz gegen den Sturm zu suchen. Sie lagen, in die Erdlöcher gekauert, und bebten vor Frost und Fieberschauer. Einem alten Grenadier klapperten die Zähne heftig gegeneinander; doch gab er keinen Laut des Schmerzes von sich, sondern starrte aus hohlen erlöschenden Augen die Vorüberreitenden gräßlich an. Ludwig wurde von dem Anblicke so entsetzt, daß er vom Pferde springen und dem Unglücklichen Hülfe leisten wollte; doch kamen zum Glück eben zwei seiner Kameraden heran und legten ihn auf eine Bahre, um ihn fortzutragen.

Einige Schritte weiter stieß Bernhard Ludwig an: „Sieh! es ist zum Erbarmen!“

Ein junger Mensch mit blondem Haar, in dessen weichen, fast mädchenhaften Zügen dem Jammer zum Trotz sich noch jugendliche Lieblichkeit malte, lag am Wege und hob die gebrochenen Augen zu den Vorüberreitenden empor. Den halbgeöffneten Lippen schienen leise Worte der Klage zu entfliehen; flehend wandte er seine Blicke zu einigen Kriegern, die in seiner Nähe Verwundete aufnahmen und sie zu einem in einer Ausbiegung der Schlucht haltenden Wagen trugen. Er schien zu wimmern: „O! helft doch endlich auch mir!“

Ludwig konnte es nicht ertragen, er sprang vom Pferde, näherte sich dem Unglücklichen und wollte ihm Hülfe leisten. Ein graubärtiger Grenadier sprach rauh, aber doch gerührt: „Laßt ihn liegen, Kamerad, ihm ist nicht mehr zu helfen, wir verlängern nur seine Qual. Wie soll einer mit einem Bein und einer zerschossenen Brust aus diesem wüsten Lande wieder nach Frankreich hinken? Laßt ihn und helft lieber denen, die noch zu retten sind. Wünscht ihm wohl zu schlafen, und damit gut.“

Der Unglückliche hörte die Worte, die den letzten Faden

seiner Hoffnung erbarmungslos zerrissen, und sah tief aufseufzend zu Ludwig empor. Diesem verdunkelte sich der Blick; er mußte alle Gewalt männlicher Entschlossenheit zusammennehmen, um fest zu bleiben. Mit erbarmender Seele beugte er sich über ihn und sprach: „Es ist so schlimm noch nicht, Freund, ich werde dich dort hinauftragen; fasse Muth!“ Der Verwundete sah ihn dankbar an; zu lächeln vermochte er nicht mit den von Schmerz zusammengezogenen Muskeln, doch glänzte ein gerührter Aufblick der Freude in seinem sterbenden Auge. Ludwig umfaßte ihn und wollte ihn emporheben; doch da der Unglückliche noch das ganze Gepäck auf dem Rücken trug, war die Last zu schwer, und er mußte ihn zurücksinken lassen. Bernhard war gleichfalls vom Pferde gesprungen, um Ludwig Hülfe zu leisten. Allein als beide Freunde den Sterbenden sanft aufnehmen wollten, fiel sein Haupt zurück. „Ah! ma mère!“ hauchte er mit verklingender Stimme und war dahin.

„Wohl ihm!“ sprach Ludwig gerührt, als er jetzt das stille Lächeln des Todes auf das ermüdete Antlitz treten sah; „wohl ihm, nun ist die Qual geendet.“

„Komm denn vorwärts“, drängte Bernhard, besorgt, daß Rasinski ihres Zurückbleibens wegen zürnen möchte. Sie schwangen sich wieder zu Pferde und ritten eilig nach.

Eben als sie den Zug wieder erreichten, war man auf die Höhe vor den Redouten gekommen, wo gestern der Kampf so fürchterlich getobt hatte. Hier lag das ganze Feld voller Leichen; doch sah man nicht mehr so viele Verwundete, denn schon seit dem dämmernden Morgen waren Hunderte von Soldaten beschäftigt, sie auf die herbeigeführten Wagen zu laden. Desto schauderhafter aber war die Werkstätte des Todes, die man hier betrat. Russen und Franzosen bedeckten in zahlloser Menge das Gefilde; denn hier hatte der

Kampf lange unentschieden hin und wieder getobt. Man sah entsetzliche Verstümmelungen; die abgerissenen Glieder lagen einzeln umher, oder waren achtlos in Haufen zusammengeworfen. Die Körper halbzerrissener Pferde hatten sich in den wilden Zuckungen des Todes über die Todten und Verwundeten gewälzt, sodaß man in den erstarrten Zügen derer, die unter dem thierischen Leichnam lagen, noch die krampfhafte Angst erkennen konnte, in der sie unter der schauderhaften Bürde den Geist aufgegeben hatten. Zertrümmerte Helme, Harnische, Gewehre, Säbel schimmerten zwischen den blutigen Leichen; Theile zerschmetterter Geschütze lagen umher. Es war schwer, die Pferde zwischen dieses grause Gemisch hindurchzuleiten, ohne durch ihren Huf menschliche Körper, in denen sich immer noch Spuren des Lebens vermuthen ließen, zu verletzen.

Der Kaiser hielt. Er sah mit scharfem Blick ringsumher; über den Anblick des Entsetzens zu seinen Füßen eilte sein Auge hinweg. Er betrachtete nicht das Feld des Todes, sondern das des Kampfes mit dem prüfenden Blick des Feldherrn. Er schien allein sein zu wollen, denn soviel man sehen konnte, deutete er denjenigen, die in seiner nächsten Umgebung hielten, durch einen Wink an, sich zu entfernen. Sie zerstreuten sich nach verschiedenen Gegenden des Schlachtfeldes. Nur der Marschall Berthier blieb in seiner Nähe und begleitete ihn auf seinem fernern Ritt.

Rasinski nahm mit seinen Begleitern den Weg nach der Gegend zu, wo er gestern mit seinem Regiment zuerst ins Gefecht gekommen war. Bald sah man die polnischen Uniformen von weitem schimmern, die an ihrer leuchtend blauen Farbe weither zu erkennen waren.

„Hier sucht' ich dich gestern“, sprach Bernhard zu Ludwig; „beim Teufel, es ist mir lieb, daß ich dich jetzt neben

mir reiten sehe!" Diese Worte stieß er fast wild heraus; Ludwig erkannte indessen wohl, daß er nur die ihn überwältigende Rührung und Erschütterung, die der Anblick des Schlachtfeldes in ihm erregt hatte, hinter dieser rauhen Larve verbarg.

„Nun wird man's bald gewohnt werden, und dabei einschlafen können wie Missethäter auf der Tortur, wenn sie lange gemartert worden", fuhr Bernhard fort. „Der Mensch ist fürchterlich gelehrig in der Kunst der Erbarmungslosigkeit. Ich fange schon an, mir alles abzuschütteln wie Schnee von einem Mantel." In der That machte er dabei eine Bewegung des Körpers, die diesen Worten entsprach; seine Züge aber verriethen, daß er die Schauer, die ihn heftig erfaßten, auf diese Weise verbergen wollte.

„O, wenn es uns gelänge, die Leiche des alten braven Graubarts Petrowski aufzufinden", sprach Rasinski, indem er den Blick aufmerksam über das Feld warf und die Todten seines Regiments einzeln scharf betrachtete. „In dieser Gegend sah ich ihn fallen. Verwundete sehe ich zum Glück nicht mehr hier; es war freilich der Theil des Schlachtfeldes, den wir am frühesten behaupteten, und hier konnte schon zeitig Hülfe geleistet werden. Aber ist das nicht Jaromir, der dort so hastig heransprengt?"

Man erkannte ihn an einem weit leuchtenden Falben, den er seit gestern ritt, wo er zwei Pferde verloren hatte. Als er näher gekommen war, sodaß er bemerkt wurde, winkte er mit dem Säbel zu sich heran. Im Felde ist man immer auf wichtige Botschaft gefaßt, deshalb eilte Rasinski, ihm entgegenzukommen; Ludwig und Bernhard blieben natürlich nicht zurück.

„Wir marschiren, Rasinski", rief Jaromir. „Soeben ist der Befehl gekommen", fuhr er fort, indem sie langsam

zusammen weiter ritten, da die vielen Leichen und Trümmer noch keine schnellere Bewegung erlaubten. „Boleslaw ist schon fort mit dem Ueberreste des Regiments. Ich blieb, um dich aufzusuchen; sie nehmen die Straße über Utiza. Wir sollen die Seitenwege der alten Straße nach Moskau recognosciren, weil man glaubt, daß sich die Russen dorthin gezogen haben und auf Kaluga und Tula marschiren."

„Wer hat den Befehl gebracht?"

„Ein Adjutant des Königs von Neapel."

„Habt ihr Fourrage gefunden?"

Jaromir schüttelte den Kopf.

„Also die Pferde hungern?"

„Etwas Heu und halbgewelktes Gras war alles, was wir auftreiben konnten, doch hoffen wir in den Dörfern rechts der Straße noch Vorrath zu finden."

„Und wie sind die Leute?"

„Ausgeruht, doch nicht genug; unternehmend, aber nicht fröhlich. Der Sieg ist zu unvollständig. Sie wissen, daß man nur 800 Gefangene hat, und man sollte nach einer solchen Schlacht doch doppelt soviel Tausende erwarten. die vierundzwanzig schweren Kanonen und etliche Feldstücke sind die einzige Beute, die man gemacht hat."

„Und dafür siebzigtausend Todte und Verwundete!" sprach Rasinski düster.

„Doch auf beiden Seiten", entgegnete Jaromir.

„O, wir haben an der Hälfte, die auf uns fällt, auch doppelt genug. Ein fürchterlicher Sieg! Zweiundvierzig Generale sind geblieben, unter ihnen Caulaincourt und Montbrun. Auch Marschall Davoust ist verwundet."

„Aber nicht gefährlich!"

Rasinski entgegnete nichts weiter, denn man hatte jetzt ein freies Terrain erreicht und sprengte rasch darüber hin,

um sich dem Regiment wieder anzuschließen und aufs neue in das brausende Meer kriegerischer Thätigkeit zu stürzen.

So sind die wilden Schrecken des Krieges der Arzt ihrer eigenen Zerstörung; denn in dem stets fortbrausenden Getümmel wird die klagende Stimme der Brust so übertäubt, daß sie sich selbst nicht mehr vernimmt. Wer kann, solange der Sturm sich mit unaufhörlich erneutem Grimm auf das schwankende Fahrzeug stürzt, die betrauern, welche er hinabgerissen hat in die Wirbel des Meeres? Die Seele selbst braust ja in stürmenden Wogen auf; erst wenn diese beruhigter wallen, vermag sie die Bilder des Lebens wieder klar in sich abzuspiegeln. Dann aber ruht auch schon, so hat es die ewige Güte geordnet, in ihrer Tiefe wieder das reine, treue Blau des Himmels, wo das glaubende Herz jeden Trost findet, den es sucht.

Achtes Buch.

Erstes Kapitel.

Am 14. September erreichten die ersten Reiterscharen des Heeres, zu denen auch Rasinski mit dem kleinen Ueberreste seiner Freunde gehörte, den Berg des Heils, von dem sie das prächtige Moskau, den alten geheiligten Sitz der Zaren, vor sich in der Thalsenkung ausgebreitet sahen. Es war zwei Uhr mittags. Eine glänzende Herbstsonne brach eben durch leichtes Gewölk, welches in dem lichtblauen Raum des Himmels schwebte. In tausendfältigem Farbenspiel funkelten die zahllosen Kuppeln der Kirchen und Paläste, die, in Gold und schimmerndem Grün strahlend, die Stadt hoch überragen. Aus dem Wald der Thürme stieg der Kreml wie ein gekröntes Haupt empor; die Moskwa schlang das silberne Band durch die Gefilde. Scharen flatternder Tauben wiegten sich mit leuchtenden Flügeln im Sonnenstrahl hoch über den Dächern und umkreisten die Thurmspitzen.

Ein unwillkürlicher Ausruf der Freude und der Ehrfurcht zugleich entstieg der Brust bei diesem überraschenden Anblick. „Moskau, Moskau!“ ertönte der Ruf der Krieger, die sich kaum überreden konnten, daß das unendlich ferne, wunderbar in das Geheimniß der Sagen und Märchen gehüllte, mit

zahllosen Mühen und Gefahren erstrebte Ziel nun wirklich erreicht sein sollte. Ein goldener Preis des Siegers, eine strahlende Krone des Ruhms, lag die Hauptstadt vor den Augen der Kühnen, die es gewagt hatten, von den schönen wirthbaren Ufern der Ströme Frankreichs und Deutschlands mitten durch die Wüsteneien vorzudringen, hinter denen sich diese Reichthümer verschanzen, die an die Märchen des Morgenlandes erinnern.

Freudenruf und Siegesjubel erfüllten die Luft. Die Vordern rufen und winken ihren Kameraden. Der unter den Mühseligkeiten des Marsches fast erliegende Krieger fühlt sich plötzlich mit neuer Kraft durchdrungen, jede Erinnerung an seine Leiden, Sorgen, Gefahren ist verschwunden. Einem Strome gleich, der sich plötzlich eine neue Bahn gebrochen, und nun im raschern Laufe dahinschießt, flutet die Menge in stets wachsender Beschleunigung die Höhe hinan, daß die mächtig vordringende Woge den Gipfel überschwillt. Je dichter die schwarzen Heeresmassen sich auf der Anhöhe sammeln, je lauter tönt der jubelnde Ruf und dringt durch die stillen Lüfte gen Himmel.

„Also das ist die berühmte, an Sagen und Wundern reiche Stadt der Zaren", rief Bernhard, als er oben sein Roß anhielt. „So haben wir sie denn endlich doch aufgefunden hinter den endlosen Wäldern und Steppen, die sie beschützend umgürten!"

„Es war Zeit", sprach Rasinski und that einen Blick rückwärts auf das Heer; „hohe Zeit!"

Ludwig betrachtete die reiche, unermeßlich ausgedehnte Stadt gleichfalls mit jenem ehrfurchtsvollen, die Brust erweiternden und hebenden Staunen, womit uns der Anblick eines Ortes oder eines Menschen erfüllt, dessen Ruhm lange von fernher zu uns gedrungen ist, den wir schon in den

Tagen unserer Kindheit als ein Wunderbild in der Seele trugen, das aus unerreichbar weiten Räumen und Zeiten zu uns herüberschimmerte.

„Ein kolossales Gemälde", rief Bernhard lebhaft; „daß man so etwas nicht malen kann! Seht nur die Massen von Licht und Glanz auf den Kuppeln dort; dann das verworrene Gemisch der Dächer und niedern Häuser, der grünen Streifen und Flecken der Gärten, die sich als Geäder und eingesprengte Massen durch das Gestein ziehen; die Silberblicke, mit denen der Strom durch die Landschaft blitzt; und wenn wir uns umsehen, dieses ungeheuere Heer, das, einer schwarzen Flut gleich, durch die Felder wogt. Seht nur wie die Bajonnete im Sonnenlicht blitzen, die Federbüsche leuchten und das Erz der Kanonen schimmert, die drüben in der langen Colonne am Wald herunterziehen. Hier und dort verliert sich der Blick ins Unendliche; denn die letzten Thürme der Stadt verschwinden schon im blauen Duft und Nebel, und der lang nachgeschleppte Schweif von Wagen und Nachzüglern des Heeres verliert sich in unabsehbaren Räumen."

Während dieses Gesprächs war man langsam die Höhe hinuntergeritten. Einige Zeit hatte eine bunte Verwirrung geherrscht, wie sie stets bei außerordentlichen Ereignissen auf dem Marsche zu entstehen pflegt; doch jetzt wurden die Leute wieder geordnet, mußten in ihre Züge eintreten und sich dem strengen Gesetz des Marsches vor dem Feinde unterwerfen. Denn man durfte allerdings auf einen ernsten Widerstand gefaßt sein, bevor man das Kleinod des Reiches, das Palladium der russischen Krone, in seine Gewalt bekam, das wie ein glänzender Diamant vor den Augen des Heeres leuchtete.

So rückte man der Stadt näher und näher, jeden Augen-

blick gefaßt darauf, einem entschlossenen Feinde zu begegnen. Plötzlich hielt man an; das Gerücht lief von Reihe zu Reihe, der König von Neapel sei im freundlichen Gespräch mit den Führern der Kosacken begriffen. Schon überließ man sich der Hoffnung, daß der Kampf hier ein Ende habe, der Friede nahe, der Lohn für alle bestandenen Mühen und Gefahren gewiß und unermeßlich sei. Rasinski suchte, indem er etwas voranritt, die Wahrheit zu erfahren. Sie beschränkte sich darauf, daß der König allerdings mit einigen Kosacken gesprochen und sie beschenkt habe. Sie hatten indessen nur einen Offizier begleitet, der freien Abzug für die Nachhut Kutusow's forderte; im Verweigerungsfalle drohten sie, die Stadt hinter sich in Flammen aufgehen zu lassen. Der Kaiser, aufs schleunigste benachrichtigt, willigte ein; man rückte demnach vor und in die Stadt ein.

Während Prinz Eugen und Fürst Poniatowski mit ihren Corps sich zur rechten und linken Seite der Hauptstraße ausbreiteten und die Stadt gewissermaßen umzingelten, folgte Rasinski mit den Seinigen dem Könige von Neapel, der mit Vorsicht einrückte. Es schien unmöglich, daß der Feind gar keinen Widerstand leisten sollte; man mußte im Gegentheil auf heftige Gefechte in den Straßen gefaßt sein.

Jetzt zog man durch die Gassen der Vorstadt. Sie waren leer und öde, gleich den verlassenen Dörfern, deren man so unzählige auf dem Wege bis an dieses ersehnte Ziel getroffen hatte.

„Sollten sich die Einwohner so vor uns fürchten", bemerkte Bernhard gegen Jaromir, der dicht neben ihm ritt, „daß sie auch keine Nasenspitze, nicht einen Zoll ihrer langen Bärte blicken lassen? Sollte denn nicht ein einziges hübsches Kind neugierig genug sein, um die fremden Ankömmlinge

aus einem jener kleinen Fenster wenigstens einmal zu begucken? Es ist uns ganz recht, wenn der Feind sich vor uns fürchtet, doch die Mädchen müssen nicht gar zu scheu sein. Sind wir denn Menschenfresser, zum Teufel, oder hält man uns dafür?"

„Ich vermuthe", antwortete Ludwig, „daß sich die Bewohner dieser Vorstädte in die Stadt geflüchtet haben. Sie fürchteten vielleicht den ersten Anlauf; es war auch nicht unwahrscheinlich, daß sich hier ein Gefecht entspinnen könnte. Da ist freilich der am schlimmsten daran, der keine Waffen führt."

„Und zumal hier", wandte sich Rasinski, der ihr Gespräch gehört hatte, um, „wo die hölzernen Häuser bei der ersten Granate, die man hineinwürfe, wie dürres Stroh hell aufflackern würden."

„Es wäre ein verwünschter Streich", warf Jaromir hin, „wenn uns die Winterquartiere abbrennen sollten. Mir däucht, wir könnten die Ruhe von sechs bis sieben Monaten, auf die ich hier hoffe, gebrauchen."

Rasinski schwieg, doch las man auf seiner Stirn, daß er in Jaromir's Hoffnungen nicht einstimmte. „Das Erwünschteste wäre wol", sprach er nach einer Pause, „wenn der Friede sobald als möglich einträte. In diesem Falle, vermuthe ich, würden wir den Winter nicht hier zubringen, da die Gegenwart des Kaisers und seiner Heere im Mittelpunkte Europas nothwendiger ist als hier fast an den Grenzen Asiens."

Boleslaw ritt ernst und still, wie er pflegte, vor sich hin, ohne sich in das Gespräch zu mischen.

Plötzlich stockte der Zug wieder. Da Rasinski sich nicht an der Spitze desselben befand, konnte er nicht sehen, ob irgendein äußeres Hinderniß daran schuld war. Indem

er noch seine Blicke nach vorn richtete, kam Oberst Regnard die Gasse herab. Er trug den Arm noch in der Binde und ein breites, schwarzes Pflaster über der Stirn. Seit der Unterredung während der Schlacht hatte ihn Rasinski nicht mehr gesehen.

„Guten Abend, Oberst“, rief er ihn an, „Sie kommen von der Spitze der Colonne her; was hält uns denn wieder auf?“

„Ah, Freund Rasinski, wie geht's?“ erwiderte Regnard. „Ich freue mich, Euch wohl zu sehen, obwol ich's schon aus dem Rapport wußte, daß Ihr aus dem Schiffbruch zu Mosaisk gerettet seid. — Was uns aufhält? Nichts als eine abgebrochene Brücke über die Moskwa, die sogleich hergestellt sein wird. Aber —“ hier winkte er ihm zu und sprach leise mit ihm. Bernhard, der mit seinem scharfen Auge immer durch das Antlitz eines andern bis tief in die Brust desselben hinabsah, bemerkte eine auffallende Bewegung in Rasinski's Zügen. Auch Regnard's kaltes, scharf gezeichnetes Gesicht, sonst weniger Veränderungen fähig, weil alle Linien desselben wie in festen Stein geschnitten waren, drückte ein schauerliches Befremden aus. Es mußte irgendetwas von der äußersten Wichtigkeit oder Gefahr sein, was er Rasinski mitzutheilen hatte. Ihr Gespräch dauerte jedoch nur drei Minuten, worauf Regnard seinen Weg fortsetzte. Mit gefurchter Stirn kehrte Rasinski zu den Seinigen zurück; er schien eben mittheilen zu wollen, was ihm der Oberst vertraut hatte, als die Colonne sich wieder in Bewegung setzte und, wie es immer nach einer Stockung geschieht, desto eiliger nachrücken mußte. Bald erreichte man die Moskwa; die Brücke war so schlecht hergestellt, daß man es vorzog, durch den sehr seichten Fluß zu reiten. Bernhard bemerkte, daß Rasinski mit immer gespannterer Aufmerksamkeit die

Häuser und Gassen betrachtete, je näher man der eigentlichen Stadt rückte. Endlich kam man an die Ringmauer, welche dieselbe umschließt.

„Hier werden die Gassen doch breiter und die Häuser ansehnlicher“, sprach Bernhard, „in der Perspective hat man sogar mehrere Gebäude, die Palästen gleichen. Nun werden wir doch auch wol die Bewohner derselben kennen lernen.“

„Das eben, fürchte ich“, sprach Rasinski, sich umwendend, leise, aber mit sehr besorglicher Betonung, „werden wir nicht. Nach Regnard's Berichten soll die ganze Stadt verlassen und so öde wie der große Kirchhof sein, an dem wir beim Einmarsch vorbeikamen.“

Diese Worte, nur zu den Nächsten seiner Umgebung gesprochen, erfüllten dieselben mit einem kalten Schrecken. „Wie? Unmöglich!“ rief Jaromir; „das deutete also auf erneuten Krieg, auf den entschlossensten Widerstand, selbst nachdem wir in das Herz des Reiches eingedrungen sind?“

„So ist allerdings zu fürchten! Jetzt treffen Ahnungen ein, die mir schon beim Betreten Altrußlands düster vorschwebten. Nicht den Kaiser Alexander und seine Heere werden wir mehr zu fürchten haben, nicht mit ihnen werden wir kämpfen, sondern ein ganzes, unermeßliches Volk ist es, das gegen uns mit der glühenden Wuth aufsteht, die der Fanatismus in der Brust des Menschen entzündet. Tief versunken in mystischen Aberglauben, in unterwürfige Demuth gegen ihre Götter wie gegen ihre Herrscher, wird es unmöglich werden, sie irgendeiner Ueberredung, einer vernünftigen Ueberzeugung zugänglich zu machen, die sie belehren kann, daß wir nicht gekommen sind, um ihre Altäre zu vernichten, ihre Kirchen zu plündern, ihre Städte zu verbrennen. Hier wird kein Krieg mehr zwischen zweien Mächten geführt werden, wo die Entscheidung auf dem Wahlplatze

oder im Rathe der Minister fällt; sondern ein ganzes Geschlecht waffnet sich gegen uns, das uns verflucht wie den Abschaum der Hölle. Der einzelne ist der Feind des einzelnen; der Haß entflammt sich in der Brust des Knaben und des Weibes. Da gibt es keinen edeln, großmüthigen Kampf der Gedanken, der Ehre, des Ruhmes mehr, sondern alles artet aus in ein gräßliches Morden, Schlachten und Würgen, wo Sieg und Niederlagen gleich entsetzlich sind."

Ein düsteres Feuer leuchtete aus seinen Augen, während er sprach; er hatte die hohe Stirn in finstere Falten gerunzelt und ein tiefer Schmerz umzog seine Lippen. Bernhard betrachtete ihn mit unverwandten Augen. Ueber der Schönheit, der erhabenen Würde seines männlichen Antlitzes vergaß er einen Augenblick, weshalb diese Gewitterwolken in so ernster Majestät darüber hinzogen. Wahrlich, dachte er bei sich selbst, der Mensch ist am schönsten, wenn ein edler Gram aus der Tiefe des Herzens herauf durch die leichten Hüllen des Auges und des Angesichts schimmert. Darum bildeten die Alten ihre Heroen so tief ernst; darum selbst in ihren Götterbildern der erhabene Anflug eines leisen Grams, der die Züge so veredelt und verklärt.

Doch der schnelle Wechsel der Gegenstände und der Betrachtungen, die sie erzeugten, duldete kein langes Verweilen der Gedanken auf einer Stelle; zumal da, wo sie so fern aus dem Kreise der nächsten, mächtigen Wirklichkeit lagen.

Die Straßen, durch welche man zog, machten einen seltsamen Eindruck; sie waren belebt durch das Getümmel des Kriegs, und doch zugleich todtenstill, weil die Häuser an beiden Seiten wie stumme Gräber standen, aus denen keine Spur, kein Hauch des Lebens heraufwehte. Nicht einmal der Rauch eines Schornsteins war zu entdecken. Die Kup-

peln der Kathedralen glänzten in strahlendem Gold, von grünen Kränzen umzogen; die Säulen der Paläste stiegen prachtvoll empor. Doch schien der Schmuck dieser edeln Architektur der einer stattlich herausgekleideten, zur letzten öffentlichen Schau ausgestellten Leiche zu sein, so starr, so stumm blieb alles. Diese Mischung der üppigsten Pracht des Lebens mit der stillen, tiefen Einöde des Todes war so peinlich, daß si selbst in die Brust des rohesten Kriegers eindrang, der noch keine Ahnung von der furchtbaren Wahrheit hatte.

Schon zwei Stunden zog man durch diese steinerne Wüste und schien sich immer tiefer und tiefer in den labyrinthischen Irrgängen derselben zu verwickeln. Denn nur langsam rückte man vor, da der König, der noch immer nicht an die Wahrheit glauben wollte, jeden Augenblick eines Ueberfalls gewärtig war und die Besorgniß noch nicht verbannen konnte, daß man ihn listig in dieses trügerische Netz verworren sich kreuzender Gassen locken wolle, um plötzlich von allen Seiten überfallend hereinzubrechen. Darum sandte er in jede Seitenstraße starke Trupps hinein, die erkunden mußten, ob der Feind nicht irgendwo lauere. Aber man fand niemand. Eine grause Stille herrschte in der ungeheuern Stadt, wo sonst das Gewühl des Verkehrs das Ohr betäuben mußte. Nur den dumpfen Hufschlag der Pferde, das Klirren der Waffen vernahm man, wie es die stummen, hohen Mauern schauerlich zurückwarfen. Sowie der Zug einen Augenblick stockte und hielt, breitete sich die Stille wie ein Leichentuch über die Scharen aus. Denn auch der Soldat war von dem unheimlichen Gefühl tief durchdrungen, und obwol er in die Hauptstadt des Feindes einrückte, ertönte doch kein Ruf des Sieges, kein Laut der Freude oder des Jubels; sondern ernst, schweigend, indem er nur das erstaunte Auge an den hohen Gebäuden auf- und abwärts

schweifen ließ, um eine Spur des Lebens darinnen zu entdecken, zog er in die Herrscherstadt der alten Zaren ein.

Jetzt stiegen die Mauern und Zinnen des Kreml düster über den Häuptern der Krieger empor. Da zum ersten mal vernahm man, als sei es ein erquickender Laut, ein verworrenes Gemisch von Stimmen und kriegerisches Getümmel. Es war ein Trupp zusammengelaufenen Volks, das sich im schwarzen Gewimmel um einen Zug Wagen drängte, auf denen Lebensmittel und einige Verwundete lagen, die man nicht eilig genug hatte aus der Stadt schaffen können. Etliche Kosacken, zu ihrer Deckung zurückgelassen, flüchteten auf ihren kleinen behenden Rossen und waren bald in den ihnen wohlbekannten Gassen verschwunden, ohne von den nachgesandten Kugeln verletzt zu sein. Doch vom Kreml her, an dessen Thoren man in diesem Augenblicke ankam, tönte urplötzlich ein gräßliches Gebrüll heulender Stimmen. Rasinski war, nur von Bernhard begleitet, bei dem Schall der ersten Schüsse vorwärts gesprengt, um zu sehen, was es gab; selbst seine männliche Brust, der Drohungen jeder Gefahr längst gewohnt, erbebte bei diesem grauenvollen Laut. Sein Auge folgt der Richtung, die sein Ohr ihm angibt. Da sieht er auf den Mauern des Kreml eine Anzahl entsetzlicher Gestalten, Männer und Weiber, mit wüthenden Geberden, die den Eingang in die heilige Burg der Zaren vertheidigen wollen. Das verworrene, zerraufte Haar der Weiber, der wilde, struppige Bart der Männer, Schmuz, Lumpen, Geheul, gräßliche Verzerrung des Gesichts, plumpe barbarische Waffen, alles dies vollendet das Grauenhafte des Anblicks. „Was? Sendet uns die Hölle ihre scheußlichsten Dämonen entgegen, um uns zu schrecken“, ruft Rasinski aus und stutzt. „Sind das Menschen oder Wehrwölfe?“ fragt Bernhard, gleichfalls schaudernd. Die entsetzliche Schar erhebt

aufs neue ihr wildes Geschrei, und Flintenschüsse fallen von der Mauer in den dichten Haufen. Der König von Neapel schwingt ein weißes Tuch als Zeichen der friedlichen Unterhandlung und ruft Rasinski heran, um ihnen zu sagen, daß sie den rasenden, vergeblichen Kampf aufgeben sollen, daß man ihnen kein Uebel zufügen will. Rasinski reitet vor; in ihrer Landessprache ruft er ihnen zu: „Hört, vernehmt Worte des Friedens!" Doch ein gräßliches Geheul, wobei die Weiber ihre Brüste schlagen und das Haar raufen, theilt statt der Antwort die Lüfte. Rasinski ruft ihnen noch einmal zu, sich zu ergeben. Da springt ein Weib, kolossal von Gestalt, der das wilde Haar weit über die Schultern herabfällt, auf die Zinne der Mauer: „Hund! Zerfleischen will ich dich mit meinen Zähnen wie eine hungerige Wölfin! Räuber, du sollst zerrissen werden wie der Jäger, der der Bärin das Junge aus der Höhle trägt! Fluch euch Mördern unserer Kinder und Gatten! Fluch euch Verwüstern unserer Städte! Und dreimal Fluch euch ruchloser Brut, die ihr die heiligen Altäre schändet und den Allmächtigen mit verfluchter Zunge lästert. Wehe soll über euch kommen, mehr als über die Verdammten im Schwefelpfuhl. Fluch, Fluch, ewiger Fluch!"

Rasinski schauderte. Diese drohende Gestalt war furchtbar, aber sie erregte keinen Abscheu! Weite, schwarz und graue Gewänder umhüllten sie; ein blutig rothes Tuch, halb einer Mütze, halb einem Turban ähnlich, war um das Haupt gewunden. Das ergraute Haar flatterte im Winde um ihre Schultern, ihr Auge blitzte und rollte wild in seinen Kreisen, der Mund hatte sich zum lauten Fluch geöffnet, sie erhob die Hände beschwörend zum Himmel.

Alle männliche Kraft zusammenraffend, rief Rasinski noch einmal mit seiner Löwenstimme: „Wollt ihr Gnade verschmähen, Rasende?"

Ein wildes Gebrüll, mit drohenden Geberden begleitet, übertönte seine Worte, noch bevor er geendet hatte. Durch einen Wink bedeutete er dem König, daß alles vergeblich sei; dieser gab ein Zeichen das Thor zu sprengen. Die bereits aufgefahrene Artillerie gab Feuer. Drei Schüsse, deren Donner furchtbar in der öden Stadt widerdröhnte, krachten gegen das Thor. Es stürzte zersplittert zusammen. Sowie es sich öffnete, drang der verworrene Knäuel jener Wüthenden aus der Pforte hervor und stürmte in die Reihen der Krieger ein. Man hatte ihrer schonen wollen, da es zu wenige waren, um einen überlegenen Feind zu nutzlosem Blutvergießen zu veranlassen; der fanatische Patriotismus der Unglücklichen aber machte es unmöglich. Gleich wilden Thieren brachen sie grimmig in die dichte Schar der Gegner ein, um wenigstens deren so viele zu vertilgen, als sie vermochten. Ein Wüthender schlug mit einem Baumast, der einer Keule glich, zwei Franzosen zu Boden und hatte in einigen gewaltigen Sprüngen schon den König, der, wie immer, einer der Vordern bei der Gefahr, erreicht, als Rasinski noch eilig herbeisprengte und einen Säbelhieb gegen den Rasenden führte. Doch er fiel flach, und mit der Wuth eines gehetzten Hundes packte ihn jetzt der halb Getroffene an, riß ihn mit überlegenen Kräften vom Pferde herab, schleuderte ihn zu Boden und warf sich über ihn her. Bernhard war schnell wie eine heranschießende Schlange vom Pferde und riß den Wüthenden, der Rasinski zu erdrosseln versuchte, zurück. Ein französischer Offizier sprang ihm bei. Mit Mühe brachen sie die Arme des Russen auseinander, mit denen er Rasinski gepackt hatte; als er dieser nicht mehr mächtig war, fletschte er die Zähne ergrimmt und drohte den Unterliegenden damit zu packen. Doch jetzt hatte auch Rasinski wieder einen freien Arm gewonnen, und indem der Wüthende

nach ihm biß, schlug er ihn, eine andere Abwehr war unmöglich, mit der geballten Faust so gewaltig in den Mund, daß ein dicker Strom schwarzen Blutes daraus hervor und ihm über Brust und Antlitz stürzte. Dennoch ließ der Barbar nicht ab, sondern trotzte den drei Männern mit der ungeheuern Kraft seines muskulösen Körpers, bis ihn die Kugel aus der Pistole eines Chasseurs, der ihn kalt mit auf die Brust gesetztem Feuerrohr mitten durchs Herz schoß, leblos zu Boden streckte.

Rasinski und Bernhard schauderten über diesen Kampf; er glich zu sehr dem Mord, dem wahren Abschlachten der Barbaren, um ein edles männliches Herz nicht mit dem tiefsten Abscheu zu erfüllen. Indessen waren die übrigen, welche noch Widerstand leisteten, theils niedergehauen worden, theils hatten sie mit verzweiflungsvollem Geheul die Flucht ergriffen. Es schien nicht der Mühe werth, sie zu verfolgen; man ließ sie daher sich in den öden Gassen der Stadt zerstreuen, und der König von Neapel setzte den Marsch mit den Seinigen weiter fort.

Doch mehr als jemals wurde es jetzt nothwendig, sich nicht ohne die größte Vorsicht in das labyrinthische Gewinde der Gassen zu vertiefen. Der Soldat, der alle diese reichen Häuser und Paläste von den Einwohnern verlassen sah, richtete seine Gedanken auf die Beute, die er an dem zurückgelassenen Gute zu machen hoffte. Einzelne versuchten hier und da sich von dem Zuge zu entfernen, um sich plündernd in den Häusern zu zerstreuen; doch der strengste Befehl untersagte es ihnen, und als Beweis, daß er befolgt werden würde, schoß ein General mit eigener Hand einen Dragoner nieder, der sich in eine Seitengasse stehlen wollte. Dies wirkte; die Menge gehorchte dem Gebote pünktlich. Doch hielten die Führer Vorsicht für nöthig und sandten

daher, wo sie an ein bedeutendes Gebäude, das öffentlichen Zwecken gewidmet schien, oder an eine Gruppe ansehnlicher Häuser kamen, immer starke Abtheilungen seitwärts, um dieselben unter deren Schutz zu stellen.

So erhielt auch Rasinski den Auftrag, einen großen, vom Reichthum des Besitzers zeugenden Palast, der in einer breiten Querstraße, wo sonst nur kleine Häuser befindlich waren, lag, zu besetzen. Mit seinen wenigen noch übrigen Leuten und einem Bataillon leichter Infanterie, das ihm beigegeben wurde, trennte er sich von dem Corps des Königs von Neapel und bezog mitten in der Stadt ein eigenes Feldlager. Er nahm von dem Palast und den umliegenden Häusern förmlich Besitz. Keine lebende Seele machte ihm denselben streitig. Boleslaw beauftragte er, mit einer Anzahl von Leuten diejenigen Gegenstände, welche zur Kleidung und Nahrung der Soldaten dienen und sich etwa vorfinden sollten, aus den Gebäuden zu entnehmen, um eine billige Vertheilung derselben nach Bedürfniß vorzunehmen. Bis er selbst sich von der Sicherheit der Häuser überzeugt habe, verbot er aufs strengste, sich darin einzuquartieren; vor ein jedes derselben ließ er eine Schildwache stellen, die mit ihrem Leben verantwortlich für Plünderung oder muthwillige Zerstörungen wurde.

So schlugen denn die Truppen einstweilen einen geordneten Bivouak in der breiten, einem Platze ähnlichen Straße auf, die dem Palaste gegenüberlag. In diesem nahm Rasinski sein Hauptquartier und richtete sogleich ein Bureau ein, das ihm für die genauere Ordnung des Dienstes und mancher übrigen Geschäfte nothwendig war. Wie bisher erhielten Ludwig und Bernhard den Auftrag, die Arbeiten in demselben zu übernehmen.

Zweites Kapitel.

Es dunkelte schon, als die vorläufigen Anordnungen getroffen waren. Man befand sich denn nun in der Hauptstadt des Feindes, man hatte sie förmlich in Besitz genommen; ja mehr als man glaubte, da alles darin, was nicht fortzuschaffen war, den Einrückenden gewissermaßen als Erbe überlassen blieb. Das Schloß, welches Rasinski mit seinen beiden jungen Freunden bezogen hatte, war von alterthümlicher, würdiger Bauart. Das Thor, hoch, gewölbt, mit Eisen stark beschlagen, hatte man erst sprengen müssen; man fand es von innen verriegelt, ein Beweis, daß entweder noch Leute im Schlosse befindlich oder durch den Garten geflüchtet sein mußten. Das letztere war am wahrscheinlichsten. Als man die beiden symmetrischen Wendeltreppen, welche von jeder Seite der Hausflur in das mittlere Stockwerk führten, hinanstieg, gelangte man in weite Corridors, an denen eine lange Reihe von Gemächern und Sälen hinunterlief. Sie zeugten von großer Pracht, von selbst in Rußland nicht gewöhnlichem Reichthum; doch war, wie Möbel, Form der Spiegel, Tapeten und Vergoldungen bewiesen, die Ausschmückung mindestens schon durch die Väter der jetzigen Besitzer geschehen.

In dem Zimmer zunächst der Treppe richteten Ludwig und Bernhard das Bureau ein. Aus demselben trat man rechts in einen geräumigen Saal, und neben diesem hatte Rasinski sich in einem kleinern Gemach, das eine Art Boudoir gewesen zu sein schien, eingerichtet; zur Linken des Bureauzimmers hatten Ludwig und Bernhard in zwei großen Gemächern ihre Schlafstätten aufgeschlagen.

Es fing an zu dunkeln; draußen auf der Straße flackerten die hellen Wachtfeuer, an denen die Leute bivouakirten. Der Widerschein der Flammen spielte gegen die Decke der noch unbeleuchteten Gemächer und brachte, gemischt mit der tiefen Dämmerung, ein seltsames Licht hervor. Rasinski war hinuntergegangen, um die Truppen zu besichtigen und für ihre Bedürfnisse zu sorgen. Ludwig saß in dem geräumigen Gemach, welches er zur Wohnung gewählt hatte, allein auf einem alten Lehnsessel, denn Bernhard, von einer ihm eigenen Lust, fremde große Gebäude gleich nach allen Richtungen hin zu durchkreuzen, hatte, wie er sich ausdrückte, eine Entdeckungsreise in die weitläufigen Seitenflügel des Palastes unternommen.

In dem Halbdunkel des herbstlichen Abends, bei dem Spiel des Feuerscheins vor den Fenstern, bei dem gedämpften Schall verworrener Stimmen und Waffengeräusches von draußen her hing Ludwig seinen Träumen nach. Die schönen Bilder der Vergangenheit schwebten als glänzende Gestalten auf dem dunkeln Grunde der Gegenwart vorüber. Es war die erste einsame, ruhige Stunde, seit er die Nachricht von dem Tode der Mutter erhalten, die das Getümmel des Kriegs ihm gönnte. Eine düstere Schwermuth bemächtigte sich seiner Seele; das Haupt auf der Seitenlehne des Sessels in die Hand gestützt, saß er, in Erinnerungen versunken, und sein Auge irrte bewußtlos in den hohen dunkeln Räumen des Gemachs umher. So bemerkte er es nicht, daß Bernhard eingetreten war und, in der halboffenen Thür stehen bleibend, ihn beobachtete. Dieser aber sah durch die tiefe Dämmerung die Thränen in Ludwig's Auge glänzen, in denen sich der flackernde Feuerschein spiegelte.

„So in düstere Gedanken versunken, Kriegskamerad?" redete er ihn an.

„Ach, Bernhard“, sprach Ludwig, „du bist es? Ja wohl, in düstere Gedanken versenkt! Wie könnte man es anders an diesem schauerlichen Orte, und mit einer Brust voll Erinnerungen und Schmerzen wie die meinige!“

„Hm“, warf Bernhard hin, „mein Herz ist auch gerade kein Füllhorn der Wonne und des Glücks, und wenn ich mit meinen Erinnerungen laterna magica spiele, so zieht der Teufel und seine Großmutter an der Wand vorüber. Aber was den schauerlichen Ort anlangt, so muß ich dir sagen, daß er mir noch eher unheimlich vorkommt.“

„Wie so?“

„Wir wohnen nicht allein im Hause, darauf möchte ich schwören.“

„Was hast du für Gründe zu dieser Vermuthung?“

„Mancherlei. Ich ging durch die langen Corridors nach dem Querflügel, der auf den Garten stößt. Wie ich so eine Thür nach der andern anklinke, die alle verschlossen oder verriegelt waren, komme ich auch an eine, die sich sogleich öffnet. Ich trete ein und fühle mich durch eine behagliche Wärme überrascht; das fällt mir auf, ich schaue umher und finde, daß ich in einer Art von Küche stehe, wo auf dem Herde noch Asche liegt. Ich trete hinzu; die Asche ist warm, ja ich entdecke, als ich mit meinem Säbel darin schüre, noch einige schwach glimmende Kohlen.“

„Die Bewohner werden diesen Morgen noch hier gewesen sein.“

„So dachte ich auch; da aber höre ich plötzlich unter mir ein dumpfes Geräusch, wie wenn etwas Schweres fiele. Das macht mich stutzig. Ich eile wieder auf den Corridor, entdecke eine kleine Treppe, die ins untere Geschoß hinabführt, und finde dort ebenfalls einen Corridor, an welchen sich eine Reihe Gemächer mit verschlossenen Thüren anschließ-

Ich versuche sie zu öffnen, zu sprengen; sie sind, scheint es, fest verrammelt. Ich poche, rufe, lärme; keine Antwort. Endlich bin ich des Dinges überdrüßig und gehe. Als ich die kleine Treppe wieder hinaufsteige, höre ich aber etwas rauschen und zugleich Schritte wie von einem weiblichen Fuß. Schnell eile ich hinauf, entdecke aber nichts. Ueberzeugt, daß mein leises Ohr mich nicht getäuscht hat, spähe ich überall umher. Da sehe ich am Boden, dicht vor der Thür der Küche, wo ich zuvor gewesen war, etwas Weißes schimmern; ich hebe es auf, und siehe, es ist diese Bandschleife, die zuvor, darauf wollte ich einen Eid schwören, nicht dort gelegen hat. Ich forsche und spähe darauf ringsumher, um die Schöne zu entdecken, die das Band verloren haben müßte, doch vergeblich. Alles blieb stumm, alles verschlossen. Ob es nun ein guter oder böser Geist, eine Ahnfrau oder gar die berüchtigte Weiße Frau gewesen sein mag, die in den öden Gängen umhergewandelt ist, das will ich unentschieden lassen."

„Hm, sonderbar!" sprach Ludwig sinnend. „Sollten sich vielleicht die unglücklichen Einwohner versteckt halten aus Furcht vor Mishandlungen?"

„Möglich! Doch halte ich's lieber mit Gespenstern, verwünschten Fräuleins, die auf Erlösung harren, eingemauerten Nonnen, deren Seele keine Ruhe finden kann und die in den öden Gängen umherkreuzen. Um Mitternacht müssen wir eine zweite Recognoscirung vornehmen; bist du dabei?"

„Wenn deine eigene Müdigkeit dich nicht eines Bessern überredet", erwiderte Ludwig lächelnd, „herzlich gern."

„Wie? Ihr sitzt so im Dunkeln, Freunde", tönte plötzlich des eben eingetretenen Rasinski Stimme. „Es wird Zeit sein, daß wir Licht anzünden lassen; aber auch Feuer, denn die Herbstabende sind kalt in diesen Gemäuern."

Er befahl seinem Reitknecht Licht zu bringen und in dem kleinen Gemach, welches er bewohnte, Feuer anzuzünden. Es war dies das einzige Zimmer des Hauses, wo sich ein Kamin befand, der für den Herbstabend eine zweckgemäßere Erwärmung gewähren konnte als die ungeheuern Oefen in den andern Gemächern.

„Ich habe eben Briefe für mich und euch erhalten", fuhr Rasinski fort; „laßt uns hinübergehen und sie zusammen lesen und einander erzählen, was die Lieben von der Heimat her uns schreiben. Es ist mir ein erfreuliches Zeichen, daß uns gleich am ersten Tage in dieser Hauptstadt eine so willkommene Begrüßung wird."

Sie gingen.

Rasinski's Reitknecht hatte eine Lampe angezündet, die in dem Gemach hing; bald flackerte auch das Feuer im Kamin. Er reichte jetzt Ludwig zwei Briefe von verschiedenem Datum hin, die jedoch, wie dies bei Feldposten zu geschehen pflegt, zu gleicher Zeit eingetroffen waren.

Bernhard pfiff ein Soldatenlied und störte mit der Zange in dem Kamin umher, während Ludwig und Rasinski lasen. „Man ist sehr glücklich, wenn man keinen Correspondenten hat", warf er hin; „man braucht kein Porto zu zahlen, nicht zu antworten, ja nicht einmal zu lesen. Das letztere ist besonders für einen Maler, der gern seine Augen schont, ein höchst erfreulicher Umstand." Er pfiff weiter, da ihm niemand antwortete. „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt — und mein gehört die ganze Welt", summte er und heftete sein Auge starr in die Glut.

„Ja, ja, du bist glücklicher als wir", rief Ludwig plötzlich und heftig aus, indem er die Hand sinken ließ, in welcher er den Brief, den er soeben gelesen, hielt, „denn solche Briefe zu empfangen, das hat der Himmel dir erspart!"

„Was ist dir? Was hast du?“ fragte Bernhard von seinem Sitze aufspringend.

„Ich kann's vermuthen, nach dem, was mir meine Schwester meldet“, sprach Rasinski; „es ist ein namenloses Bubenstück, aber es soll nicht gelingen.“

„Schwarz wie die Nacht, und giftig wie die Brut der Natter“, rief Ludwig, außer sich. „Und um meinetwillen muß die Hülflose das leiden!“

„Was denn, was? So redet doch in des Satans Namen“, rief Bernhard mit rollenden Augen, denn er ahnte etwas von der Wahrheit.

„Lies, lies“, sprach Ludwig und reichte ihm den Brief hin.

Bernhard ergriff ihn hastig und wollte ihn rasch überfliegen, doch warf er ihn ebenso hastig wieder weg und rief: „Es sind mir zu viel Buchstaben, sie kreuzen durcheinander wie ein ganzer Haufen giftiger Spinnen. Sagt mir's mit zwei Worten, denn ich habe die Ruhe nicht, das Gift da langsam herauszusaugen.“

„Es empört jeden, dem jemals ein männliches Herz in der Brust schlug“, sprach Rasinski und ging in Wallung mit großen Schritten auf und nieder; „die Buben, die euch verfolgen, sind auf seine unglückliche Schwester gestoßen, der Zufall oder ihre arglistigen Höllenkunstgriffe brachten das Geheimniß an den Tag, und —“

„Sie ist im Gefängniß?“ rief Bernhard hastig unterbrechend und sein Auge flammte ergrimmt auf.

„Nein, das zum Glück nicht“, fuhr Rasinski fort; „aber empörende Anträge hat ihr der Bube gemacht, und des Bruders Haupt zum Preise —“

„Rede nicht weiter, Rasinski!“ rief Bernhard halb befehlend, halb flehend. „Soll es der Bruder zweimal hören?“

Zugleich faßte er Ludwig und drückte ihn mit krampfhafter Heftigkeit an die Brust. „O die holde Rose! Welche Qualen des Schauders mußten ihr liebendes Herz erfüllen, als die stachelige Giftraupe sich scheußlich heranringelte! — Aber wir wollen Gott danken, daß sie gerettet ist, denn ich sehe es an euern Blicken, sie muß es sein, sonst könntet ihr so nicht hier stehen. Doch noch schauert mich in innerster Seele! Mein Ludwig!"

Sie hielten sich aufs neue umfaßt. Rasinski legte die Hände auf ihre Schultern und sprach gerührt: „Wir haben wol Gott zu danken!"

„Laß mich nun lesen, was die gemarterte Heilige dir schreibt", unterbrach Bernhard mit bewegter Stimme die Umarmung. Er nahm den Brief und setzte sich damit gegen das Feuer.

„Hm!" sprach er ruhiger, doch noch von Ingrimm erfüllt, als er gelesen; „der eine Todesstreich wäre zwar abgewendet, aber noch droht ja das Schwert über ihrem Haupte. Auch über dem unserigen — doch diese Lumperei ist nicht der Rede werth. Ich sollte den Buben nur hier haben —, er müßte ein anderes Lied hören!" Nach diesen Worten ging er unruhig auf und nieder.

„Ich habe den zweiten Brief noch nicht geöffnet", sprach Ludwig, „der erste hatte mich zu gewaltig erschüttert. Er gibt uns vielleicht Auskunft."

„Laß hören!"

„Dresden, am 19. August.

„Theuerer Bruder!

„Welch eine Zeit ist das? In Stunden geschieht mehr als vormals in Jahren. Die wichtigsten Ereignisse meines Lebens drängen sich alle in einen Punkt zusammen. Wir verließen Teplitz gleich am andern Morgen nach dem entsetz-

lichen Vorfall, den ich Dir noch abends flüchtig meldete. (Sei nur auf Deiner Hut, Theuerster!) Diese Nacht brachten wir auf dem Gute der Tante zu; heute fuhren wir alle in der Stille hierher. Auf dem Todtenbette sprach mir die Mutter von einem Geheimniß; doch der Schmerz hatte mich damals so überwältigt, daß ich kaum darauf achtete; denn was sollte mir noch wichtig sein in der Welt! Und doch — aber höre. Die Mutter hatte mir die geheime Lade ihres Schreibtisches als wichtige Papiere enthaltend bezeichnet. O Ludwig, mit welcher Bewegung habe ich sie gelesen! Sobald es auf sichern Wegen möglich ist, sollst Du das ganze Document der rührenden Erzählung erhalten; jetzt gebe ich Dir nur den Auszug, den die flüchtigen Minuten mir gestatten. Unser wahrer Name ist nicht Rosen; sondern der Vater hieß Sternfels und war Gutsbesitzer in Franken. Die treueste Freundschaft war sein Unglück. Im März des Jahres 1793 besuchte er einen Jugendfreund, Namens Waldheim, der Offizier gewesen, aber von den Franzosen gefangen genommen war und sich zu Strasburg aufhielt, wohin ihm seine Gattin, eine holdselige Frau sondergleichen, wie die Mutter sie schildert, nachgefolgt war. Ein Franzose, Rumigny, beleidigte die junge, reizende Frau durch ehrlose Anträge." Hier hielt Ludwig einen Augenblick inne, weil Rasinski eben durch eine eintretende Ordonnanz, die ihre Meldungen machte, unterbrochen worden war. Auf einen Wink fuhr er jedoch sogleich fort: „Da sie zurückgewiesen wurden, rächte er sich durch die schwärzesten Verleumdungen. Dies erfuhr der beleidigte Gatte, der sein getreues Weib kannte. Er forderte den Verleumder, zwang ihn zum Duell; unser Vater war Secundant. Doch der Elende, der sich mit mehreren Begleitern versehen hatte, that einen Schuß gegen die Gesetze des Duells, der den unglücklichen Waldheim zu Boden streckte.

Unser Vater war außer sich; da in dem Augenblick jedoch die Sorge, das Leben des Getroffenen vielleicht noch zu retten, dringender war als das schwer überwundene Gefühl der Rache, konnte er den Thäter nicht sogleich züchtigen. Der Freund starb nach wenigen Minuten. Unser Vater forderte den Mörder; dieser verhöhnte ihn. Da überwältigte ihn ein menschliches Gefühl — Ludwig! wer wollte ihn verdammen — er suchte den Elenden auf, um Rache an ihm zu nehmen, oder ihn zum Zweikampf zu zwingen. Sein treuer Diener Willhofen begleitet ihn; doch der Verbrecher ist gewarnt und lockt den Gegner ins Netz. Durch Hohn weiß er zu reizen, der Vater vergißt sich, dringt mit dem Degen auf ihn ein, wird entwaffnet und mit dem treuen Willhofen gefangen. Um sein Opfer gewiß zu verderben, sucht der Verbrecher den Vater als Späher und fremdbesoldeten Verräther gegen Frankreich verdächtig zu machen. Er wird nach Paris gesandt. Die Guillotine bedroht ihn. Doch Willhofen, der alle seine Schicksale theilt, findet in dem Kerkermeister einen Landsmann aus dem Elsaß. Dieser begünstigt ihre Flucht, und beide gelangen glücklich nach dem Havre auf ein holländisches Schiff. Von dort schreibt der Vater erst der Mutter, was alles geschehen ist, und beschwört sie, sofort mit uns nach Hamburg zu gehen, wo er sie treffen will. Sie kommt dahin und erwartet vergeblich die Ankunft des Vaters. Tage und Wochen verstreichen, endlich ist ein Monat vorüber, ohne daß ihre tödliche Ungewißheit sich endet. Indessen erfährt sie, daß durch die schon damals überall hin sich erstreckende Gewalt der französischen Machthaber der Proceß gegen den Vater als Mörder auch schon in seiner Heimat anhängig gemacht ist, daß man ihn auffordert, sich dem Gerichte zu stellen. Was soll ich Dir noch alles sagen? Der Vater ist niemals mehr wiedergekehrt; seine

Güter wurden eingezogen, und als die Franzosen Franken besetzten, sein Name geächtet, weil er sich in den Polizeilisten von Paris unter der Zahl der Hochverräther fand. Dies bewog die Mutter, den Namen Rosen anzunehmen und sich mit uns nach Dresden zurückzuziehen, wo unsere Tante, ihre Schwester, bereits als Witwe wohnte. Noch tausend Umstände hätte ich Dir zu melden, theuerer Bruder, wenn es in diesem dringenden Augenblicke möglich wäre. Vor allem die unendlich rührenden Gründe der Liebe und Besorgniß, welche nebst manchen andern wichtigen Bedenken unsere Mutter bestimmten, ihre Kinder nicht zu Mitwissern des Geheimnisses zu machen, das um das Haupt des Vaters schwebte. Doch es wird ja ein Tag kommen, wo die Schwesterbrust sich einmal wieder ganz frei und ungehindert gegen Dich ergießen kann. Jetzt stürmt und dringt freilich alles auf uns ein! In der nächsten Viertelstunde schon reise ich mit der Gräfin Micielska nach Warschau ab, wo ich ganz sicher gegen jede Verfolgung sein werde. O wärest auch Du es nur! Aber Dich bedroht das Unheil des Krieges im Antlitz und schwarzer Verrath im Rücken! O Ludwig, und Du führst die Waffen für die, welche so namenloses Elend über Deinen Vater und über Dein Vaterland gebracht haben! Ich mache Dir keine Vorwürfe, Du Lieber; aber kann das Unglück höher steigen, können wir tiefer sinken in der Schmach? Meine heißen Gebete für Dich sende ich täglich gen Himmel! Aus tiefster Seele aber bete ich auch für die Erlösung unsers Vaterlandes von dem ehernen Joche, unter das es sich beugen muß. Ich muß schließen, — grüße Deine Freunde von mir, den treuen Bernhard, den edeln Rasinski — o daß es erst anders würde in der Welt!

Deine Marie."

Ludwig hatte vor Erstaunen und Ueberraschung kaum den

Brief zu Ende lesen können. Erst jetzt erinnerte er sich lebhaft und deutlich wieder einiger Begebenheiten aus seinen frühesten Knabenjahren — denn er zählte fünf Jahre zur Zeit des unglücklichen Ereignisses —; jetzt erst, wie sie erklärt wurden, traten die mancherlei kleinen Beziehungen, Winke und Worte, die er von der Mutter über das Schicksal des Vaters gehört, gleich hellen Sternen auf dem dunkeln Nachthimmel der Vergangenheit hervor. Aber wie vieles blieb in seinen düstern Wolken verschleiert!

Rasinski wurde vorzüglich durch die letzten Worte des Briefes erschüttert, die eine Wunde seines Herzens trafen, von der selbst Ludwig keine Ahnung hatte, da er mit männlicher Festigkeit seinen Schmerz in verschlossener Brust trug. Er stand mit verschränkten Armen gegen den Pfeiler des Kamins gelehnt und blickte düster vor sich hin.

Auf Bernhard schien dieser Brief den schwächsten Eindruck zu machen, da seine Seele sich nur noch mit dem Ereigniß des ersten beschäftigte. Er saß auf der andern Seite am Feuer und spielte mit seinem Ringe, indem er ihn am Finger hin und her drehte. „Im ersten Augenblicke, mein guter Ludwig", fing er nach einer Pause an, „regen uns solche Nachrichten heftig auf. Aber auf die Dauer ändern sie wenig in unserm Leben. An Wunder glaube ich in der Brust, im Gemüth, wo man will; aber im Leben sind sie selten. Ein Vater, der zwanzig Jahre lang verschollen ist, muß zu den Todten gezählt werden; um einen, den wir so lange entbehrten, kann auch der Schmerz nicht groß sein. Aber Marie in ihrer Lage, in der Entwürdigung, die sie erfahren, in der Angst, die sie dulden mußte, ist ein armes, blutendes Opferlamm!"

„Du bist so gut und treu, Bernhard", entgegnete Ludwig, „du verstehst das Herz deines Freundes so tief: soll-

test du nicht begreifen, daß es ihn im Innersten bewegen und ergreifen muß, daß er vielleicht noch einen Vater besitzt, der unendliches Unglück, unendlichen Jammer erduldet haben kann und noch erduldet? Wärest du in diesem Falle —"

„Und bin ich's etwa nicht?" fuhr Bernhard fast wild auf. „Wenigstens in einem ähnlichen, und darum weiß ich, was davon zu halten ist. Ich könnte vielleicht noch eine ganze Sippschaft, Vater und Mutter, Basen und Vettern in der Welt haben und auffinden, aber ich betheuere dir, daß ich mich jetzt auch nicht einen Pfifferling um die kümmern werde, die sich zwanzig Jahre nicht um mich bekümmerten. Es ist freilich anders mit dir — denn du weißt wenigstens, daß dein Vater dich nicht verstoßen hat, du hast ihn früh verloren, und alles bürgt dir dafür, daß er ein edler Mann war. Nun, du weißt, ich fühle auch — aber Marie geht mir jetzt näher ans Herz."

„Du hast mir nie gesagt, daß du noch lebende Aeltern habest", sprach Ludwig erstaunt.

„Ich erfuhr es selbst erst vor zwei Jahren in London, als mein Pflegevater gestorben war; aber damals hatte ich Kopf und Herz voll anderer Dinge — du weißt ja —, und seitdem hat die Zeit mich gleichgültig gemacht. Da, an diesem Ringe (er warf ihn über den Tisch zu Ludwig hin) sollte ich vielleicht meine wahren Aeltern erkennen; und doch hätte ich ihn vor drei Monaten unbedenklich um etwas Gewissern willen, was mir lieber war, weggegeben, wenn ich nicht ein dummer Tölpel gewesen wäre."

Da Rasinski und Ludwig ihn fragend und befremdet anblickten, fuhr er, während Ludwig den Ring betrachtete, fort: „Mein Pflegevater, den ich für meinen wirklichen hielt, weißt du, war ein armer Landprediger bei Würzburg. Als ich im zehnten Jahre anfing gut zu zeichnen, schickte er mich

nach Dresden zu seinem Bruder, den du ja gekannt hast. Daß es mir schlecht genug hier erging bei dem alten, strengen, philisterhaften Kauz, brauche ich dir auch nicht zu wiederholen. Ich zerriß endlich alle Ketten und ging auf Reisen. In dieser Zeit starb mein Pflegevater, der Pfarrer, und sein Bruder beerbte ihn, das heißt, er bekam die nachgelassenen Papiere. Unter ihnen war eins, das er mir nach London schickte. Auf diesem stand ungefähr Folgendes, von seiner eigenen Hand geschrieben: «Eines Abends, als ich schon zu Bett war, klingelte es heftig mehrmals an der Hausthür. Die Haushälterin öffnete; ein fünfjähriger Knabe, der die Glocke gar nicht hätte erreichen können — das war ich nämlich —, stand davor. Er hatte einen Brief an mich in der Hand. Ich öffnete ihn und fand eine Anweisung von 2000 Gulden auf einen frankfurter Bankier darin, die man mir unter der Bedingung gab, daß ich das Kind, welches sie überbrächte, erziehen sollte. Man kenne mich als einen redlichen Mann, der ein solches Zutrauen rechtfertigen werde, und wolle nach einiger Zeit sich wieder nach dem Kinde erkundigen. Ich habe meine Pflicht nach besten Kräften gethan, obwol mich bald darauf der Krieg um das brachte, was ich für den Knaben in Besitz genommen hatte. Sein Talent zur Malerei bestimmte mich, ihn zu meinem Bruder nach Dresden zu senden. Seine Wäsche war mit einem B. gezeichnet, danach nannte ich ihn Bernhard. Dies und ein goldener Trauring, den wir erst später zufällig in seinem Kleidchen eingenäht fanden und in welchem die Buchstaben B. W. stehen, sind die einzigen Zeichen, an denen man seine wahren Aeltern wiedererkennen kann.» Dieses Document nebst dem Ringe schickte mir mein Oheim, wofür ich ihn wenigstens stets gehalten, nach London, mit dem Auftrage, ich möge nun, dort oder in der Heimat, selbst nach

meinen Aeltern forschen. Weiter blieb mir auch nichts übrig, denn wie du weißt, starb mein Oheim vor zwei Jahren so plötzlich, daß ihn meine Antwort nicht einmal mehr am Leben traf und daher an mich zurückging. So sind wir in demselben Falle. Aber ich betheuere dir, Ludwig, ich habe auch noch nicht den Finger gerührt, um eine Entdeckung zu machen. Was will ich mit Aeltern, die in meinem ganzen Leben nichts von mir gewollt haben? Reich oder arm, vornehm oder gering, mir ist alles eins; Liebe können sie nicht zu mir gehabt haben. Mit dir ist's freilich anders, aber auch weit unwahrscheinlicher — denn welcher Vernünftige zählt auf das große Los im Glücksrade? Ich würde nur dem Schuft Romanay, oder wie er hieß, auf die Spur zu kommen suchen, um ihm etwa den Hals umzudrehen. Aber der Vater —; zwanzig Jahre verschollen ist todt."

„Nein, Bernhard!" rief Ludwig, „ich kann so nicht fühlen. Mächtig stürmt die Hoffnung in meiner Brust, ich werde einen Vater finden und ihm vielleicht ein heiteres Ziel des Lebens bereiten können. Und diese Liebe steht mir näher als die Rache nach einem, den vielleicht das Maß seiner Schuld schon längst erreicht hat. Nein, ich hoffe noch!"

„Das wird acht Tage dauern, die nächsten Monate hindurch taucht es noch einigemal auf; aber wenn dann Jahre verflossen sind und alles bleibt wie es ist, so wirst du sehen, daß so schwache Hoffnungen verglimmen wie eine Flamme ohne Nahrung."

„Freilich," entgegnete Ludwig, „bin ich, so scheint es, darauf angewiesen, meine theuersten Hoffnungen an fast unsichtbare Fäden sich knüpfen zu sehen, und man könnte mir's verzeihen, wenn ich daran verzweifelte, durch sie den Ausweg aus dem Labyrinth meines Schicksals zu finden."

Rasinski hatte indessen den Ring genommen und be-

trachtete ihn aufmerksam. „Hm! Welche Buchstaben nanntest du, die in dem Ringe ständen?" wandte er sich fragend an Bernhard.

„B. W.", erwiderte dieser.

„Wenn man freilich", bemerkte Rasinski nicht ohne eine etwas verweisende Betonung, „so zarte Fäden nur obenhin betrachtet, dann wird es allerdings unmöglich, sie zu verfolgen und, durch sie geleitet, den Ausweg des Labyrinths, wie Ludwig sagte, zu finden. Ich lese nicht B. W., sondern ganz deutlich L. W. in diesem Ringe."

„Unmöglich!" antwortete Bernhard, griff hastig nach dem Ringe und hielt ihn gegen das Licht. „Das ist ein Blendwerk der Hölle!" rief er plötzlich erblassend aus. „In meinem Ringe stand B. W., oder ich will ewig verdammt sein. Treibst du dein Spiel mit mir?" fuhr er heftig gegen Rasinski auf.

„Wie kannst du nur glauben!" sprach dieser und stand erstaunt und bewegt auf; auch Ludwig betrachtete den Freund mit äußerster Spannung. In seinen Zügen war eine Bewegung zu lesen, wie er sie nie gesehen, seine Fassung war verloren, er schien ganz überwältigt durch die aufregenden Gefühle seiner Brust.

Plötzlich lachte er wild und ingrimmig auf. „Es ist nichts, sage ich, nichts. Eine der riesenhaftesten Albernheiten des Zufalls, über die man aber freilich verrückt werden könnte! Ich glaube, das Schicksal will sich an mir rächen. Ich war ungläubig gegen seine Wunder in diesem nüchternen Leben, nun verhöhnt es mich damit — aber doch fast zu grausam! O" — er drückte sich die Faust vor die Stirn — „wer mir nur dies eine mal sagen könnte, ob mich die grinsenden Larven eines Traumes quälen, oder ob die Wirklichkeit mir diese höhnischen Gesichter schneidet. Packt mich doch

an, ins Teufels Namen, und schüttelt mich wach, wenn mir der Alp das Herz zerdrücken will!"

„Bernhard, lieber Bernhard", drang Ludwig in ihn, indem er seine Hand ergriff, „was hast du? Fasse dich, komm zu dir selbst; o sprich, was dich so grauenhaft erschüttert!"

Wie jemand, der aus den bewußtlosen Zuckungen eines Krampfes ins Leben zurückkehrt und nun, todesmatt, kaum noch die Augenlider offen halten kann, sank Bernhard jetzt an der Brust des Freundes zusammen, sodaß Rasinski ihn unterstützen mußte. „Laßt mir's allein, Freunde!" sprach er matt. „Ihr liebt mich, es muß euch ebenso treffen. Warum soll es mehr als eine Brust zermalmen? Und wenn alles nur ein leeres Spiel wäre! ein Nichts, ein weniger als Nichts, was diese Qualen in mein Herz geworfen hat! Jetzt weiß ich, daß es auch unwirkliche Dinge gibt, vor denen eine Männerbrust zusammenbrechen muß, daß man an entsetzlichen Träumen sterben kann."

Drittes Kapitel.

Jaromir und Boleslaw waren für diesen ersten Abend in Moskau von ihren Freunden getrennt, da ihre Aufsicht bei den Truppen unerlaßlich schien. Als jedoch die Bivouaksfeuer loderten, der Soldat sich leidlich eingerichtet hatte und durch Rasinski's Fürsorge auch mit Speise und Trank hinlänglich versehen war, mochte es den einzelnen Führern wol gestattet sein, sich auf kurze Zeit von ihren Posten zu entfernen und sich durch Kameraden vertreten zu lassen. Dies

that auch Jaromir. Denn bei seinem frischen, lebenslustigen Sinne, bei seiner noch jugendlichen Regsamkeit, war, so manches er auch erlebt und erfahren hatte, der Einzug in eine neue, berühmte Hauptstadt doch ein Ereigniß für ihn, das ihn nach vielerlei Richtungen reizte und bewegte. Mit Staunen hatte er die Paläste, die langen unendlichen Gassen, die weiten Plätze betrachtet; der Kreml mit seinen Thürmen und Zinnen machte fast den Eindruck eines Zauberschlosses auf ihn. Er hatte Lust, durch die Gassen zu streifen, die Bivouaks der Kameraden zu besuchen, mit ihnen zu schwatzen und zu plaudern, kurz, nach langen Anstrengungen einmal die Freude des kriegerischen Müßiggangs zu genießen. Boleslaw sah es ihm an, und wohlwollend wie er war, erbot er sich, ohne erst Jaromir's Bitte zu erwarten, den Dienst für ihn zu übernehmen. Mit zwei Offizieren von dem leichten Infanteriebataillon, das Rasinski für den Augenblick beigegeben war, ging er, als es schon ein wenig zu dämmern begann, Arm in Arm vergnügt die Gassen hinunter, um einen Spaziergang durch die wunderbare Stadt zu machen.

„Hier diese beiden Thürme mit ihren goldenen Kuppeln müssen wir im Auge behalten", sprach er zu seinen Begleitern; „nach ihnen finden wir uns schon wieder zurecht, selbst wenn es völlig dunkel würde, denn an dem ausgeschweiften Knopf spiegeln sich die Feuer von unten herauf hell genug, um sie ziemlich weit durch die Nacht zu sehen."

Lebrun und Lacoste, so hießen seine beiden Begleiter, waren, gleich Jaromir, froh und guter Dinge. „Marlborough s'en va en guerre", sang Lebrun mit angenehmer Stimme und leicht graziösem Vortrag vor sich hin, und die beiden andern stimmten mit ein.

Sie gelangten durch einige Gassen, in denen ihnen ein schwerer Artillerietroß begegnete, an den Kreml. Hier ware

große Bivouaks aufgeschlagen. Die Junge Garde hatte sich diesen Platz zur Lagerstätte erwählt.

Lange Reihen zusammengesetzter Gewehrpyramiden leuchteten prächtig im Widerschein der Feuer, die man entlang der Gassen angezündet hatte. Wie der Soldat sein Lager immer kriegerisch schmückt, so hatte man auch hier vor jedem Bataillon eine Trophäe von Trommeln und Adlern aufgerichtet. An den Stellen, wo lange Straßen sich öffneten, standen Kanonen; sie waren abgeprotzt, die brennenden Lunten dahinter in den Boden gepflanzt. Um die Leute zu erheitern, hörte man von verschiedenen Seiten her kriegerische Musik. Doch nur wenige waren noch so bei Kräften und glücklicher Laune, daß sie einen fröhlichen Tanz nach einer beliebten Française oder Gavotte der Ruhe auf dem mit Stroh bedeckten Steinpflaster vorgezogen hätten. Ueberhaupt gewährte das Lager zwar einen bewegten, aber nicht jenen heitern Anblick, den sonst eine solche kriegerische Nomadenstadt, zumal nach Tagen des Sieges und Triumphs, darzubieten pflegt. Die Kleider der meisten Soldaten waren zerrissen und vom Pulver geschwärzt; selbst die Garde machte davon keine Ausnahme, obgleich sie bei Borodino nicht zum Gefecht gekommen war. Denn später, als Kutusow nochmals eine verschanzte Stellung bei Krymskoïe, drei Stunden vor Moskau, nahm, hatten auch sie einen ehrenvollen Antheil am Kampfe gehabt. Hier und da hörte man ein fröhliches Lied. Doch zumeist lagen die bärtigen Krieger, in ihre Mäntel gehüllt, an den Feuern, und schliefen oder blickten müßig in die Flammen, an denen ihre dampfenden Kochgeschirre standen.

„Laßt uns einmal dort am Kai hinaufgehen, wo die prächtigen Häuser stehen", sprach Jaromir.

Auch hier lagen Soldaten; es war die Alte Garde. Bei diesen sonst so streng disciplinirten Truppen herrschte jedoch

wenig Ordnung. Man hatte die Thore der Häuser aufgebrochen und sich's in den weiten Vorhallen bequem gemacht; die Offiziere lagen in den obern Stockwerken in den Fenstern. Die Soldaten schleppten Holz und Stroh heran; andere trugen Bettstücke, Teppiche, Kissen und Polster, die sie in den verlassenen Häusern gefunden, herab, um sich ein bequemes Lager zu schaffen, denn der Soldat war der fröhliche Erbe der Ausgewanderten. Der Bivouak erhielt durch diese Staffage ein buntes, fast morgenländisches Ansehen, zumal da gerade einige der Leibmamluken des Kaisers mit langen Pfeifen im Munde bequem auf einem prächtig gestickten, rothen Teppich und himmelblauen Polstern lagen, die sie in dem nächsten Palast aufgefunden hatten.

„Hm, ihr habt euch hier gut eingerichtet", sprach Lacoste; „freilich, die Garde muß immer etwas voraushaben. Man weiß aber nicht, habt ihr den Bivouak ins Haus oder das Haus in den Bivouak getragen. Warum strecktet ihr euch nicht lieber drinnen auf die Kissen?"

„Es ist Befehl zu bivouakiren, mein Kapitän", erwiderte ein Sergeant mit glänzend schwarzem Knebelbarte; „doch wird es hoffentlich nicht lange dauern. In so schöner Nacht läßt man sich's aber gefallen."

„Schöne Nacht? Mir däucht, der Wind wird rauh genug pfeifen", antwortete Jaromir.

„Wenn er nur nicht die Feuer ausbläst", rief lachend der Sergeant, dann hat es keine Noth."

„Sprecht lieber", bemerkte Lebrun, „wenn er sie nur nicht anbläst. Euer Bivouak, Freund, ist nicht der ordentlichste, den ich vom Ebro bis zur Moskwa gesehen. Nachts, wenn alles schläft und die Feuerwachen einnicken, könnte euch das Stroh unter dem Leibe zu brennen anfangen, bei euern Veranstaltungen."

„Wahrhaftig!“ lachte Jaromir, „es wäre nicht übel, wenn ihr euch die Winterquartiere über dem Kopf anbrenntet. Aber ihr habt ordentlich einen Plan dazu gemacht. Stroh und Heu sind ja von hier bis in die Hausflur hinein wie Zündpulver gestreut, und bilden eine Schlange, als ob man einen Artilleriepark von weitem aufsprengen wollte.“

„Pah! Stroh ist kein Pulver. Was leicht brennt, löscht sich auch leicht!“ rief der Sergeant.

„Nicht immer“, entgegnete Lacoste; „euern Bivouak will ich mit einer Cigarre in Brand setzen, aber es würde euch schwer werden, aus der seichten Moskwa so viel Wasser zu schöpfen, als ihr zum Löschen nöthig hättet.“

„Wir werden schon noch ein wenig Ordnung machen, mein Kapitän“, antwortete der Sergeant sich verneigend, da die Offiziere ihren Weg fortsetzten.

„Es wundert mich doch“, meinte Jaromir, „daß das gelitten wird; es ist in der That Gefahr vorhanden.“

„Freilich wol!“ zuckte Lacoste die Achseln, „aber mit der Garde ist der Kaiser nun einmal so streng nicht. Er vertraut zu sehr darauf, daß es lauter Veteranen sind, die mit Krieg und Kriegszucht Bescheid wissen und ihre Nothwendigkeit so eingesehen haben, daß sie von selbst thun, was recht ist. Es geschieht auch so, auf dem Marsche, im Lager und in der Schlacht; doch Ihr wißt wol, wenn einmal der Tag des Ausruhens für den Soldaten gekommen ist, dann hält es gar zu schwer, ihn zur Arbeit zu bringen. Solange er im Zuge ist, geht's, man kann ihm aufhäufen, was die Schultern nur tragen wollen; streckt er sich aber erst müde im Bivouak aus, zumal in einer eroberten Hauptstadt, dann mag der Teufel ihn mit Nebendingen scheren und placken. Man verläßt sich auch etwas auf Glück und den Himmel; wenn alles Gefährliche in der Welt schlecht

ausschlüge, da möchte der Henker Soldat sein. Unser ganzer Trost sind ja die Kugeln, die nicht treffen."

In diesem Gespräch war man weiter geschlendert. Kein Schritt, der nicht ein Bild für die Hand eines geschickten Malers dargeboten hätte. Hier ein alter Krieger, der da schlief, als wollte er erst bei der Posaune des Gerichts wieder erwachen, und es nicht bemerkte, daß seine Stiefelsohlen sich schon am Feuer sengten, sodaß Jaromir ihn gutmüthig auf die Seite schob, damit der arme Teufel nicht am Ende barfuß laufen müßte. Dort eine Marketenderin, die, von einem Schwarm lustiger Soldaten umringt, Frauengewandtheit mit dem Stolz auf die Redlichkeit ihres Handels verbindend, Unzähligen zugleich zu genügen wußte. Weiterhin fröhliche Spiele, Lieder, Tanz. Dicht daneben eine Gruppe behaglich schwatzender Graubärte, die mehr Narben als Haare auf dem Scheitel hatten. Ein Kranker, der mismuthig, mit verbundenem Haupte, in den Mantel gewickelt auf dem Stroh lag. Ein Pfeifer, der sich malerisch als Sansculotte auf eine Trommel gesetzt hatte, weil er als sein eigener Schneider sein einziges Paar Hosen flickte. Sogar eine Mutter mit einem zweijährigen Knaben sah man, am Feuer sitzend, mit dem Kinde schäkern. Es war der einzige süße Lohn für eine Treue und Liebe, die ihr den Muth gegeben hatte, diese unermeßliche Weite blutgedüngter Steppen zu durchwandern.

Indem Jaromir sich durch einen dichtern Haufen Soldaten Bahn zu machen suchte, die einen mit Reis beladenen Wagen, wo sie ihre Ration empfangen sollten, gedrängt umstanden, zupfte ihn jemand am Kleide. Er sah sich um; es war ein zierlich gekleideter Jockey, ein Knabe, wie es schien, von etwa funfzehn Jahren, dessen Anwesenheit im Lager auffallen mußte. Ein englischer Hut mit breit überstehender Krämpe

und mit einer schwarzen Feder schmückte das Haupt, verdeckte aber das Antlitz zur Hälfte.

„Was willst du, Knabe?“ fragte Jaromir verwundert.

Der Kleine bückte sich ein wenig, wie verschämt, und sprach: „Ich soll Euch bitten, mir zu folgen!“

Jaromir's Verwunderung nahm zu, als er den schönen Knaben aufmerksamer betrachtete; die Dämmerung, der rothe Schimmer der Wachtfeuer und der tiefe Schlagschatten des Hutes gaben dem Gesichte einen ganz eigenthümlichen, romantischen Reiz. Die Züge erregten lebhafte Erinnerungen in Jaromir auf, denen er jedoch keinen bestimmten Gegenstand anzupassen wußte; allein er mußte den Knaben irgendwo schon gesehen haben. „Folgen?“ fragte er, „gern; aber wohin?“

„Nur mir nach“, sprach der Kleine schon halb umgewendet und suchte dem Gedränge zu entkommen. Jaromir, höchst gespannt und gereizt, eilte ihm nach, besorgt, ihn in dem Getümmel aus den Augen zu verlieren.

Rasch wandte sich der behende Führer in eine dunkle, schmale Seitengasse, durch die sie bald einen freiern Platz erreichten. Da stand plötzlich der Kreml mit seinen in der tiefen Dämmerung schwarz und riesenhaft emporsteigenden Thürmen und Mauern vor ihnen; im letzten Abendschimmer leuchtend, glühte das goldene Kreuz des heiligen Iwan auf der Spitze der Metropolitankirche, hoch in den blauen Räumen des Himmels. Obgleich Jaromir durch das seltsame Abenteuer, das eben für ihn zu beginnen schien, sehr gespannt war, und seine Seele sich ganz mit Gedanken und Vermuthungen erfüllte, die ihn von den äußern Erscheinungen völlig abzogen, so machte doch dieser unvermuthete, großartige Anblick einen mächtigen Eindruck auf ihn. Unwillkürlich stand er einen Augenblick still und staunte gegen die

Höhe hinan. Sein Führer jedoch, der ihm stets einige Schritte vorausgeblieben war, sah sich wie antreibend nach ihm um und winkte ihm mit der Hand nicht zu zögern. Sie kamen an das Portal eines prächtigen Palastes; der Knabe trat in die Pforte und wartete, bis Jaromir ihm folgte. Dann ergriff er dessen Hand und sprach: „Hier muß ich Euch aufmerksamer führen, denn Ihr würdet Euch nicht zurecht finden."

In der That war die weite Vorhalle des Hauses durch eine Lampe, die in einer Ecke auf einem Tische stand, fast so gut als gar nicht beleuchtet. Kaum, daß man die breiten Treppen, die zu dem obern Stockwerke führten, erkennen konnte. Jaromir stutzte; sollte er weiter folgen, in der fremden Stadt, in dem öden Hause? Er war nicht furchtsam, doch er trug Bedenken, sich dem Führer ferner anzuvertrauen.

„Halt, Knabe", sprach er, „nicht weiter, bevor du mir sagst, wohin!"

„Ein Pole, ein Soldat, und Furcht?" sprach der Kleine mit fast spöttischem Tone.

Die Antwort verdroß den muthigen Jüngling. „Furcht?" rief er; „ich glaube fast, du selbst bildest dir ein, mich zu schrecken. Weiter denn, ins Teufels Namen, aber du bist mir Bürge für alles, was mir begegnet."

Der Knabe antwortete nicht, bot jedoch Jaromir seine Hand dar, der sie so fest ergriff, daß ihm der kleine Führer nicht entrinnen konnte; hierauf zog er mit der Rechten seinen Säbel und sprach: „Jetzt vorwärts, wohin du willst!"

Der schweigende Kleine leitete ihn die Stufen der Treppe hinan, öffnete oben die Thür eines Gemachs und führte ihn dann durch eine lange Reihe, wie es schien, leerstehender Gemächer, in denen die tiefe Dämmerung, welche draußen

auf der Straße herrschte, schon fast als völliges Dunkel erschien. Jaromir's Herz klopfte; ein eigenes Gefühl beschlich ihn, als gehe er einer Gefahr ganz besonderer Art entgegen, und doch trieb ihn die aufs höchste gespannte Erwartung, der Lösung des Geheimnisses entschlossen entgegenzuschreiten.

Sie hatten jetzt ein völlig dunkles Gemach erreicht. Der Knabe warf die Thür hinter ihnen ins Schloß, entschlüpfte mit einer unvermutheten Wendung aus der Hand Jaromir's und rief ihm aus dem Dunkel, in dem man noch stand, mit anmuthiger Stimme nur die Worte zu: „Hier wartet einen Augenblick."

Jaromir wollte den Knaben haschen, allein er war schon entsprungen, und eine zweite Thür, die sich schloß, ließ errathen, daß er das Gemach verlassen habe.

In dem völlig dunkeln Zimmer ganz allein, wurde Jaromir doch unschlüssig, was er thun sollte; er versuchte die Thür zu öffnen, durch die er eingetreten war, allein sie mußte ein Springschloß haben, denn sie widerstand dem Versuch.

„Sollte irgendein Hinterhalt des Feindes dich hier bedrohen?" fragte er sich selbst. „Doch was könnte dazu veranlassen, gerade dich unter so vielen Tausenden zu verlocken? Und wie zufällig stieß man auf dich! Es gäbe wol wichtigere Köpfe im Heere, wenn der Feind danach trachtete. Aber was in aller Welt kann man wollen? Warum diese geheimnißvolle Weise!"

Von diesen Gedanken beunruhigt, trat er ans Fenster, welches, durch dichte seidene Vorhänge geschlossen, sich durch eine schmale Lichtspalte bemerkbar machte. Er schob den Vorhang zurück; das Gemach sah nach einem Garten; jenseit desselben erblickte man durch das Halbdunkel die von den Flammen der Bivouaksfeuer angestrahlten beiden Thurmspitzen, welche dicht an Jaromir's Bivouak standen und ihm zum

Zeitpunkte dienten. Täuschte er sich nicht ganz, so mußte er durch den Garten auf dem nächsten Wege zu den Seinigen gelangen können. Er erinnerte sich zugleich einer ziemlich langen Gartenmauer, welche an der Straße, wo sein Bivouak lag, entlang führte, und einer kleinen Pforte in derselben. Mit militärischem Geschick wußte er diese Umstände der Oertlichkeit sogleich in Beziehung zu bringen und zweifelte nicht, daß er, im äußersten Falle, wenn er nur den Garten gewänne, auch die Mauer erreichen und von dort die Hülfe seiner Kameraden herbeirufen könne. In Gedanken entwarf er bereits den Plan eines Rückzugs für den Fall, wo er angegriffen würde. Nur in den Garten hinabzukommen, war die Schwierigkeit, denn der Sprung aus dem Fenster war hoch. Da half ihm der Zufall; er hörte plötzlich das Knarren einer Thür auf der Angel dicht neben sich. Dem Geräusch nachgehend entdeckte er eine Tapetenthür, die, schlecht zugemacht, vom Winde bewegt worden war; er öffnete sie und stand in einem Corridor, dessen Fenster auf den Garten ging. Da es durch keinen Vorhang geschlossen war, fiel Licht genug hinein, um den Raum weiter zu untersuchen. Doch schon nach den ersten Schritten fand er eine kleine Treppe, die, zu seiner Freude und Beruhigung, gerade in den Garten hinunterführte, dessen Eingang nicht einmal verschlossen war. Er stand nun unten, Herr seiner Freiheit: doch ein Gefühl der Scham und der Ehre trieb ihn wieder hinauf; zufrieden, sich einen Rückzug gesichert zu haben, war er entschlossen, das Abenteuer zu bestehen. Eben hatte er das dunkle Gemach wieder erreicht, als die Thür, durch welche sein Führer verschwunden war, sich öffnete und ein matter Lichtschimmer ins Gemach fiel. Eine weibliche Gestalt, in weiße Schleier und Gewänder gehüllt, trat mit leichter, anmuthiger Bewegung ein; sie hielt eine

durch ein matt geschliffenes Glas gedämpfte Lampe in antiker Form in der Hand. Jaromir, der sich auf einen Feind, oder wenigstens auf einen diplomatisch oder militärisch gefährlichen Auftrag gefaßt gemacht hatte, war höchst erstaunt. Mit einiger Verwirrung verbeugte er sich; doch die Fremde setzte die Lampe aus der Hand auf einen Marmortisch, schritt auf ihn zu und fragte, jedoch ohne den Schleier zu lüften, mit lieblicher, ihm äußerst bekannt klingender Stimme: „Errathen Sie nicht, wer vor Ihnen steht?“

„Beim Himmel, nein!“ rief Jaromir, „aber kennen muß ich Sie!“

„Sie haben kein treues Gedächtniß“, entgegnete die Unbekannte; „und ich erkannte Sie doch mitten im Getümmel der Menge, und mein Herz schlug erleichtert, weil ich einen Freund und Beschützer zu finden hoffte. Aber ich muß Sie doch darum bitten, es mir zu sein! —“ Mit diesen Worten schlug sie den Schleier zurück und blickte beschämt zu Boden. Die Dämmerung, die im Gemach herrschte, verbarg ihre vom Lichte abgewendeten Züge. Jaromir, aufs äußerste gespannt, ergriff ihre Hand und zog sie hastig gegen die Lampe; sie widerstrebte nur leise, senkte aber mit weiblicher Scheu das Haupt.

„Alisette! Sie selbst?“ rief er außer sich vor Erstaunen, da er sie jetzt erkannte. „Wie ist es möglich, daß Sie hierher kommen!“

Sie schlug ihr schönes blaues Auge, das im feuchten Glanze schimmerte, gleichsam bittend zu ihm auf und sprach mit bewegter Stimme: „Freilich ist es mir selbst fast unbegreiflich, doch es gibt Zeiten und Verhältnisse, welche auch uns Frauen in die seltsamsten und außerordentlichsten Lagen bringen. O, ich fühle es tief“, fuhr sie mit gesenkten Augen

fort, „wie feindlich der Schein ist, der auf mich fällt, da Sie mich hier sehen! Doch wüßten Sie —“

„Ich schwöre Ihnen“, rief Jaromir feurig, „daß mein Herz keinen unwürdigen Verdacht aufzunehmen vermag!“

„O Sie wohlwollender Freund“, sprach Alisette gerührt, ergriff seine Hand und drückte sie mit Wärme. Dann sank sie müde und erschöpft auf das Sofa nieder, welches die Rückwand des Gemachs einnahm, und drückte ihr lockiges Haupt in das seidene Kissen. Sie schien still zu weinen. Jaromir stand vor ihr und betrachtete das schöne Mädchen mit klopfendem Herzen. Das Haupt ruhte auf dem weichen, leichtverhüllten Arme; die Locken fielen beschattend über Wangen und Nacken; die rechte Hand hing lässig herab. Leise setzte er sich zu ihr, nahm ihre Hand und sprach mit wahrhafter Rührung: „Fassen Sie sich, armes Mädchen!“

Sie richtete sich langsam auf. „Ach“, seufzte sie, „wenn sich das Gemälde meines Lebens einmal mit recht lebendigen Farben wieder vor meine Seele stellt, dann unterliegt meine Kraft. Vergeben Sie mir nur! — — Aber hören müssen Sie, welche Schicksale mich hierher führten. Vor allem jedoch beantworten Sie mir die Frage: Erkannten Sie mich zuvor nicht?“

„Sie? Wann?“ fragte Jaromir verwundert.

„Sie hätten mich nicht in der männlichen Kleidung gekannt?“

„Unmöglich! Sie selbst waren der zierliche, schelmische Bote? Nun begreife ich die dunkeln Anklänge der Erinnerung —“

„Der schelmische Bote!“ unterbrach Alisette mit einer bittern Betonung. „O, wenn Sie wüßten, was es mich gekostet hat, diese Maske durchzuführen! Aber ich stand auf dem Theater, wo ich ja oft mit zerrissenem, blutendem Herzen

ein heiteres Angesicht zeigen mußte! Doch, wollen Sie mich anhören? Wird meine Erzählung Sie nicht ermüden? Werden Sie mir Rath und Beistand nicht versagen?"

„Ein Elender wäre ich, wenn ich nicht alles für Sie zu thun bereit wäre!" rief Jaromir und drückte ihre zarte Hand, die noch immer in der seinigen ruhte, an die Lippen und bedeckte sie mit feurigen Küssen. Alisette ließ sie ihm und hielt sich mit der andern ihr Tuch vor die weinenden, schönen Augen.

„Nun erzählen Sie, erzählen Sie mir alles", bat Jaromir; „trocknen Sie diese bittern Thränen, denn Sie haben einen Freund, einen Bruder gefunden."

„Und ich will ihm vertrauen wie einem Bruder", entgegnete das schöne Mädchen und drückte leise seine Hand.

„Sie wissen vielleicht nicht", begann sie, „daß mein Stand mir verhaßt ist. Warum — darf eine Frau, ein Mädchen Ihnen das erst erklären? Aber die dringendste Noth, die Sorge für das einzige, zurückgebliebene Kind einer theuern Schwester, die ich in England verlor, zwang mich in dieses unselige Verhältniß hinein. Mein Talent, das ich nur zur freien Verschönerung des Lebens für mich und andere bestimmt glaubte, mußte sich unter die drückende sklavische Pflicht der Erhaltung des äußerlichen Daseins beugen. Die traurigen Schicksale, welche mich zuerst auf diese rauhe Bahn führten, lassen Sie mich verschweigen. In Warschau fanden Sie mich auf derselben; die Stunde im Hause der Gräfin, die flüchtigen Tage, wo ich Sie dort sah, waren die schönsten meines Lebens. Gern wäre ich dort geblieben, allein der empörende Antrag eines Mannes, in dessen Händen dort alle meine Verhältnisse standen, zwang mich, bald nach Ihnen, wenige Tage nachdem die Gräfin abgereist war, die Stadt zu verlassen, wo es mir so wohl ergangen war, wo

aber, wie durch einen rauhen Sturm vertrieben, plötzlich alle diejenigen, die mir Freundschaft zeigten, denen ich Zutrauen schenkte, nach allen Weltgegenden zerstreut wurden. Ohne Rath und Hülfe, blieb mir nichts übrig als den nächsten Zweig zu erhaschen, der sich mir in dem Schiffbruche darbot. Ein Theaterunternehmer, der auf die Macht und die Siege des Kaisers das unbedingteste Vertrauen setzte, beschäftigte sich damit, Theilnehmer für eine französische Bühne zu werben, durch welche er dem Heere den Winteraufenthalt in Rußland zu erheitern gedachte. Anfangs hieß es, der Kaiser werde zu Witepsk bleiben; dahin folgte ich dem neuen Führer meines schwankenden Geschicks. Ich wagte mich mitten in das Getümmel des Kriegs hinein; ohne Furcht, darf ich sagen, denn ich bin der Stürme des Lebens gewohnt worden, lieber Freund, und äußere Gefahr schreckt mich nicht mehr. Doch kaum waren wir zu Witepsk angelangt, als das Heer aufbrach und jene Stadt so öde und wüste wurde wie zuvor. Um nicht die großen Kosten, die er bereits aufgewendet, zu verlieren, entschloß sich der Unternehmer, der Armee zu folgen. Er hatte das sicherste Vertrauen, daß der Kaiser bald in Moskau sein werde; dadurch suchte er uns zu bestimmen, uns nicht von ihm zu trennen. Dennoch wäre ich gewiß nach Polen oder Deutschland zurückgekehrt, aber", sie stockte hier einen Augenblick. „Doch warum sollte ich mich dessen schämen", fuhr sie ein wenig erröthend fort, „es fehlte mir an dem Gelde dazu!"

„O, warum suchten Sie mich, warum den Grafen Rasinski nicht auf!" fiel Jaromir ein. „Wir standen ja dicht bei der Stadt, und ich selbst war täglich dort."

„O, hätte ich Sie gesehen", entgegnete Alisette, „zu Ihnen hätte ich vielleicht den Muth gefaßt, den eine solche Bitte fordert. Doch den andern gegenüber hätte mich eine unbesiegbare Scheu

zurückgehalten. Auch sah ich den Grafen nur einmal auf seinem prächtigen Schimmel stolz und ernst vorüberreiten; ich stand am Fenster, doch er bemerkte mich nicht."

„Die Umöglichkeit der Rückkehr", fuhr Alisette nach einer Pause fort, „trieb mich immer weiter in den fortwirbelnden Strom hinein. Nur für die nächsten dringendsten Bedürfnisse sorgte der Unternehmer; in allem Uebrigen vertröstete er uns auf Moskau, vielleicht nur, um uns jeden andern Ausweg zu versperren. Die Nähe der Armee, die oft seltsamsten Nachtlager, die Nothwendigkeit, stets mitten unter Männern zu verkehren, bestimmten mich, männliche Tracht anzulegen. Als ein großes Glück darf ich es betrachten, daß es mir gelang, einen Platz auf dem Bagagewagen eines Generals zu erlangen, denn ich galt nun für einen seiner Dienstleute und die Reise wurde mir ungleich weniger beschwerlich. Wir kamen wenige Tage nach der Schlacht durch das noch rauchende Smolensk. Hier hatte ich den ersten Anblick aller Schauder des Krieges. Vor Grausen fast erstarrt, fuhr ich bebend auf der entsetzlichen Straße hin, die man mühsam durch Schutt und Trümmer gebahnt hatte, der zur Seite halbverbrannte Leichname und menschliche Gebeine aufgehäuft lagen. Ich mußte endlich das Auge schließen vor diesen gräßlichen Bildern. Aber von nun an erneuerten sie sich täglich. Vielleicht sah ich Schreckliches als Sie selbst, denn Sie eilen auf der Bahn des Sieges vorwärts und wenden das Auge nicht zurück auf die entsetzlichen, blutigen Spuren, die das langsam weichende Ungeheuer des Kriegs zurückläßt. Ich aber habe sie gesehen, diese Jammergestalten am Wege, diese hohläugigen, bleichen Gespenster, die uns ihre dumpfen Klagen entgegenwimmerten! Ich habe sie gesehen, und mußte vorüber, ohne ihnen helfen zu können. Und in diese Wüsteneien voller Elend und Entsetzen trieb mich mein Schicksal

hinein! Mit jedem Schritte unserer ermatteten Pferde verschloß sich die Rückkehr unwiderruflicher. Der Strom drängte langsam vorwärts; ich sah, daß er mich dem Unheil entgegentrieb. Aber vermochte ich es, allein umzuwenden und auf der Straße zurückzuirren, wo jeder Tritt meines Fußes an eine Leiche, an einen Sterbenden rühren mußte? Wie hätte da, wo Tausende von krieggewohnten Männern verschmachteten, weil ihnen die Kräfte versagten, ein schwaches Mädchen einen Rückweg gefunden! Fast wahnsinnig von dem unausgesetzten Grauen, das meine Seele erfüllte, ließ ich mich forttreiben von der Woge meines Schicksals und gedachte in dumpfer Betäubung keines Widerstandes mehr. So hörte ich den Donner der entsetzlichen Schlacht, so fuhr ich mit verhülltem Angesicht über das Leichenfeld, von dem schon ein giftiger Pesthauch emporstieg, so endlich, theuerer Freund, erreichte ich heute diese Stadt. Wie hier ein jeder mit der Ueberfülle verlassener Räume schaltet, gerieth auch ich in diesen Palast, dessen vordern Flügel einige Frauen bewohnen, die ein gleiches Schicksal mit mir theilen, aber es mit leichtfertigem Sinn, ich sollte vielleicht sagen, mit frevelhafter Sorglosigkeit betrachten. Sie haben überdies so schnelle Verbindungen angeknüpft, daß die meinige mit ihnen schon so gut wie zerrissen ist. So war ich denn gleich in den ersten Minuten das verlassenste Wesen in dieser ungeheuern Stadt, in diesem unermeßlichen Reiche. Vor einer Stunde wagte ich mich aus meiner Zurückgezogenheit hervor, halb in der Hoffnung, einen Anker in dieser Noth zu entdecken. Da führte ein guter Stern mir Sie entgegen, und — das Uebrige darf ich Ihnen ja nicht erst erzählen", setzte sie leise hinzu und beugte das anmuthige Haupt verlegen nieder.

Das Wunderbare und Ueberraschende des Abenteuers, der einsame, traulich geheime Aufenthalt, die Anmuth, welche

Françoise Alisette selbst in die leisesten Bewegungen und Sprachtöne zu ergießen wußte, das Rührende und Ergreifende ihrer Erzählung und lebendigen Schilderung, der Gedanke an ihre weibliche Hülflosigkeit in dem kolossalen Treiben des Kriegs, wo selbst der einzelne Mann sich gegen das unermeßliche Ganze verliert — vor allem aber der unwiderstehliche Reiz der Thränen eines schönen Auges: dies alles drang so mächtig auf Jaromir's jugendliches, volles Herz ein, daß es gefangen war in dem purpurnen Netz, mit dem das liebliche Mädchen ihn umspann, noch ehe er es ahnte. Aus dem Zutrauen, welches sie ihm schenkte, schöpfte er eine ihm sonst unbegreifliche Kühnheit: es war ihm, als habe sie ihr ganzes Geschick in seine Hand gelegt, als sei er der Herr ihres Thuns und Wollens. Mit rasch aufflammender Glut preßte er seine Lippen auf ihre Hand und zog die scheu Widerstrebende näher zu sich heran. Seine glühende Wange berührte die gesenkte Alisettens. Er zitterte in süßer Lust der Liebe; auch sie bebte in seinem Arme, den er kühn um die zarte Gestalt schlang.

„Süßes, holdes Wesen", sprach er zärtlich leise, „sei meine Schwester, ich will dein Bruder sein. Trockne deine Thränen, lebe nicht mehr in bangem Schauer vor deinem Geschick; nun soll alles, alles vorüber sein."

„O Himmel, wie überschüttest du mich mit ungehofftem Glück", rief Alisette und neigte sich wie überwältigt von der Macht ihrer Gefühle gegen den Freund und verbarg ihr holdes Antlitz an seiner Brust. Wie eine flüchtende, schüchterne Taube schmiegte sie sich an, und er hielt sie umfaßt, sich seiner Kraft, seines männlichen Schutzes stolz bewußt.

„Du hast meine Braut später gesehen als ich", sprach er nach einigen Minuten. „O, erzähle mir von ihr! War sie so traurig wie ihre Briefe?"

Bei dem Worte Braut zuckte Alisette krampfhaft zusammen; ein kurzes, beklemmtes „Ach!“ drängte sich aus ihrer Brust. „Die schöne Gräfin Lodoiska habe ich wenig mehr gesehen“, sprach sie mit mühevoll errungener Ruhe; „am Tage nach dem Abmarsch war sie auf dem Ball im sächsischen Palast, wo sie erscheinen mußte, um in dem Concert zu singen.“

„Auf dem Ball?“ fragte Jaromir mit einer Betonung, die es deutlich ausdrückte, daß diese Nachricht ihm ebenso unerwartet als unangenehm war.

„Der Fürst Lichnowski führte sie.“

„Sie tanzte mit ihm?“ fuhr Jaromir rasch auf.

„Mit ihm allein, aber wenig. Zumeist saßen sie in der Fensternische beisammen und sprachen. Sie fuhren auch früh nach Hause, denn der Fürst speiste den Abend noch bei der Gräfin.“

Jaromir schwieg; eine dunkle Röthe des Zorns überflog seine Wangen, doch unterdrückte er die finstere Wallung der Eifersucht, die in ihm erwachte. Nein, dachte er einige Minuten später, sie liebt dich gewiß und ihre Trauer war so wahrhaftig, als ihre Briefe sie schilderten. Sollte sie aber deshalb die Begleitung eines genauern Bekannten des Hauses nicht mehr annehmen? Sollte sie sich von einem öffentlichen Feste, das vielleicht sogar einen vaterländischen Charakter trug, ausschließen? Du thust ihr unrecht!

Françoise las in seinen offenen Zügen, was in seiner Brust vorging. „Sie sind plötzlich zerstreut, lieber Freund“, sprach sie mit dem Ausdruck der Theilnahme; „die Erinnerung an eine so schöne Braut muß freilich sehr bewegend sein. Schreibt sie Ihnen oft?“

„Ich habe seit dem Tage vor der Schlacht keine Nachricht gehabt. Der letzte Brief war aus Teplitz. Aber sie

schreibt oft und mit zärtlichster Innigkeit." Die letzten Worte sprach er gerührt; es war gewissermaßen eine Abbitte seines Verdachts. Doch plötzlich fiel es ihm ein: Warum aber hat sie dir nicht geschrieben, daß sie auf dem Ball war? Sie hat sonst alles, was ihr begegnete, aufs genaueste berichtet, Tag für Tag ihre Beschäftigung angegeben — warum —

Alisette unterbrach ihn in diesen Gedanken. „Wie gern hätte ich von der Gräfin und Ihrer Braut Abschied genommen! Allein es war mir unmöglich. Dreimal ließ ich mich melden, fand aber niemand im Hause. Der Portier sagte mir, sie seien aufs Land gefahren. Von dort kamen sie spät zurück, und am andern Morgen weckte mich der davonrollende Reisewagen."

„Aufs Land?" fragte Jaromir erstaunt, denn auch das hatte man ihm nicht gemeldet. „Wohin? Kannten Sie den Ort?"

„Nein", erwiderte Alisette sichtlich verlegen und stockend; „die polnischen Namen sind mir so schwer zu behalten."

„Viellelcht Wikzolky, das Gut ihres Oheims? Oder Pulawy, wo die Fürstin Czartoryiski wohnt?"

Alisette verneinte durch eine Bewegung des Hauptes.

„Aber zu wem? Den Namen des Besitzers werden Sie doch kennen?"

„Der Portier wußte nicht", erwiderte Alisette furchtsam.

„Das ist unmöglich, Liebe! Wenn er den Ort kennt, so kennt er auch den Besitzer. Ich beschwöre dich, Mädchen, sprich die Wahrheit!" rief er plötzlich mit aufflammender Heftigkeit; Alisette bebte erschreckt zurück.

„Mein Gott!"

„Die Wahrheit! War es Czarnowicki?"

„Ich glaube, ja!"

„Dort wohnt Lichnowski!“ rief Jaromir wild und sprang auf. „Sie ist treulos, ist so falsch wie je ein Weib! Denn sie verhehlte mir diesen Besuch! Das hätte sie nicht gethan, wäre er unschuldig gewesen! Ein Tagebuch sandte sie mir! Von jeder Stunde, jeder Minute gab sie Rechenschaft! Eine Heilige konnte nicht reiner, stiller, jungfräulicher leben. O der Heuchlerin!“ Thränen brachen aus dem Auge des Jünglings hervor; er wischte sie unwillig ab und stampfte mit dem Fuße auf den Boden. „Es wäre auch noch der Mühe werth, daß ein Mann wie ein Knabe um sie weinte!“ Doch seine Thränen flossen nur um so stärker.

Alisette war zitternd, ohne einen Laut zu wagen, sitzen geblieben; sie glich einem Kinde, das unvermuthet ein großes Unglück angerichtet hat, und, vor Schreck erblaßt, ohne ein Einschreiten zu wagen, dem wachsenden Verderben bebend zuschaut. „O, seien Sie ruhig“, bat sie endlich sanft; „setzen Sie sich wieder zu mir. Sie thun der Armen wol hartes Unrecht!“

„Nein!“ rief er heftig, „ich thue ihr nicht unrecht! Willenlos hast du Gute mehr verrathen, als du ahnest! Sage mir jetzt die volle Wahrheit. Was weißt du weiter?“

„Wirklich nichts“, erwiderte sie, durch den Ton der Bitte ablehnend.

„Alisette!“ bat Jaromir stürmend, indem er ihre beiden Hände ergriff und sich wieder zu ihr setzte, „Alisette! du hattest Schutz und Hülfe von mir erbeten! Jetzt bedarf ich deiner mehr als du meiner, bestes Mädchen! O du bist gut, sage mir alles, ich bitte dich, alles, was du weißt und denkst.“

„Gewiß, ich weiß nichts, und was ich denke — das darf ich nicht denken. O, daß ich ein so unglückseliges Wort sprechen mußte!“

„Nur eins sag' mir", sprach er mit verhaltenem Zorn und Schmerz, — „ist Fürst Lichnowski der Gräfin nach Teplitz gefolgt?"

„Er reiste denselben Tag", antwortete Alisette kaum hörbar.

„O, du bist gut — du hättest mich nicht so verrathen", rief er weich und zog mit der Linken die sanft Widerstrebende an sein Herz, und senkte das schwere, müde Haupt gegen ihre lockige Stirn. „Aber ich will sie vergessen! Sie soll den Triumph nicht haben, daß ein Mann um sie weint. — Ich dachte nur an sie in der Schlacht! Nur ihr weinendes Bild stand vor meiner Seele; ich sah nicht Schrecken, nicht Gefahr. Es schien mir süß, zu sterben, wenn man so betrauert würde — noch süßer schien es mir zu leben! O, wie thöricht war dieser Wunsch. Warum liege ich nicht bei den Freunden auf der Wahlstatt, da wäre mir besser!"

„Und uns bräche das Herz!" rief Alisette schmerzlich aus und schrak heftig und scheu zusammen, als das Wort ihren Lippen entflohen war. Der Ausruf, den die Uebermacht ihrer vergeblich bekämpften Gefühle ihr entrissen, leuchtete wie ein Blitzstrahl in die verborgenste Tiefe ihres Herzens hinab.

Sie liebt dich, dachte Jaromir gerührt, und der Gedanke fing an, ihn mit glühendem Leben zu durchdringen; sie liebt dich wahrhaft und hat es bekämpft und getragen in jungfräulicher, scheuer Brust. Wie konnte dein Auge über dies holde Wesen unbeachtend, verkennend hinweggleiten! O, es ist eine wunderbare, gnädige Schickung des Himmels, welche dir im Augenblick des tiefsten Schmerzes diesen Engel des Trostes sendet!

Nach dem unwillkürlichen Geständniß hatte Alisette scheu,

beschämt den vergeblichen Versuch gemacht, sich der Umarmung Jaromir's zu entwinden, um ihm zu entfliehen; er drückte sie mit wachsender Liebe an sich, doch sie verbarg ihre schamglühende Wange an seinem Busen.

„Nein, richte dich auf, blick mir ins Angesicht, du liebreizendes Wesen; laß die jungfräuliche Scheu nicht das schönere Gefühl deines Herzens besiegen. Du liebst mich? Darf ich es hoffen, darf ich es aussprechen? — — O, jetzt erst, erst in diesem Augenblicke weiß ich, was Liebe ist. Wie kalt war Lodoiska's Umarmung!"

Er preßte seine brennenden Küsse auf die Lippen der erschöpft Hingegebenen; ihr Widerstand erstarb in seiner Glut.

Die finstere Gestalt seines bösen Dämons trat ungesehen hinter ihn; sie erhob die drohende Hand und hielt sie schwebend über seinem Haupte. Noch einen Schritt und die kalte grauende Berührung trifft deine Scheitel, und der Hauch der Vergiftung dringt tödlich in deine Brust. Ist kein gütiger Genius dir nahe? Tritt die reine Gestalt der Geliebten nicht rettend zwischen dich und das Trugbild, das dich umfängt? Die Himmlischen wachen nicht über dir — du sinkst in das Netz der verderbenden Mächte!

„Willst du mein sein? Ewig mein?" bat Jaromir stürmisch zärtlich. „Kannst du dem vergeben, der dich verkannte, der an dem Demant deines Herzens blind vorüberging? Alisette, ich habe schweres Unrecht gegen dich gut zu machen! Aber vergib mir — vergib dem Verblendeten!"

„O, unaussprechliche Gnade des Himmels", rief Alisette aus tiefster Brust und umschlang ihn mit ihren weichen Armen. Ihr Busen flog, ihre Lippen glühten an den seinigen, ihr Athem erstarb in seinen Küssen! Jaromir zitterte in schauerlicher Wonne! Die brausende Kraft der Jugend stürmte in allen seinen Sinnen. Bis dahin hatte er nur

die reine Opferflamme der Liebe gekannt, fern stehend ihre sanfte, veredelnde Wärme empfunden, ihren heiligen Glanz verehrt. Verwegen trat er dem Heiligthum zu nahe. Gleich glühendem Metall rollte jetzt das Feuer durch seine Adern, die Flamme ergriff den Saum seines Gewandes, sie schlug im mächtigen Wogensturm betäubend über ihm zusammen. Wie wenn an der Stelle gotterfüllter, leuchtender Klarheit heiliger Wahnsinn aufflammt und die verheerende Fackel schwingt, sodaß das ewig Göttliche selbst sich zum ewig fluchwürdigen Verderben verkehrt, so erbleichte der reine Mondenglanz seiner geläuterten Liebe vor dem tobend ausbrechenden Vulkan seiner Leidenschaft.

„Um aller Heiligen willen, du stürzest mich ins Verderben", rief Alisette und sank, vor der stürmenden Glut des Jünglings erbebend, auf die Knie vor ihm nieder. Doch mit kräftigem Arm umschlang er sie, hob sie zu sich empor und erstickte ihr Flehen in seinen Küssen. „Mein sollst du sein in dieser Minute, ganz mein, und für ewig!" So rief er aus und hielt die machtlos Widerstrebende in unauflöslicher Umarmung. Die Hände, die sie mit schwacher Kraft abwehrend gegen seine Brust drückte, sanken ihr matt herab; überwältigt war jetzt das willenlose Opfer seiner siegenden Jugend und Liebesgewalt. Dämmerndes Dunkel umhüllte die Liebenden. Der reine Lichtstrahl webt den Gürtel der Keuschheit mit unsichtbaren Fäden dichter; die buhlerische Nacht ist hülfreich geschäftig, die heilige Hülle des jungfräulichen Schleiers zu heben. Jaromir zog das bebende Mädchen an seine Seite auf die Kissen nieder; ihr Haupt ruhte in seiner Linken, er umschlang sie kühn mit der Rechten. Heftig preßte er das glühende Angesicht gegen die wallende, laut klopfende Brust. Seufzer, Thränen, Küsse mischten sich zum berauschenden Trank der Liebe; im selig betäu-

benden Wahn leerten sie den vergifteten Kelch bis auf die letzten Tropfen.

Mit fliegendem Schauder erwachte Alisette und wollte sich den Armen des Geliebten entreißen. Doch er ließ sie nicht! „Mein bist du für ewig", rief er und hob die Rechte betheuernd gen Himmel, „so hab ich's geschworen! So halte ich den Schwur. Du, die Treue, die Liebende, nimm hin den Ring der Verrätherin. Dieser goldene Reifen sei der Zeuge unsers Bundes. Er ist heilig geschlossen, er ist unverletzlich." Er zog Lodoiska's Ring ab und steckte ihn an Alisettens Finger. Sie hing sprachlos an seiner Brust. „O, ich bin eine Verbrecherin", rief sie endlich aus, „eine schwere Verbrecherin! Aber du, du hast es verschuldet, für dich habe ich den Frevel auf meine Seele geladen. Du darfst mich nicht verwerfen." Und mit neuen Küssen und Thränen hing sie an seinen Lippen. — — „Daß ich dir's nur gestehe! Was mich von außen auch mit harter Nothwendigkeit hierher trieb, ein mächtigerer Zug des Herzens hätte mich doch auf diese verwegene Bahn geführt. Eine geheimnißvolle Stimme in meiner Brust weissagte mir, du ziehst dem Stern deines Glückes nach. Mein Auge hing mit Thränen an seinem tröstenden Schimmer, doch mein schwaches Glauben und Hoffen wähnte ihn unerreichbar hoch. Und nun, nun die Erfüllung mit überdrängender Gewalt vor mir steht — nun —"

Sie barg das Haupt weinend in ihr Gewand, hielt aber mit der Linken den geliebten Jüngling umfaßt.

„Du Süßer, Holder! Ist es denn wahr, daß du mich liebst?" sprach sie schmeichelnd und kosend, da er stumm vor ihr stand.

Die hoch aufprasselnde Flamme war gesunken. Jaromir sah jetzt, was ihre Wuth ringsumher zerstört hatte. Ein

kalter, schauerlicher Windstoß der Reue fuhr durch seine düster nachglühende Brust. „Ob ich dich liebe?“ sprach er in brechender Wehmuth. „Außer dir hat jetzt die Erde nichts mehr für mich! Du bist das einzige Gestirn, das mir leuchtet — solltest du! — nein, nein! — du wirst mir ewig glänzen. Du süße Geliebte! Deine zärtliche Hand heilte ja die glühende Wunde, mit der eine giftige Verrätherin mein Herz grausam zerriß! O, du warst mein guter Engel in schrecklicher Stunde!“

Er lehnte seine Stirn gegen die ihrige; seine Thränen flossen unaufhaltsam. Wie er sich auch dagegen wehrte, jetzt erst fühlte er es, — er war doch nicht glücklich! Ein Wirbelsturm hatte ihn hoch auf den Gipfel des Lebens getragen; aber unter seinen Füßen fand er keinen Boden; der Sturm senkte die Fittige, und mit ihm sank er tiefer und tiefer hinab. Nur nach den leuchtenden Sternen über ihm hob er das Auge bang empor.

Der schauerliche Schlag einer Thurmuhr, der die neunte Stunde verkündete, weckte beide Liebende aus ihrer Betäubung.

„Du mußt fort“, rief Alisette aufspringend; „wenn man dich hier fände — ich wäre verloren!“

„Verloren! Wer dürfte nach dem Bund, den wir geschlossen —“

„Um des Allmächtigen willen, ich höre Geräusch“, unterbrach sie ihn; „die Thür öffnet sich, der Schall dringt durch die leeren Gänge bis hierher. Wir hier im Dunkel — wenn man käme! Liebster, wenn dir mein Leben, meine Ehre theuer ist, so verlaß mich jetzt! Du weißt nicht, wie ein weibliches Herz empfindet. Mich würde die Scham vernichten, wenn die Frauen — o, ich bitte dich, ich flehe dich, entfliehe! Noch ist es Zeit! Hier durch diese Thür in den Garten hinab!“

Selbst gab sie ihm den Säbel, den er abgelegt hatte, in die Hand und drängte ihn mit beklommenem Schmeicheln, zu gehen.

„Schüchternes Reh!“ sprach er wehmüthig lächelnd. „Wie hold ist diese Scheu! Sei ruhig, du darfst das Auge aufschlagen gegen viele, die sich fleckenlos bedünken! Denn rein ist deine Seele; dein Herz bleibt ein jungfräuliches Heiligthum!“

„O, so schone meines Herzens!“ flehte sie. „Wenn du mich liebst, so geh! Es sei der erste Beweis, den du mir gibst!“

Er umschloß sie noch einmal, küßte sie mit wehmüthiger Zärtlichkeit und verließ dann hastig leise das Gemach durch die Tapetenthür.

„Leb wohl! Morgen! Morgen!“ flüsterte Alisette ihm zärtlich nach und verschwand. Ungesehen erreichte er den Garten. Er wollte jetzt den Versuch machen, ob derselbe wirklich bis an die Straße stoße, wo sein Bivouak lag, und nahm daher diese Richtung durch die dunkeln Laubgänge. In wenigen Minuten stieß er auf die Mauer und fand nach kurzem Suchen eine Pforte, die nur von innen verriegelt war. Mit rüstiger Kraft schob er die eingerosteten Riegel zurück und stand in der That an der Stelle, wo er vermuthete, kaum hundert Schritte von den Wachtfeuern seiner Leute. Dieser heimliche Pfad, der ihn zur Geliebten führen konnte, war ihm ein neues Pfand des Himmels, ein neuer Wink des Geschicks. Und blutete sein Herz gleich noch frisch an der Stelle, wo er die sanften Bande, die es bisher fesselten, gewaltsam zerrissen hatte, so fühlte er doch auch den lindernden Balsam, den die Hand des Schicksals ihm reichte.

Viertes Kapitel.

Als Bernhard ruhiger geworden war, und Rasinski und Ludwig mit Wärme in ihn drangen, erzählte er ihnen endlich, fast mit dem alten rauhen Humor, sein Abenteuer zu Warschau, seine seltsame Scheinverwechselung des Ringes. „So wäre ich denn mit einem neuen Titel beschenkt", schloß er gezwungen scherzend; „ich könnte mich Bruder einer Unbekannten nennen, denn sie war jung und schön, das betheuere ich trotz dem Schleier, der sie einhüllte; sonst hätte es freilich auch meine Mutter sein können. Das Abenteuer wäre aber nicht halb so romantisch." Noch niemals hatte Ludwig einen so tiefen Blick in das Herz des Freundes gethan als jetzt. Bernhard, der mit selbstgenügender Kraft sich von allen Fesseln des Lebens und der Verhältnisse loszureißen wußte, dessen stolzes, kühnes Herz seine Freiheit höher zu schätzen schien als selbst die süßesten Bande der Liebe; er, der oft so rauh gegen die zarten Beziehungen des Daseins auftrat und ihnen mit einer Kraft, die Ludwig anstaunen mußte, stolz zurief: Geht, ihr habt mich nicht aufgesucht, geht, denn ich bedarf euerer nicht; die Gewohnheit allein zu stehen, hat mir die Kraft dazu gegeben. Ich bin mir selbst genug! Diese schroffe, gehärtete Felsenbrust brach und schmolz weich, ja vernichtet zusammen nur bei der Vorstellung, daß ein holdes Wesen, mit den sanften Banden der Verschwisterung an ihn gefesselt, dicht bei ihm vorübergestreift sei, ohne daß er es erkannt und an die unter der rauhen Hülle so warm glühende Brust gezogen hätte. Mit welcher Rührung betrachtete Ludwig in diesem Augenblicke den Freund, der das

weichste, liebevollste Herz mit einem ehernen Harnisch entsagender Willenskraft umpanzerte!

Freilich wußte er es längst, daß unter dem harten Marmor seiner Brust nicht ein hohles Grab, ein erkalteter Aschenkrug ruhe; allein diese Macht der innern, tief verborgenen Glut des Liebens hatte er weder gekannt noch geahnt.

„Seht ihr! Ein solcher Thor, ein solcher Träumer bin ich“, sprach Bernhard nach einer ernsten Pause; „auf solche Zeichen im Flugsande baue ich den babylonischen Thurm meiner Luftschlösser! Lacht mich nur aus darüber, ich bitte euch; denn wenn man die Trauringe unsers Erdballs, was will ich, wenn man nur die einer einzigen Stadt, wie Moskau oder meinethalben Dresden, auf einen Haufen schüttete, so würden sich die Zwillingsbrüder dutzendweise finden, und ich könnte mir wenigstens so viel Mütter, Väter oder Geschwister vindiciren, als jener böhmische Graf, den man zu Dux abgebildet sieht, Söhne hatte, vierundzwanzig nämlich. Wenn ich's jetzt ruhiger ansehe, so muß ich betheuern, wäre nicht die Nacht und ein romantisches Abenteuer dabei gewesen, ich hätte nicht länger daran gedacht, als ich brauche, um den Ring aufzustecken und abzuziehen. Wir Künstler, ich zähle mich nun einmal dazu und halte Palette und Pinsel für mein rechtgültiges Diplom, sind aber häufig romantisch verrückte und entzückte Narren, und ich bin fast nicht der kleinste. Also, lacht mich aus, das ist die ganze Summe der Geschichte!“

Aber es lachte niemand, und selbst Bernhard vermochte es nur mühsam mit den Lippen.

„Ich bin entschlossen, zu handeln wie bisher“, sprach er nach einigen Minuten ernster Stille. „Will das Schicksal mir etwas von meinen geheimen Verhältnissen enthüllen, nun denn, so mag es sein; ich aber rühre nicht an den

Schleier. Die verhüllten Gestalten kann ich mir so reizend und holdselig träumen, als ich will; wer weiß, was die enthüllten mir für widerwärtige Gesichter zeigten! Jung und lieblich war das Wesen, das mir begegnete, das weiß ich gewiß; so will ich es denn als eine Schwester oder Halbschwester betrachten, denn sie könnte ja eine spätere Tochter und Erbin meiner Mutter sein. Unsere ganze Begegnung war die von Bruder und Schwester; sind wir es nicht, nun so will ich wenigstens den Traum festhalten, und keine platte Wirklichkeit soll mich unangenehm störend daraus wecken. Ich habe den Hahnenschrei niemals leiden können; vollends aber wenn er gellend in die Sphärenmusik eines Traums einkreischt und uns aus den ätherischen Räumen, in denen wir zu schweben wähnten, auf eine derbe Matratze hinabwirft, wo wir faul und gähnend die müden Glieder strecken. Aber wahrlich, Freunde, es ist Zeit dazu; ich muß mich schlafen legen, gute Nacht!"

Er stand auf und ging hinaus. Ludwig folgte ihm; er mußte ihn einsam, warm ans Herz drücken. Da fühlte er, daß Bernhard's Wange naß war; doch kein Wort der Klage kam über seine Lippen, sondern er riß sich trotzig los und sprach nur: „Gute Nacht!"

Ludwig kehrte zu Rasinski zurück. Erst jetzt traten seine eigenen überraschend umgestalteten Lebensverhältnisse stärker in seiner Empfindung hervor. „Es ist eigen", sprach er zu dem ältern Freunde, „ich gewinne nichts, ich verliere nichts bei dem Umtausch des Namens, bei der Nachricht von meinem Vater, den ich schon seit zwanzig Jahren unter die Todten zu zählen gewohnt bin; und doch ist mir, als hätte ich großen Gewinn und Verlust zugleich erlitten."

„Die Möglichkeit beider tritt uns im ersten Augenblick zu nahe", erwiderte Rasinski; „doch glaube ich, Bernhard

hat recht, wenn er behauptet, diese Eindrücke verlieren sich am Ende ganz. Wir haben ja soeben gesehen, wie ihn selbst die Ueberraschung plötzlich, gewaltsam mit sich fortriß; die Wogen seiner Seele stürzten sich brausend übereinander wie ein Wasserfall; jetzt sehen wir den Strom höchstens noch mit bewegt wallender Flut zwischen seinen Ufern dahinziehen."

„Er ist vielleicht desto tiefer!" bemerkte Ludwig.

„Möglich! doch am Ende verläuft selbst der Rhein im Sande. Werden Schmerz, Erwartung, Hoffnung nicht aus neuen Quellen genährt, so glaube mir, als deinem ältern Freunde, sie versiegen zuletzt alle, und wenn sie anfangs in noch so wilder Flut alle Uferdämme durchbrechen."

Ludwig las Mariens Brief noch einmal durch und verlor sich in ein vertieftes Sinnen über diese neuen unvermutheten Wendungen, die der Strom seines Lebens nahm.

Rasinski, von schweren Gedanken erfüllt, ging auf und nieder im Gemach.

Es schlug jetzt neun Uhr.

„Bernhard hat recht", nahm Rasinski das Wort, „die ermüdete Natur läßt sich nicht abweisen. Wir müssen uns zur Ruhe legen. Wer weiß, was die nächtlichen Stunden uns für eine Störung bringen; denn mir ist, aufrichtig gestanden, noch immer nicht ganz wohl zu Muthe in dieser verlassenen Stadt. Es sieht mir fast aus wie die abgesegelte Flotte der Griechen vor Troja, die in der Nacht zurückkehrte."

Diese Worte erinnerten Ludwig erst wieder an die Beobachtungen, welche Bernhard gemacht hatte, und die beiden über die unerwarteten Nachrichten der Briefe aus Deutschland ganz aus dem Sinne gekommen waren. Er erzählte Rasinski, was Bernhard gesehen haben wollte.

„Hm! In solcher Art kann uns unmöglich etwas Feindseliges drohen!" erwiderte dieser. „Wahrscheinlich sind es

scheue Diener oder alte kranke Leute, die nicht mehr zu fliehen vermochten und sich hier versteckt halten, weil sie uns fürchten. Rostopschin schildert uns ja in allen seinen Proclamationen als Mörder und Tempelräuber; wie soll man es dem armen Volke übel deuten, wenn es sich vor solchen Ungeheuern fürchtet und verkriecht! Lassen wir die Leute wenigstens für diese Nacht in Ruhe. Morgen will ich das ganze Schloß durchsuchen lassen. Die Wache im Thore, meine Bedienten, die auf dem Vorsaal schlafen, und am Ende wir selbst sind uns Sicherheit genug. Auch steht es ja bei uns, uns schlagfertig zu halten. Ich meinestheils wenigstens hätte so schon wie im Bivouak geschlafen, in meinen Mantel gewickelt, völlig angekleidet, die Pistolen zur Seite. Das ist aber auch der äußerste Grad von Vorsicht, und ich würde ihn auch nicht deiner Nachricht wegen anwenden, sondern weil ich überhaupt darauf gefaßt bin, daß wir diese Nacht alarmirt werden. Also das laßt euch nicht beunruhigen; im übrigen aber wißt, daß wir nur im Bivouak liegen. Gute Nacht, lieber Freund! Ich denke, der morgende Tag wird sehr entscheidend ausfallen."

Ludwig ging.

Als er durch den langen Saal schritt, der sein Schlafzimmer von Rasinski's Wohnung trennte, wurde es ihm fast schauerlich zu Muthe in dem weiten, einsamen Gemach, wo die leiseste Bewegung flüsternd an den Wänden widerhallte. Die Thür von seinem Zimmer zu dem, welches Bernhard bewohnte, stand offen; er blickte hinein. Bernhard war nicht dort.

„Ich glaubte gleich, daß er nicht schlafen gehen würde", dachte Ludwig für sich. „Gewiß trägt er sein volles Herz in Nacht und Einsamkeit hinaus! Wenn er sich nur nicht unvorsichtig mitten in die fremde Stadt wagt!"

Bewegt trat Ludwig ans Fenster, wo er unten die Ka-

meraden am Feuer im tiefen Schlaf liegen sah. Nur ein Offizier wachte noch und ging mit raschen unruhigen Schritten auf und ab; beim Schein der Flammen erkannte Ludwig, daß es Jaromir war. Um sich zu erkundigen, ob er nicht vielleicht von Bernhard wisse, ging er hinunter.

„Guten Abend, Freund, hast du Bernhard nicht gesehen?“ fragte er Jaromir, der, ohne ihn zu erkennen, mit hastigen Schritten an ihm vorüber wollte.

„Was wollt Ihr? Wer seid Ihr?“ Mit diesen Worten fuhr er befremdet, fast verstört bei der Anrede herum. „Ach Ludwig! Du bist es“, sprach er langsam im traurig gedämpften Ton, als er den Freund erkannte. „Du kommst mir gerade gelegen. Hast du Lust, einen Brief von Lodoiska zu lesen? Vor einer halben Stunde gab ihn mir Boleslaw, als ich von einem Spaziergange durch die Stadt zurückkehrte. Habt ihr auch Briefe gehabt?“

„Ja wohl! wichtige, von der seltsamsten Art!“

„Von der seltsamsten Art ist dieser auch! Da lies ihn!“

„Du vergißt, daß ich nicht polnisch genug verstehe, Lieber; aber lies ihn mir vor.“

„Vorlesen! Ach!“ Er seufzte schwer auf und bedeckte sich Augen und Stirn mit der Hand, und strich mehrmals über hin, wie wenn er einen drückenden Kopfschmerz zu entfernen suchte.

„Bist du krank, Lieber?“

„Wüst! Das wüste Soldatenleben betäubt mich bisweilen! Vorlesen kann ich dir den Brief wahrlich nicht! Das Feuer blendet zu sehr, meine Augen schmerzen mich. Morgen früh vielleicht!“

„Du bist in sehr trauriger Stimmung, wie es scheint, Lieber“, sprach Ludwig sanft. „Hast du betrübende Nach-

richten erhalten? Rasinski hat uns noch nicht das Mindeste gesagt, obgleich er Briefe von seiner Schwester hat!"

„Von seiner Schwester! Was wird die ihm auch schreiben! Ach Ludwig! Ich wünschte, ich läge an der Redoute, wo unsere Kameraden ruhen!"

„Mein Gott", rief Ludwig erschreckt, „was fehlt dir denn? Was schreibt dir Lodoiska? Erzähle mir wenigstens, wenn du nicht lesen kannst!"

„Nein, ich will lesen, und sollten mir die Augen darüber brechen!" So rief er heftig, zog einen Brief aus der Brust hervor, entfaltete ihn und zog Ludwig gegen das große Wachtfeuer hin, wo sich beide auf das Strohlager niederwarfen. Jaromir las:

„Mein einzig geliebter Freund!

„Endlich kehren wir in die Vaterstadt zurück! Noch wenige Minuten, und wir sind auf dem Wege nach Warschau; dann bin ich Dir, der Du stets ferner und ferner hinwegziehst, auch wieder um einige Tage näher! O mein Geliebtester, wann wird dieser schreckenvolle Krieg enden? Wann kehrst Du aus den entlegenen Oeden, wohin euch seine Stürme warfen, zu mir zurück? Wie liebevoll sollen diese Arme Dich empfangen! Ach, Jaromir, ich habe oft trübe, bange Stunden, wo ich wähne, daß ein düsteres Schicksal zwischen unser Glück tritt. Inbrünstiges Gebet zur heiligen Jungfrau ist dann mein einziger Trost. Alles, was die Gütigen, die mich umgeben, zu meiner Erheiterung thun, gleitet ab von meiner Brust; aber das Gebet dringt tief in das innerste Herz. Sei auch Du fromm, mein Theuerer; vergiß nicht im wilden Getümmel des Kampfes, in dem rohen Treiben des Krieges die heilige Stimme in der Brust, die uns demüthig zu den Füßen des Allmächtigen, des Allgnadenreichen treibt. Denn wer soll Dich beschirmen in dem

Ungewitter der Schlacht, wenn sich sein Antlitz von Dir wendet? Aber er verläßt keinen, der ihm sein kindliches Herz offen entgegenträgt. Lieber Jaromir! Deine reine, schöne, heitere Seele voller Jugend und Hoffnung, lege sie, so offen wie Du sie mir entfaltet hast, auch täglich dem himmlischen Vater dar. Spotte nicht der Schwachheit des Mädchens, welches Dich zu frommen Gebräuchen auffordert, weil es darin seinen einzigen Trost findet. Ich weiß wohl, daß der Mann sich stark dünkt, ohne göttlichen Beistand. Aber es ist eine Täuschung, Lieber! Vor ihm sind die Schwachen mächtig, denn sie stehen in seinem Schutz, und die Starken sinken hin, wenn sein Odem sie anhaucht. Stark, unüberwindlich fühle ich mich, wenn mich nach einem brünstigen Gebet die Hand des Allmächtigen durchdringt. Dann weichen meine düstern Träume und Ahnungen; dann sehe ich den Engel des Herrn Dich geleiten und schützen mit seinem Schild und Schwert; dann leuchtet mir die Sonne einer seligen Zukunft entgegen. Freilich, mein Theuerer, kehren die düstern Stunden zurück, wie die Nacht nach jedem Tage wiederkehrt; aber es schimmern doch leuchtende Sternenbilder durch das Dunkel, und der äußerste Himmelsrand bleibt mit goldenem Morgenroth gesäumt. Bald, Theuerer, bin ich Dir näher, in der Vaterstadt, wo alles, bis auf den Klang der Sprache, mich an Dich erinnert. Ich werde mich dort viel glücklicher fühlen als hier! Eben rollt der Wagen durch das Thor! Mein Herz klopft vor Freude und Sehnsucht. Lebe wohl! Lebe wohl! Tausend Engel mögen Dich beschirmen und glücklich zu mir heimführen! Wann aber leuchtet der Tag, wo ich wieder in Deinen Armen ruhe!

Deine Lodoiska."

„Das edle, treffliche Mädchen! Ganz Liebe, ganz Frömmigkeit, Unschuld, Wahrheit!" rief Ludwig aus, als Ja-

romir geendet hatte. Dieser warf sich ihm ungestüm an das Herz und drückte sein glühendes Antlitz gegen die Freundesbrust. Ludwig ahnte nicht, was in ihm so furchtbar tobe. Er wähnte, es sei das Uebermaß der Sehnsucht nach der fernen Geliebten. „Fasse dich, Bester", sprach er mild. „Der Tag des Wiedersehens wird kommen; er ist vielleicht nicht mehr fern!"

Jaromir blieb in seiner Stellung, ohne ein Wort zu erwidern. Furchtbare Gedanken wogten in seiner Brust auf und nieder. Unglückselig bist du, rief es ihm schauerlich zu, wenn dies nicht die Sprache der Wahrheit ist! Doppelt elend, wenn sie es ist!

Da er einsam schwieg und den Freund nur heftiger und heftiger umklammerte, fragte Ludwig endlich, um seine Gedanken abzuwenden, abermals nach Bernhard.

„Ich habe ihn nicht gesehen", antwortete Jaromir, sich aufrichtend und das Haupt schüttelnd; „ich habe niemand, ich habe nichts gesehen! Ludwig! Ich muß dich verlassen! Ich muß allein sein! Ich bitte dich, laß mich allein!" So rief er heftig und sprang auf.

Ludwig sah ihm bewegt nach, wie er mit schnellen Schritten die Straße hinabeilte und in der Dunkelheit verschwand.

Sollen denn alle meine Freunde heute in so aufgeregter Stimmung sein, dachte er bei sich selbst, daß sie mir die Sorge einflößen, sie werden über ihre innern Kämpfe und Bewegungen die äußere Welt und ihre Gefahren vergessen? Und habe ich nicht vielleicht die stärksten Ursachen zu einer gleichen Stimmung? Wie kommt es denn, daß mein Herz soviel ruhiger schlägt? Ach — weil ich mich schon unter das eiserne Joch des Geschicks gebeugt habe, weil meine Lebenshoffnungen nicht mehr so frisch blühen, die warme, wallende Ader der Freude längst verblutet ist! Auf dem Gotthard

war auch ich nicht so ruhig! Und bin ich es denn jetzt wirklich? Oder bin ich nur müde?

Langsam ging er zurück in sein Gemach. Er lehnte sich ins Fenster und blickte hinaus, ob Jaromir oder Bernhard nicht zurückkehren würde. Eine volle Stunde verging; es blieb alles still. Die Feuer waren fast zusammengebrannt; nur noch eine düstere, rauchende Glut glimmte inmitten der schwarzen, auf den Boden gelagerten Gestalten. Man hörte jetzt ihre tiefen, schweren Athemzüge bis hier herauf: selbst die Feuerwachen nickten müde ein. Todtenstille lag über der ganzen ungeheuern Stadt.

Fünftes Kapitel.

Endlich wurde auch Ludwig von der Müdigkeit übermannt; er schloß das Fenster, hüllte sich dicht in den Mantel und warf sich auf das in der Ecke stehende Ruhebett nieder. Die Sorge um Bernhard und Jaromir hielt ihn noch eine Zeit lang wach. Doch mehr und mehr verlor sie sich in dem Nebel des Schlummers, der ihn überschlich; bald klangen ihm die unruhigen Gedanken nur noch wie ein fernes Brausen des Meeres, wie dumpfer, sich verlierender Donner in die Seele; sie verschleierten sich immer tiefer, verloren sich immermehr in die Leere des weiten dunkeln Raumes. Endlich sanken ihm die Augenlider matt herab, und er lag im tiefsten Schlafe. Doch die Seele arbeitete unruhig fort in dem ermatteten Körper und führte die bunten, gaukelnden Traumbilder auf dem schwarz aufgespannten Hintergrunde der Nacht vorüber.

Bald sah sich Ludwig im Getümmel der Schlacht, rings von Feinden bedrängt, zu Boden stürzend. Dann schwebte eine freundliche Gestalt aus der Heimat heran, seine Mutter trat vor ihn und bat ihn, ihr zu folgen. Sie führte ihn in ihr trauliches Wohnzimmer und fragte: Wo bist du nur so lange gewesen? Eine milde Rührung drang in sein Herz; er empfand im Traum die Freude des Wiedersehens, welche die Wirklichkeit ihm grausam geraubt hatte. Er sah sich auf dem Spaziergange nach Pillnitz; seine freundlichen Jugendgespielinnen begleiteten ihn. Plötzlich schreckte er freudig zusammen, denn Marie kam ihm aus einem Laubgang entgegen und ging Arm in Arm mit Bianca, vertraut an ihre Seite gelehnt, als wenn beide Schwestern wären. „So, liebt euch, ihr Geliebtesten, die ich auf der Erde habe", sprach er im Traume, und ein Lächeln schwebte um seine Lippen. Er wollte ihnen näher treten, ihnen die Hand reichen; doch ein Fremder hielt ihn zurück. Es war Rasinski, der ihn aufforderte rasch zu Pferde zu steigen. Die lieben Gestalten verschwanden, er sah sich wieder mitten in dem unruhigen Verkehr des Feldzugs; lange, unendliche Reihen von Kriegern zogen an ihm vorüber; er schloß sich den Scharen an, aber doch quollen unaufhörlich neue Gestalten neben ihm hervor und schwebten an ihm hin. Verweilen und Vorwärtsdringen geschah zugleich, wie so oft das Doppelte und Widersprechende im Traume. Jetzt glaubte er in Moskau einzuziehen; er ritt mit Bernhard und Rasinski durch die Straßen, die sich in unabsehbarer Ferne vor ihm hinzogen. Die Häuser und Paläste ringsumher verwirrten sich vor seinen Blicken; er sah stets den vor sich, den er bewohnte, doch drängten sich immer neue Gassen dazwischen, ehe er ihn erreichen konnte. Mit jedem Schritt schien der Weg sich zu verlängern. Endlich hielt er mit Rasinski und Bernhard

vor dem Thor; sie saßen ab und gingen die Stiegen hinauf. Erschöpft legte er sich im Traum in demselben Zimmer, auf demselben Bett zur Ruhe nieder, wo er eben wirklich schlief. Traum und Wirklichkeit begannen sich verworren zu mischen. Er hörte den Anruf einer Schildwache von der Straße herauf und erwachte dadurch. Da aber sein geöffnetes Auge dieselben Bilder sah wie das schlummernde, nämlich das vom düstern Glanz der Wachtfeuer matt beleuchtete Gemach; da sein wachendes Ohr dieselben Töne vernahm wie sein schlummerndes, so floß ihm in der Betäubung, die noch auf seinen Gliedern lastete, Wahrheit und Schein untrennbar durcheinander. So sah er, halb träumend, halb wachend, die Thür des Gemachs sich langsam öffnen und eine schwarz gekleidete, verschleierte Gestalt, die eine düster brennende Ampel in der Hand trug, eintreten. Sie schwankte geisterhaft, langsam näher; jetzt stand sie dicht an Ludwig's Lager still und schlug mit der Rechten die Hülle zurück, welche das Antlitz verbarg; der Schimmer ihrer Leuchte fiel darauf. Es war Bianca, aber bleich und mit gramvollen Zügen. „Wo ist Marie?“ fragte Ludwig das Traumbild, „und weshalb kommst du in Trauerkleidern, Geliebte? Ach, du beweinst wol auch meine Mutter!“ Mit schmerzlichem Verlangen streckte er der Geliebten die Hand entgegen; stumm, bebend stand sie vor ihm. Es schien, als wolle sie sich über ihn neigen; doch plötzlich bebte sie zurück, hielt die Hand abwehrend, wie zum Zeichen, daß er sie nicht berühren dürfe, vor sich hin und bewegte langsam verneinend das edle Haupt.

„Du fliehest schon wieder? Warum höhnt ihr mich so, ihr holden Traumbilder!“ sprach Ludwig in dämmernder Verworrenheit des Traumes. „Zeigt euch nicht, wenn ihr stets von mir entfliehen wollt.“ Er schauerte, wie durch

einen Nachtfrost berührt, zusammen und hüllte sich tiefer in den Mantel.

Das Gesicht war verschwunden. Doch aus der Dunkelheit der Nacht hörte der Träumende die Worte: „Fliehe, fliehe! Deinem Leben droht Gefahr unter diesem Dache! Nimm dies zum Angedenken!“

Wie leise Geisterberührung streifte es über seine Wangen. Er erwachte; mühsam hob er die zurückgesunkenen Augenlider empor. Doch alle Bilder seines Traumes lagen wie in Nebeldämmerung um ihn her. Bianca's Gestalt verschwand wie ein Schatten; der Feuerglanz an der Decke war trübe umnachtet; alle Gegenstände, selbst die beleuchteten Fenster, schienen ihm von einem schwarzen Gespinste bedeckt. Mühsam suchte er die noch ganz verstörten Sinne zu sammeln; da schallte ein Schuß aus dem Nebengemach in sein Ohr. Dieser kriegerische Ton riß ihn gewaltsam aus den Banden des Schlafes auf; er war munter, raffte sich empor. Doch blieben ihm die Gegenstände wie vom Rauche umnebelt, und jetzt war es nicht mehr Täuschung des Traums, sondern sein Auge mußte auf unbegreifliche Weise geblendet sein. Da fühlte er wieder, wie zuvor im Halbschlummer, ein ähnliches geisterhaftes Berühren auf Stirn und Angesicht, als ob ein zarter Flügel darüber hinstreifte. Wie durch Zauberkraft war plötzlich das düstere Gespinst verschwunden, welches ihm alles einzuhüllen schien, und er erblickte die Gegenstände umher wieder in ihrer vollen Schärfe. Noch hatte er sich von seinem Staunen nicht erholt, als er Rasinski's laute Stimme im Nebengemach vernahm, die ihn und Bernhard aufrief; er eilte daher in den Saal, der außer dem Feuerschimmer von der Straße herauf durch eine Nachtlampe matt erhellt war. Rasinski trat ihm schon mit hastigen Schritten entgegen, und fast zu gleicher Zeit stürzten die durch den Schuß geweckten

Leute vom Vorsaale herein. „Licht! Mehr Licht!“ befahl Rasinski. Sie eilten, den Befehl zu erfüllen.

„Was gibt's? Was ist geschehen?“ fragte Ludwig.

„Wir sind in unheimlicher Umgebung; hast du nichts gesehen?“

„Nicht das Mindeste, jedoch —“

„Durch mein Zimmer ging soeben eine schwarze Gestalt, allem Anschein nach ein Frauenzimmer“, unterbrach ihn Rasinski.

„Wie?“ rief Ludwig außer sich, als ob ein Blitzstrahl ihn heiß und kalt zugleich durchzuckte, „eine schwarze, verschleierte Gestalt —“

„Ganz recht!“

„Und diese sahst du wirklich? Es war kein Traumbild?“ rief Ludwig und stand wie versteinert vor dem Freunde.

„Nein, beim Himmel, denn ich war so wach wie in diesem Augenblicke“, entgegnete Rasinski, der noch zu sehr mit seinem eigenen Erlebniß beschäftigt war, als daß der Eindruck, den es auf Ludwig machte, ihm hätte auffallen können. „Vor fünf Minuten wußte ich freilich selbst nicht, ob ich geträumt hatte oder wirkliche Dinge sah. Ich glaubte, ein leises Vorüberrauschen an meinem Lager zu hören, und erwachte, denn du weißt, wie leicht mein Schlaf ist. Da sah ich es wie einen Schatten über die Wand gleiten, und ein trüber Lichtschimmer schien mir aus der offenen Saalthür ins Gemach zu fallen. Doch glaubte ich, es sei der Schein der Feuer von der Straße herauf, die mich täuschten. Indessen war ich wach geworden und lag, noch über die Erscheinung nachsinnend, auf meinem Lager. Eben hatte ich mich wieder eingehüllt und die Augen geschlossen, als ich dasselbe leise Rauschen wie zuvor höre. Ich fahre auf; da schwebt eine schwarze verschleierte Gestalt dicht an meinem Lager vorüber

«Wer da!» ruf' ich sie an; sie schreckt sichtlich zusammen, gibt mir jedoch keine Antwort, sondern eilt mit raschen Schritten durchs Gemach. «Antwort, oder ich schieße!» rufe ich und greife nach meinen Pistolen —"

„Allmächtiger Gott!" rief Ludwig und fiel Rasinski unwillkürlich, als ob er den Schuß verhindern wollte, in den Arm, den dieser in der Lebhaftigkeit der Erzählung ausgestreckt hatte. „Du hast also auf sie geschossen?"

„Allerdings; und gleich darauf hörte ich den Ausruf einer weiblichen Stimme."

„Sie ist getroffen? Wo?"

Mit diesen Worten wollte Ludwig in das Gemach Rasinski's eilen; doch dieser, der erst jetzt die ganz außerordentliche Bewegung des Freundes wahrnahm, hielt ihn zurück und fuhr rasch fort: „Es war nur ein Ausruf des Schreckens. Gleich danach klang es wie eine schnell geöffnete und ins Schloß geworfene Thür; ich hatte mich rasch emporgerafft und war auf die geheimnißvolle Erscheinung zugeeilt. Doch, sei es nun, daß mich der Blitz und Rauch des Schusses geblendet hatte, oder daß das Halbdunkel des Gemachs die Flucht des unbekannten Wesens begünstigte, sie war verschwunden, als ob sie in den Boden versunken wäre. Sogleich sprang ich daher in den Saal und rief dich und die Leute auf. Hier hindurch kann sie nicht geflüchtet sein, denn sie hätte die Thür noch nicht erreichen können, so schnell war ich ihr gefolgt."

Während dieser Erzählung waren die Diener mit Licht eingetreten, und Rasinski eilte in sein Schlafzimmer, um dasselbe genau zu durchforschen. Ludwig begleitete ihn mit einem unaussprechlichen Gefühl. Doch das Zimmer war leer. Nur zwei Thüren befanden sich in demselben: die eine, welche nach dem Saale führte, die andere, durch welche man in

die weiter fortlaufende Reihe der Gemächer gelangte. Diese letztere aber war durch zwei Sessel, die noch ganz so standen wie am Abend zuvor, gesperrt; unmöglich konnte jemand dort hinausgegangen sein, ohne die Sessel umzustürzen oder auf die Seite zu schieben. Die Diener betheuerten dagegen, daß niemand durch die Saalthür in den Vorsaal gekommen sei, indem sie quer vor derselben ihre Lagerstätte aufgeschlagen hatten, sodaß man nur über sie hinweg hinaus und hinein konnte. An der Stelle, wo Rasinski auf die Gestalt geschossen hatte, befand sich keine Thür; es war diejenige Ecke der Rück- und Seitenwand des Cabinets, welche nicht an die Seite des Saals, sondern an die der übrigen Gemächer stieß. Aufmerksam beleuchtete Rasinski die Tapeten. „Da sitzt mein Schuß!" rief er und zeigte auf eine verletzte Stelle, wo die Kugel eingedrungen war und noch in der Mauer steckte. „Also habe ich mich nicht getäuscht! Hier muß eine geheime Thür befindlich sein." Neugierig traten die Leute umher; Ludwig's Herz schlug in sehnsuchtsvoller Erwartung. Da fiel es ihm plötzlich wieder ein, daß nun alles Wahrheit sein konnte, was er zu träumen geglaubt hatte. „Nimm dies zum Andenken!" waren die Worte der Erscheinung gewesen. Schnell ergriff er ein Licht und eilte in sein Gemach zurück. Sein erster Blick fiel auf das Ruhebett; er entdeckte nichts; doch als er sich jetzt auch in den übrigen Theilen des Zimmers umsah, erblickte er am Boden in der Nähe des Fensters ein weißes Tuch. Er hob es empor; es war ein Schleier. Wie das Gewebe leicht über seine Hand hinstreifte, erkannte er plötzlich dieselbe Empfindung wieder, die ihn zuvor so seltsam getroffen hatte; der Schleier mußte sein Antlitz bedeckt haben. Er entfaltete ihn; das Ende war durch eine Art von Ring geschlungen; hastig streifte er das Gewebe los, glänzendes Gold wurde

sichtbar, ein grüner Stein schimmerte ihm entgegen. „Gnadenreicher Gott, ist es möglich!“ rief er aus, und heiße Thränen stürzten ihm über das Antlitz. Er hielt dasselbe Armband in den Händen, welches die Geliebte am Fuße des St.-Bernhard verloren hatte; dasselbe theuere Kleinod, dem er zuerst verdankte, ihr in das holdselige Antlitz zu blicken. Außer sich wollte er eben zu Rasinski hinüberstürzen, als er ein in den Falten des Schleiers festgestecktes Blatt bemerkte. Mit zitternder Hast zog er die goldene Nadel, die es befestigte, heraus und entfaltete es. Unter gewaltsam hervordringenden Thränen las er die Worte: „Sie waren einst mein Retter aus dringender Gefahr! Sie beschirmten mich mit brüderlicher Treue. Wer vermag die wunderbaren Fügungen der Vorsehung zu bezeichnen, die uns damals zusammenführten und trennten, und jetzt wieder nahe bringen und für ewig scheiden! Doch die Minuten drängen. Verlassen Sie dieses Haus, schnell, augenblicklich! Es droht Ihnen die äußerste Gefahr! Der Schlund des Verderbens gähnt unter Ihren Füßen auf, der Boden, auf den Sie treten, ist nur die leichte Decke eines furchtbaren Abgrundes. Ein Augenblick zu spät, und sie bricht ein! — Mehr darf ich nicht enthüllen. — Ach, schon das gilt für ein schweres Verbrechen! Doch ein höheres Gesetz der Dankbarkeit gebot mir, es zu begehen. Die Zukunft ist düster verhüllt, die Wogen meines Lebens in Sturm gehoben. Welches auch mein Schicksal sei, mit schwesterlicher Treue wird mein Herz das Andenken des edeln Freundes bewahren!

Bianca.“

Ludwig stand, seiner Sinne kaum noch mächtig, und heftete das Auge auf das Blatt, als Rasinski eintrat. „Wo bleibst du?“ fragte er. „Wir haben eine Thür entdeckt;

eben lasse ich eine Axt holen, sie zu öffnen, denn wir müssen nothwendig Licht in der Sache haben. Ist aber Bernhard noch nicht zurückgekehrt? — — Was hast du? Was ist dir?" fragte er erstaunt, als Ludwig bewegungslos vor ihm stand und ihm nur das Blatt hinreichte. Rasinski durchflog es mit raschen Blicken. „Ich glaube, hier sind höhere Mächte im Spiel", rief er aus, als er gelesen; „nie ist mir ein wunderbareres Ereigniß begegnet. Aber Gefahr? Welche Gefahr droht uns? Wörtlich ist doch die Stelle nicht zu verstehen? Wir müssen der Geheimnißvollen nachdringen. Komm und laß uns das Abenteuer gemeinsam wagen!"

Ludwig ließ sich von Rasinski fortreißen. In seinem Zimmer fanden sich schon die Reitknechte mit einer Axt beschäftigt, die entdeckte Thür zu öffnen. Nach wenigen Schlägen war es geschehen. „Jetzt entschlossen, doch vorsichtig", sprach Rasinski; er ergriff mit der Linken ein Licht, mit der Rechten ein Pistol und schritt voran.

Man befand sich in einem schmalen, niedrigen Corridor, der nur eben Breite und Höhe für einen einzigen Mann hatte. Es schien, als sei derselbe in der Mauer selbst angebracht und laufe parallel mit dem breiten äußern Corridor; doch senkte er sich merklich, ja an einigen Stellen fast steil. „Mir däucht, es riecht hier so brandig und nach Schwefel", sprach Rasinski, nachdem sie etwa dreißig Schritte vorwärts gethan hatten. „Bemerkt ihr nichts?"

„Freilich!" erwiderte der Reitknecht. „Es muß hier nothwendig in der Nähe etwas glimmen."

Sie gingen noch etwa zehn Schritte vor. Da drang ihnen ein dichter, schwefeliger Dampf entgegen, sodaß das Licht plötzlich ganz blauroth brannte.

„Sollte die Warnung doch vielleicht wörtlich gemeint sein?"

fragte Rasinski leise, indem er sich zu Ludwig umwandte. „Ich halte es für bedenklich, hier weiter vorzudringen!"

Ludwig, dessen Herz in der Hoffnung angstvoll schlug, die Spuren der Geliebten aufzufinden, erwiderte: „Noch dürfen wir uns gewiß weiter wagen, denn die Rückkehr ist uns ja nicht verschlossen. Ich will voran."

„Nein, es ist besser, daß ich der Vordere bin", erwiderte Rasinski; „dich könnte der Eifer verleiten, die nothwendige Vorsicht zu versäumen."

Sie schritten abermals etwa zwanzig Schritte vorwärts; der schwefelige Dampf wurde dichter und ließ sich kaum noch einathmen. Da fuhr ihnen plötzlich ein Windstoß entgegen, als ob eine Thür irgendwo geöffnet worden wäre, und im gleichen Augenblick erloschen die drei Lichter, die sie bei sich trugen. Unmittelbar darauf vernahmen sie einen dumpfen Knall, und das ganze Gebäude bebte erschüttert.

„Das war eine Mine!" rief Rasinski; „wir müssen zurück!"

Selbst Ludwig sah ein, daß ein weiteres Vordringen unmöglich sei. Man wandte daher um und suchte sich im Finstern zurückzutappen. Aber schon nach wenigen Augenblicken verhüllte ein entsetzlicher Qualm und eine erstickende Hitze den Raum um sie her, sodaß sie fast die Besinnung verloren. „Rasch vorwärts", rief Rasinski und trieb Ludwig an, während dieser auch die Begleiter drängte. Hastig stürzend, mit beklemmtem Athem, Tücher vor den Mund haltend, suchten sie Rasinski's Zimmer zu gewinnen. Athemlos erreichten sie es endlich; doch war auch dieses schon ganz mit Rauch gefüllt. Rasinski sprang gegen das Fenster an und schlug mit dem umgekehrten Pistol die Scheiben ein, daß sie klirrend in die Straße stürzten. Durch dieses Mittel erhielt man Luft und konnte einige frische Athemzüge thun.

Ludwig war durch die Saalthür geeilt; allein kaum hatte er dieselbe geöffnet, als ihm auch schon von dort Rauch und Dampf entgegenschlug, der aus dem Boden zu quellen schien. Doch brannte die Lampe noch und er konnte sein Zimmer erreichen, um in aller Eile Waffen, Mantel und Mantelsack zu ergreifen. Bianca's Schleier, Armband und Tuch trug er schon auf der Brust. So eilte er wieder zu Rasinski zurück, der ihm aber schon auf dem Saale entgegentrat. Jetzt erscholl durch die Stille der Nacht plötzlich von außen her der Ruf: „Feuer, Feuer!“ und fast zu gleicher Zeit dröhnten die Trommelwirbel aus dem Bivouak unten herauf, und gellende Trompetenstöße schmetterten darein. Hastig stürzten Rasinski, Ludwig und die Reitknechte die großen Treppen hinunter auf die Gasse hinaus. In der Hausflur kam ihnen Bernhard in vollem Laufe von der Hinterseite her entgegen.

„Gott sei Dank, daß ihr gerettet seid!“ rief dieser; „ich fürchtete schon, zu spät zu kommen. Aber macht, daß ihr das Freie erreicht, denn die Flammen schlagen schon von allen Seiten aus dem Erdgeschoß und durch das Dach hinaus. Hier treibt der Teufel sein Spiel!“

Schmerz und Seligkeit der Liebe, Bestürzung, Staunen, Schrecken, dankbare Freude brachen in vollen Strömen zugleich in Ludwig's Herz ein; doch die mächtige Flut der Ereignisse riß alles in ihre fortbrausenden Wogen hinein und gönnte der Brust nicht die Ruhe, sich selbst zu beschauen und zu empfinden. Der Augenblick forderte die That; die betäubte Betrachtung wurde gewaltsam von den Gegenständen hinweggerissen, an die sie sich heften wollte.

Jetzt erst konnte man die Gefahr übersehen. Eine schwarze undurchdringliche Wolke lag über dem Palast; nur einzelne roth züngelnde Blitze zuckten hindurch. Der Qualm drang

schon fast aus allen Fenstern des Hauses hervor; er wirbelte aus dem Erdgeschoß herauf, er quoll in dichten Strömen aus dem Dachstuhle. Ein einziger Blick reichte hin, um die Ueberzeugung zu schöpfen, daß das Feuer angelegt, daß der Brandstoff in allen Theilen des Gebäudes ausgebreitet und durch ein plötzliches Mittel überall zugleich in Flammen gesetzt sein mußte. Welcher Art dasselbe gewesen, darüber konnte Rasinski keinen Zweifel mehr hegen.

Mit grausendem Erstaunen erwartete man, wie das majestätische Schauspiel sich entwickeln werde. An Rettung war bei dem gänzlichen Mangel an Hülfsmitteln nicht zu denken. Man hatte genug zu thun gehabt, um so schleunig als möglich einige Vorräthe und die Pferde, welche in dem Hofe des Schlosses untergebracht waren, zu retten.

Rasinski ließ seine Leute unter Waffen treten und überzählte, ob jemand fehle. Sie waren alle zugegen.

„Noch ist es fast windstill“, sprach er; „der Rauch zieht ein wenig abwärts; wenn die Flammen ebenso gejagt werden, dürfen wir ohne Gefahr hier verweilen. Wo nicht, so ziehen wir uns nach der Gegend des Kreml. Einstweilen wollen wir das Ereigniß dorthin melden.“

Er rief Jaromir hervor und gab ihm den Auftrag, sofort nach dem Kreml zu reiten und die Meldung bei dem Generaladjutanten des Kaisers zu machen.

Jaromir sprengte wie ein Pfeil davon.

Mit gespannter Erwartung betrachteten die versammelten Leute jetzt das in Dampf gehüllte Gebäude vor ihnen, jeden Augenblick gewärtig, daß die Flammen durch das Dach brechen sollten. Da fiel unvermuthet ein heller Schein über den ganzen Palast, als wenn derselbe durch eine plötzlich aufgehende Sonne beleuchtet würde. Verwundert sah man sich um; da stand der ganze Himmel in dunkelrothem Glanz,

als ob er über ein Feuermeer gewölbt sei. Rasinski sprengte die Gasse entlang bis zu der Gartenmauer, wo er einen freien Blick über den Horizont hatte. „Heiliger Gott!" rief er entsetzt aus, als er hier ein zweites, großes Gebäude, das in der Nähe des Kreml liegen mußte, wahrnahm, aus dessen hohem, unförmlichem Dache eben die Flammen mit voller Gewalt herausschlugen, während eine schwarze Rauchwolke sich düster über die Sterne, die noch im Zenith glänzten, hinwegwälzte. „Das ist kein Zufall!" rief er unwillkürlich aus; „hier werden furchtbare Rathschläge ausgeführt." Er wollte eben zurücksprengen, als ihm Bernhard mit der Nachricht entgegenkam, am Ende der Gasse brenne ein Magazin.

Jetzt sah Rasinski deutlich, worauf es abgesehen sei; nunmehr galt es, entschlossen zu handeln. „Woher kommt der Wind?" fragte er und sah sich rings um. — „Ich glaube, aus Südwest!" erwiderte Bernhard. — „Richtig! Doch er scheint unstet! Indessen wollen wir uns einstweilen zurückziehen, es könnte uns sonst der Weg abgeschnitten werden."

Von der Flucht Rasinski's aus dem geheimen Gange bis zu diesem Augenblicke waren kaum zehn Minuten verflossen. Bis dahin hatte man in der Stadt auch noch keinen Lärmen gehört, sondern die Ausbrüche des Feuers schienen von den übrigen Bivouaks noch nicht bemerkt worden zu sein und es herrschte während des furchtbar schönen Schauspiels die schauerliche Stille der Nacht. Jetzt aber hörte man aus der Ferne von allen Seiten die Trommeln rühren und Signalhörner und Trompeten schmettern. Es entstand ein Getümmel, als ob ein großes Lager überfallen werde. Die Cavalerie saß auf, die Infanterie griff zu den Waffen und trat an. Noch wußte man nicht, ob man nur ein entsetzliches Element, oder vielleicht auch einen verborgenen Feind,

der unter dem Schutze desselben seinen Angriff machen wolle, zu bekämpfen habe. Die Ungewißheit vermehrte daher den ersten Schrecken. Indessen gingen von allen Seiten die hohen Gebäude in Flammen auf; der Wind wurde stärker und jagte das Feuer wie ein flutendes Meer über die Stadt hin. Bald war man in ein düsteres Dunkel undurchdringlichen Rauchs gehüllt, der, in die engen Gassen zusammengepreßt, nicht sogleich einen Ausweg fand; bald leuchtete es ringsumher wie am hellen Tage, und in allen Waffen glänzte der Widerschein der Flammen, als wären sie in frisches Feindesblut getaucht.

Rasinski gewann mit den Seinigen eine Straße, wo noch keine Feuersbrunst ausgebrochen war. Die Höhe der Häuser von beiden Seiten hinderte auch den Widerschein der entfernter brennenden Gebäude so blendend einzufallen wie zuvor bisweilen; man befand sich in einem dämmernden Halbdunkel, doch war der Himmel durch ziehende Rauchwolken und Funkenströme bedeckt. Das Ende der Gasse stieß auf eine Brücke, welche jedoch für den Augenblick durch die Artillerie gesperrt war, die ihren eiligen Rückzug nahm, um die Munitionswagen und Protzkasten, die man unvorsichtigerweise in der Stadt aufgefahren hatte, zu retten. Rasinski mußte daher mit den Seinigen hier halten, bis die Bahn frei wurde.

„Seht ihr, Freunde“, sprach Rasinski zu Bernhard und Ludwig, „meine Ahnungen werden wahr! Jetzt sehe ich des Unheils kein Ende. Ich wünschte, Jaromir stieße wieder zu uns“, sprach er nach einiger Zeit; „am Ende findet er uns nicht auf.“

„Ich will ihn aufsuchen“, rief Bernhard lebhaft, und Ludwig war ebenfalls sogleich dazu bereit.

„Das würde ihm nichts helfen und ich wäre nur auch

euretwegen in Besorgniß. Du hast uns so gestern Abend Sorge genug durch dein Verschwinden gemacht, Bernhard. Wo stecktest du denn?"

„Im Garten ging ich auf und ab! Es wäre mir unmöglich gewesen zu schlafen. Ueberdies habe ich daselbst eine Entdeckung gemacht, die uns zwar jetzt schwerlich noch etwas helfen kann, aber doch wol mit den Feuersbrünsten im Zusammenhange steht."

Man horchte auf, vorzüglich war Ludwig gespannt.

„Ich wollte eben ins Schloß zurückkehren", fuhr Bernhard fort, „denn es hatte bereits Mitternacht geschlagen; als ich aber den großen Laubgang hinuntergehe, der auf das Portal zuführt, sehe ich plötzlich aus dem Seitengebüsch einen Lichtschimmer durch das Laub fallen. Es war eine Gestalt im Mantel mit einer Laterne. Im ersten Augenblick glaubte ich, man suche mich auf; doch hielt ich es für gut, mich hinter einer dicken Kastanie zu verbergen, bis ich wußte, wer mir nahe komme; denn ich hatte im Schlosse schon am Tage gewisse Entdeckungen gemacht."

„Ich weiß das", unterbrach Rasinski.

„So lauerte ich denn auf dem Anstande und sah, daß der Gestalt mit der Laterne einige andere folgten. Sie bogen aus dem Seitenpfad in den Hauptgang ein und kamen gerade auf mich zu. Es waren ihrer zehn. Ein Kerl mit der Blendlaterne ging voran; dann folgte ein Mann, dicht in einen Mantel gewickelt, der eine schwarz verschleierte Dame führte."

Ludwig seufzte aus tiefer Brust auf, sprach aber kein Wort.

„Die übrigen schienen Diener zu sein; es waren auch zwei Weibsbilder dabei, die eine jung und zierlich, die andere aber, groß, abenteuerlich gekleidet, glich in Tracht und Hal

tung der wüthenden Frau, die wir auf der Mauer des Kreml gesehen hatten; ich möchte schwören, sie wäre es selbst gewesen, wenn ich mehr von ihr gesehen hätte, als ein flüchtiger Schimmer der Blendlaterne, der über sie hinstreifte, während der Führer sich einmal nach seiner Gesellschaft umsah, wahrnehmen ließ. Die letzten vier Kerle trugen etwas auf den Schultern, das ich nicht zu erkennen vermochte; ich würde es für einen eingewickelten Leichnam gehalten haben. Ich stand unschlüssig, ob ich dem verdächtigen Zug in den Weg treten sollte; indessen muß ich gestehen, es waren mir doch zu viele, zumal da ich keine Pistolen bei mir hatte; auch dachte ich, es sind am Ende doch wol friedliche Leute, die sich bei Nacht vor uns flüchten und froh sind, wenn wir sie nicht aufhalten. So ließ ich sie denn ziehen, und als sie vorbei waren, nahm ich meinen Weg nach dem Schlosse zurück. Auf halbem Wege roch es mir schon so nach Pech und Schwefel. Hm! dachte ich, sollte dies schwarze Gesindel zu Satans Bande gehört haben? Die Witterung wurde immer ärger. Plötzlich schütterte die Erde unter mir, und es scholl wie ein dumpfer, ferner Fall durch die stille Nacht. Jetzt schoß mir's auf! Ich eile wie der Wind durch den Park nach dem Schlosse. Endlich bin ich aus dem Buschwerke heraus und sehe die Gebäude vor mir, zugleich aber auch den Rauch, der von allen Seiten herausquillt, und rothe Flammen, die aus den Kellerlöchern hervorlecken wie Drachenzungen. Ich will hinauf, euch zu wecken, da kommt ihr mir die Treppe herab entgegen. Euch muß der Rauch geweckt haben.

„O Bernhard", begann Ludwig, „uns war eine wunderbare Hülfe nahe. Ich —"

„Vorwärts!" rief Rasinski und unterbrach Ludwig's Erzählung, denn eben wurde die Passage frei und man mußte eilen, daß sie nicht zum zweiten mal abgeschnitten wurde.

Auf der Brücke angelangt, sah man wieder freier um sich. Das Feuer brannte von der Westseite herauf. Der Widerschein spiegelte sich prächtig in dem düstern Fluß.

„Der Wind dreht sich!" sprach Rasinski und sah nach dem Zuge des Rauchs und der Flammen. „Seht, wie die Funkengarben nach dem Kreml hinübersprühen! — Wir werden unsere Richtung ändern müssen!"

Ein Adjutant sprengte in Galop heran und rief mit lauter Stimme: „Die Cavalerie und Artillerie soll sich vor das Thor auf die Straße nach Petersburg ziehen." Hierauf wandte er sein Pferd, vermuthlich um den Befehl irgendeiner andern Truppenabtheilung, die er in den Gassen der Stadt umherirrend antreffen würde, zu überbringen.

„Gut, so kennen wir wenigstens unsere Bestimmung", sprach Rasinski; „ich gestehe, ich wußte nicht, wie ich in diesem außerordentlichen Falle handeln sollte."

Sie schlugen eine Straße ein, welche nach der angegebenen Richtung führte. Bald aber sahen sie sich in einem dichten Gedränge und Getümmel, denn Infanteriecolonnen, mit den bärtigen Sappeurs an der Spitze, kamen ihnen im Sturmschritt entgegen, weil sie befehligt waren, dem Brande Einhalt zu thun. „Platz! Platz!" schrie der Führer und drängte mit den Leuten vorwärts. So konnte die Cavalerie, auf die rechte Seite der Straße gedrängt, nur Schritt vor Schritt vorrücken. Indessen wuchsen in ihrem Rücken die Flammen; der Rauch wälzte sich, ein Gemisch glühender und schwarzer Wolken, hoch über die Thürme und Paläste hin und verbarg den Himmel und seine Gestirne.

Doch waren die Straßen nicht verdunkelt, sondern Häuser und Boden glühten, wie von Fackeln der Furien beleuchtet, im blutrothen Widerschein.

Der Sturm, durch das Flammenmeer gelockt, warf f

heulend, mit grimmiger Lust auf die wogende Flut, riß sie in hohen Wirbeln empor und jagte Funken, Feuerflocken und Asche vor sich hin, die in einem dichten Regen herabströmten.

Das ungeheuere Ereigniß stellte sich mit riesenhafter Majestät vor den Menschen in seiner Ohnmacht hin.

Jedes vereinzelte Leiden, Sehnen, Hoffen und Fühlen der Brust ging unter in dem eiskalten Anhauch eines starren Grausens, das mitten aus dem Glutmeer hervorbrach und sich in das Herz, auch des Kühnsten, ergoß. Die Stunde des Weltgerichts schien angebrochen, das flammende Verhängniß ereilte Völker und Throne; nicht Wälle, nicht Mauern von Erz hätten dem Verderben mehr gewehrt. Wem jetzt das Los gefallen war, den packten die Arme des glühenden Stroms und rissen ihn brausend fort in das Meer der Vernichtung und gruben ihn in Nacht, Staub und Asche!

Sechstes Kapitel.

Jaromir war mit verhängtem Zügel durch die noch finstern Gassen dem Thore des Kreml zugesprengt. Ein eigenes Grauen beschlich seine Brust, als er allein durch die öde Stadt jagte. Noch hatte er keine zweite Feuersbrunst entdeckt, noch schlug keine Flamme aus dem Giebel fernerer Dächer empor, um die Nacht zu erleuchten. Dennoch hatte er eine dunkle Ahnung der Wahrheit, und die schwarzen Steinmassen der Stadt erschienen ihm wie ein erstarrtes, ausgebranntes, schroff geborstenes Lavameer, das plötzlich

seine unterirdischen Schlünde aufreiße, um den ungebändigten Feuerströmen die Bahn zu öffnen. Er mußte durch eine enge, gewundene Gasse reiten, deren hohe Häuser ihm die Aussicht in die Ferne eine Zeit lang versperrten. Als er wieder einen freien Raum erreichte, sah er bereits an drei Stellen zugleich röthlichen Rauch aufsteigen, und plötzlich zuckte eine flackernde Helle durch die Nacht. Es waren die ersten Flammen, welche die Dächer des Bazars durchbrachen. Bald röthete sich der Himmel an mehreren Orten, und noch bevor er den Kreml erreicht hatte, hörte er schon die Trommeln der Wachen daselbst. Adjutanten sprengten ihm entgegen; er rief sie an, um zu fragen, wohin er seine Meldung machen könne. „Es ist schon alles in Ordnung“, lautete die Antwort. „Der Kaiser ist benachrichtigt, der Marschall Mortier schon in voller Thätigkeit. Wir haben allen berittenen Truppentheilen und der Artillerie den Befehl zu bringen, schnell die Stadt zu verlassen. Dagegen sollen Sappeurs, Mineurs und Infanterie sich sammeln, um löschen zu helfen. Alle Meldungen gehen an den Marschall Mortier.“

Jaromir sah ein, daß er jetzt nichts Besseres thun könne als zurückreiten, um Rasinski diese Bestimmungen mitzutheilen. Er that es im gestreckten Galop; doch theils weil er nicht genau Bescheid wußte, theils weil die seltsame Beleuchtung ihn täuschte, und endlich weil eine ausrückende Colonne Artillerie, die eine Querstraße sperrte und ihn so zu einem andern Wege zwang als der, den er gekommen war, verirrte er sich und konnte sich aus einem Gewinde kleiner, sich kreuzender Gassen gar nicht zurecht finden, weil sie immer an andern Punkten ausliefen, als wohin ihn die Richtung, nach der er sie wählte, zu leiten schien. Endlich erreichte er einen freien Raum, der schon fast tageshell von Flammen beleuchtet war, und glaubte nun sich links wenden zu müssen.

Da erst erkannte er, daß er sich dicht bei seinem Bivouaksplatz befand, aber von einer andern Seite auf denselben zurückgekehrt war, wodurch die Gegenstände ihm im ersten Augenblicke halb bekannt und doch fremd erschienen. Das brennende Gebäude zu seiner Rechten war eben das, in welchem Rasinski gewohnt hatte; die Flammen schlugen schon über den Giebel hinaus, und der Rauch wirbelte in einem breiten Strom über die gegenüberliegenden Giebel und Häuser hin, sodaß er die Aussicht nach der Seite fast ganz verdeckte. Von Truppen war nichts mehr zu bemerken, doch sah Jaromir aus den noch brennenden Bivouaksfeuern, daß der Abmarsch sehr eilig gewesen sein mußte. Sie werden den Befehl, den du bringen solltest, bereits anderweitig erhalten haben, dachte Jaromir, war aber unschlüssig, wohin er selbst sich nunmehr wenden sollte, um die Freunde rasch aufzufinden. Die düstere Stimmung, in der er sich befand, war durch das wichtige Ereigniß für den Augenblick einigermaßen abgeleitet worden; jetzt aber, da die Feuersbrünste sich vervielfältigten und die Flammen vielleicht schon von zwanzig verschiedenen Orten her leuchteten, überkam ihn plötzlich eine dunkle Unruhe um Alisetten. Wird sie gewarnt, geweckt sein? Wird sie wissen, wohin sie sich wenden soll in einer so rauhen Nacht des Schreckens? Und wenn sie aufgestört wird von dem tobenden Lärm, wohin wird die Einsame, Verlassene flüchten? In vielen Stadttheilen, wo keine Truppen lagen, oder wo das Uebermaß der Müdigkeit alles in festen Schlaf gestreckt hatte, war es noch nicht einmal unruhig geworden, sondern das Verderben brach während der Ruhe des Schlummers herein. Wie, wenn sie in ihrem nach dem Gartenhaus abgelegenen Gemach den Trommelschlag nicht hörte, wenn das Feuer auch diesen Palast ergriff, wenn sie entsetzlich aufgestört —

Er durfte nicht weiter denken; sein Entschluß war gefaßt, zu der Geliebten zu eilen, sie zu wecken, zu warnen, zu beschützen. Indem theilte der Sturm die breiten Wolkenzüge des Dampfes, die sich bisjetzt nach der Gegend, wo Alisette wohnte, gewälzt und sie dem Auge entzogen hatten. Da sah er rothe Flammenspitzen über die Bäume des Gartens emporzucken; der Palast mußte schon brennen, wo sie wohnte. Eine ungeheuere Angst überfiel ihn. Er sprengte nach der Gartenpforte; sie war zu eng, um hindurchzureiten. Rasch warf er sich vom Pferde und öffnete das Pförtchen. Jetzt sah er es deutlich, daß der Palast schon in Flammen stand, obwol dieselben noch nicht ganz ausgebrochen waren. Ohne sich um sein Roß zu kümmern, eilte er im vollen Lauf durch die Gebüsche, um die große Allee zu gewinnen, welche mitten durch den Park führte. „Welch eine Fügung des Himmels, die dir diesen geheimen Pfad gezeigt hat, auf dem du jetzt das theuere, holde Wesen retten kannst!“ — Athemlos erreichte er das Ende des Gartens. Der Palast stand still, einsam vor ihm; niemand in seinen weitläufigen Räumen schien erwacht zu sein, niemand die Nähe der Gefahr zu ahnen. Entweder die Bewohner waren schon geflüchtet und gerettet, oder der Schlaf hielt sie noch in dichten Banden und überlieferte die gefesselten, betäubten Opfer stumm dem Verderben. Noch stand das Gebäude nicht in hellen Flammen; aber sie leckten doch schon mit züngelnden Spitzen aus den Oeffnungen des Daches und des Erdgeschosses und blitzten durch die schweren, langsam wogenden Dampfmassen, welche sich auf den Zinnen lagerten und das Gemäuer wie ein düsterer Trauerschleier umwallten. Der ganze innere Raum des Gebäudes schien mit Glut und Rauch so gefüllt, als bedürfe es nur noch eines Hauchs, um die Flammen übermächtig nach allen Seiten hinaus-

zuspeien und das Ganze mit ihren brausenden Wogen zu überfluten.

Ohne sich zu bedenken, doch mit angstvoll um die Geliebte pochendem Herzen drang Jaromir in diesen Krater des Todes ein, stürzte die Treppe hinan und stand jetzt vor der Thür ihres Gemachs. Sie war verschlossen. Er pochte, man antwortete nicht. Alisette konnte in einem Nebengemach schlafen und ihn nicht hören; mit einem starken Fußstoß sprengte er daher die Thür auf und stand im Gemach.

„Alisette!“ rief er, „Alisette! Wo bist du?“

Alles blieb still. War sie schon geflüchtet, oder mußte er sie in einem andern Gemach aufsuchen? — Beim Schein des Feuers, der, durch die hohen Bäume vor den Fenstern verdunkelt, nur matt hereinfiel, suchte und fand er die Thür des Nebenzimmers. Er ging hinein; auch hier war alles still, doch brannte eine Lampe auf einem Tische in der Ecke. Diese ergriff er und schritt weiter. Es war hier weder von Rauch etwas zu spüren, noch fiel der Schein der Flammen hell genug herein, um jemand zu erwecken; auch war alles todtenstill, und von dem mehr und mehr wachsenden Lärmen auf der Straße vernahm man hier nichts. Jaromir's Vermuthung, daß Alisette noch schlummern möge, wurde ihm fast zur Gewißheit; hastig warf er daher seine Blicke durch das Gemach und schritt, da er keine Spur, daß dasselbe bewohnt sein möchte, erblickte, hindurch. Er öffnete die Thür des zweiten Zimmers und lauschte hinein. Hier sah er ein Bett mit zugezogenen seidenen Vorhängen stehen. Ein heiliger Schauer durchzuckte ihn. „Alisette! Alisette!“ rief er.

„Wer ist da?“ antwortete ihre Stimme mit ängstlichem Ton.

„Alisette, ich komme, dich zu retten, das Schloß steht

in Flammen!" Mit diesen Worten eilte er auf das Bett zu, woher ihre Stimme tönte, um die Geliebte in seinen Armen aus dem Palast zu tragen. „Zurück, zurück!" rief sie ihm zu, indem sie die Vorhänge mit der einen Hand zusammenhielt und ihm mit der andern winkte, sich zu entfernen. „Um des Himmels willen zurück!" Jaromir glaubte, ein Gefühl der Verschämung gebe ihr diese Angst. Doch es blieb ihm nicht Zeit, dasselbe zu bekämpfen, denn eine männliche Stimme rief: „Zum Teufel, was gibt's denn!"

Jaromir erstarrte. Alisette stieß einen lauten Schrei aus. Im gleichen Augenblicke sprang ein Mann von dem Lager auf.

„Wer bricht hier herein?" fragte er mit entschlossener Stimme; doch ehe Jaromir antworten konnte, war auch Alisette aufgesprungen, hatte sich ihm zu Füßen geworfen, umklammerte seine Knie und rief: „Verdamme mich nicht, ich bin schuldlos."

Jaromir stand betäubt, entsetzt, vernichtet. Er sah so viele Schreckensgestalten des Unheils zugleich auf sich einstürzen, daß sein Blick sie nicht mehr unterschied. Er warf die Lampe von sich, und indem er sich die Hände verhüllend vor die Stirn legte, rief er aus: „O, ich Elender!"

Alisette hatte seine Knie mit beiden Armen krampfhaft umschlungen. Das aufgelöste Haar wallte ihr über die entblößten Schultern und den hervorquellenden Busen. „Ich stehe nicht eher auf, bis du mir vergeben hast!" rief sie und drückte das Angesicht gegen den Boden. „Und willst du nicht, so zertritt mich; ich will zu deinen Füßen sterben."

Jaromir hörte und sah nicht.

Eine rauhe Hand faßte ihn jetzt beim Arm und rüttelte ihn heftig.

„Ich fordere eine Erklärung, Herr Graf, mit welchem Rechte Sie sich unterfangen hier einzudringen.

Jaromir sah sich halb bewußtlos um. Eben brach draußen eine rothe Flammenwoge durch das Dach eines unfern stehenden Gebäudes, sodaß das Gemach röthlich beleuchtet wurde. Bei diesem Schimmer erkannte er den Obersten Regnard, der im rasch übergeworfenen Mantel vor ihm stand.

Erstaunt fuhr dieser zurück; Alisette, die sich eben aufrichten wollte, schrie laut auf und sank halb ohnmächtig wieder auf den Boden. Jaromir war so betäubt, daß er die Frage des Obersten nicht sogleich fassen konnte. In diesem hatte der unvermuthete Schreck mit dem Zorn zu kämpfen; so blieb es einige Secunden todesstill.

„Teufel! Ich frage, was Ihr Eindringen hier bedeuten soll!" rief der Oberst, jetzt wüthend ausbrechend; „antworten Sie, wenn Sie ein Mann von Ehre sind."

Regnard glaubte die Gefahr nicht nahe, und über die benachbarte Feuersbrunst hatte er sich mit dem Muth eines alten Soldaten sogleich wieder gefaßt.

Alisette war jetzt angstvoll aufgesprungen. Sie warf sich zwischen Jaromir und den Obersten und rief, indem sie die Hände rang: „Um des Himmels willen, laßt uns flüchten, flüchten! Ich will ja alles bekennen und gestehen!"

Doch mit entsetzlich ausbrechendem Zorn faßte Jaromir den nackten Arm der Flehenden, schüttelte sie, wie der Löwe ein Reh packt, und rief: „Bekenne, Elende! Hast du Lodoiska verleumdet?"

„Vergebung! Gnade!" wimmerte die Entsetzte und wollte vor ihm auf die Knie sinken. Doch Jaromir schleuderte sie grimmig hinweg, daß sie auf das Lager niederstürzte, und rief: „Lügenzüngige Natter! Fliehe, damit ich nicht an dir zum Mörder werde!"

Regnard fiel ihm in den Arm, doch die überlegene Jugendkraft Jaromir's stieß auch ihn zurück: „Wir treffen uns noch; jetzt retten Sie sich, denn der Palast brennt.“

Ein dumpfer Donnerschlag, der aus der Tiefe des Bodens heraufklang, verschlang die letzten Worte. Der Palast bebte, die Fenster sprangen klirrend entzwei, Steine stürzten von der erschütterten, geborstenen Decke herab.

„Hölle und Teufel! Was ist das?“ fuhr Regnard auf.

„Allbarmherziger Gott!“ schrie Alisette und rang die Hände.

„Von dir weiß die Barmherzigkeit nichts“, rief Jaromir ihr mit dumpfer Stimme und drohend gehobener Hand zu. „Diese Gewölbe stürzen ein über deinen Freveln, und dich verschlingen die Flammen der Hölle.“

„Gnade! Erbarmen! Rettet mich!“ jammerte die Unglückselige und schwankte auf Jaromir zu; aber sie vermochte sich nicht mehr auf den Füßen zu erhalten, sondern fiel betäubt, regungslos auf den Boden nieder.

„Wir dürfen sie nicht umkommen lassen“, sprach Regnard entschlossen; „helfen Sie mir sie hinabtragen.“ Er suchte sie emporzuheben; Jaromir stand wie eine eherne Bildsäule und starrte das reizende Bild der Ohnmächtigen an. Indem öffnete sich die angelehnte Thür des Nebengemachs, und das Pflegekind Alisettens, die kleine dreijährige Tochter ihrer Schwester, kam herein und stammelte weinend: „Ich fürchte mich so!“

Beim Anblick dieses hülflosen Wesens kehrte das Bewußtsein in Jaromir's Brust zurück und mit ihm sein weiches Mitgefühl.

Eine tiefe Scham befiel ihn. „Nein! du sollst nicht umkommen, kleines, holdes Wesen“, sprach er sanft, „du nicht und auch nicht diese Verbrecherin.“ Er nahm das Kind i

seine Arme und hüllte es in einen Shawl Alisettens ein. Dieser hatte Regnard bereits einen Mantel übergeworfen, doch vermochte er nicht sie emporzuheben, weil seine Wunde ihn noch hinderte. Jaromir reichte ihm das Kind und sprach: „Nehmen Sie die Kleine!“ Dann ergriff er Alisetten, hob sie mit rüstiger Jugendkraft empor und schritt nach der Thür zu. „Mir nach! den Garten können wir noch erreichen“, sprach er. Regnard folgte ihm.

Schon drang dichter Dampf und Schwefelgeruch in die Gemächer ein; doch leuchtete die Flamme von außen her so hell, daß man den Weg nicht verfehlen konnte. Die kleine Treppe, die zum Garten führte, war ganz in Rauch gehüllt, und die Flammen schlugen schon hell von unten herauf. Ohne Zaudern warf sich Jaromir hinein; in drei Sprüngen war er unten und erreichte mitten durch die Flamme das Freie. Regnard war ihm ebenso entschlossen gefolgt. Athemlos, mit versengtem Haar, gewannen sie einen sichern Platz im Garten. Dort setzten sie die Bürden nieder und schöpften Athem.

„Wir sind in Sicherheit“, sprach Jaromir mit stumpfem Ton erstarrter Gleichgültigkeit; „durch die Gartenmauer führt eine Pforte, wenn das Thor des Palastes schon in Flammen stehen sollte. Was uns anlangt, Herr Oberst, so werden wir uns wol wiedersehen!“

Regnard erwiderte nichts. Er ahnte jetzt den Zusammenhang und fühlte, daß er von dem Unglücklichen keine Erklärungen zu fordern hatte. Dieser aber schritt hastig durch den Garten, um sich zu Pferd zu werfen und die Seinigen aufzusuchen.

Der treue Rappe stand, obwol er nicht angebunden war, geduldig an der Pforte des Gartens und schien seinen Herrn zu erwarten. Jaromir schwang sich hinauf und sprengte mit verhängtem Zügel durch die Gassen.

Von allen Seiten standen schon die Gebäude in Flammen; die Nacht war heller als der Tag. Nur wo der verfangene Rauch und Qualm oder der dichte Aschenregen die Luft verdunkelten, war es finster. Die brennenden Straßen schienen ausgestorben; alles war geflüchtet. Die Rettungsmittel wandte man nur an, um die noch unversehrten Theile zu schützen, denn wo einmal das Feuer loderte, war jeder Kampf mit dem übermächtigen Elemente vergeblich. Die Flamme knisterte ringsumher; es schien Jaromir, als seien es die Furien der Hölle, die ihn verfolgten. Sein Roß wurde durch den Sporn und die Angst zugleich getrieben; es flog wie ein Pfeil mit ihm dahin. Doch der Betäubte suchte keinen Ausweg, er führte die Zügel nicht, er achtete auf kein Zeichen, nicht auf die Richtung des Windes; dem Pferde bewußtlos die freie Wahl lassend, gerieth er immer tiefer in das labyrinthische Gewinde der brennenden Gassen hinein. Erst als das scheue Thier sich plötzlich wie in einer Flammenhöhle sah und stutzte und umwenden wollte und wieder stutzte, indem es sich scheu aufbäumte und geängstigt die Funken und Feuerflocken aus den Mähnen zu schütteln suchte, da sah er, wohin er gerathen war. Die durchglühte Luft war kaum noch zu athmen; das Auge brannte und schloß sich geblendet, ein durchbohrender Schmerz zuckte durch das Gehirn. „Also hier soll ich enden? — Sind es die Flammen der Hölle, die meinen Frevel so schnell bestrafen?“

Das Leben war ihm verhaßt; doch die Natur wehrte sich gegen diese qualvolle Vernichtung. Gewaltsam riß er die geblendeten Augen auf und starrte in das prasselnde Feuermeer, ob sich nirgends ein Ausweg aufthue. Ein Windstoß fuhr brausend durch die Flammen, drückte sie mächtig herab und spaltete sie dann, die glühende Mauer gewaltsam mit

seinem Strom durchbrechend. Jaromir sprengte in die offene Kluft hinein; einen Augenblick lang theilten sich die Feuerwogen weithin, sodaß der Blick bis zu dem Punkte, wo die Rettung winkte, hindurchdringen konnte. Doch schon schlugen die Wellen wieder über seinem Haupte zusammen; plötzlich donnerte und krachte es furchtbar über ihm; ein Dachstuhl stürzte ein, glühende Balken und Steine prasselten herab, Jaromir's Pferd, von einem mächtigen Quader im Kreuz getroffen, brach unter ihm zusammen. Betäubt lag er am Boden; doch raffte er sich wieder auf und drang zu Fuß vorwärts. Schon gab er sich verloren; fast mit geschlossenen Augen, weil sie die Glut nicht mehr ertragen konnten, drang er vorwärts, der Gegend zu, wo er einen Augenblick lang freie Räume gesehen hatte. Da traf plötzlich in dieser Flammenöde eine ernste männliche Stimme sein Ohr: „Wißt Ihr uns den Ausweg aus den brennenden Gassen zu zeigen?" rief es ihn von der Seite her an.

Freudig durchschauert, nur einen Todesgefährten aufgefunden zu haben, wandte er sich nach der Seite, woher der Ruf kam. Doch von Ehrfurcht und Schrecken gefesselt, blieb er erstarrt stehen, als er den Kaiser, der mit einigen Begleitern aus einer engen, gewundenen Seitengasse kam, vor sich sah. „Wie? Er selbst? Er, an dessen Haupt das Verhängniß aller hängt, hier in diesem brandenden Feuermeer, wo nirgends mehr ein Rettungsweg zu entdecken ist? Nein, er kann so nicht verloren sein!" Dieses lebendig prophetische Bewußtsein gab ihm Kraft und Besinnung wieder. An der ruhigen Entschlossenheit des unerschütterlichen Mannes, der ihn mit denselben unveränderten Zügen, wie er im Sturm der Schlacht das Steuer lenkte, anblickte, richtete sich sein eigener Muth empor. Er wuchs ihm durch einen Blick auf die verstörten Begleiter und Führer des Feldherrn,

die, vom Entsetzen verwirrt, in den wogenden Flammen die alten Spuren der Straßen nicht mehr aufzufinden vermochten. Mächtig durchdrang ihn das Gefühl, daß sein kleines Dasein diesem unermeßlich großen gegenüber nichts gelte, und darum betäubte es ihn nicht mehr, daß es von tausend Schmerzen zerrissen und jetzt von unrettbarem Verderben bedroht war. Ehre und Männerpflicht richteten sich edel in ihm auf.

„Wißt Ihr keinen Ausweg?“ erneuerte der Kaiser die Frage. „Ja, ich hoffe es“, antwortete Jaromir fest; „doch der Weg geht durch die lodernden Flammen dort.“

„Gut denn! Wir haben nicht Zeit uns zu besinnen“, erwiderte der Kaiser und schritt dahin, wo Jaromir's Hand deutete. Dieser eilte voran, stolz entschlossen, sich mitten in die Glut zu werfen. Doch als trügen die empörten Elemente eine heilige Scheu, den Gewaltigen anzutasten, so erhob sich jetzt der Sturmwind stärker als zuvor und brach eine Gasse durch die Flammen. Jaromir stürzte voran; der Weg ging durch Aschen- und Feuerregen über qualmende Trümmer hinweg. Man athmete Glut; das Auge brannte bis ins Gehirn, Lippe und Zunge verdorrten. Da wehte ein frischerer Lufthauch kühlend über Jaromir's glühendes Angesicht. Das Freie war erreicht; die Rettung gewonnen!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.